# Leben und Leiden

meines

# Vaters

# Jonathan Eiche

von

**Benjamin Eiche**

Kaufmann und Mälzenbräuer zu Tilse in Preußen.

Königsberg 1796.

Im Verlag der Hartungschen Buchhandlung.

F. W. Kreyssig
in Haasenheim

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vielleicht ist das Vertrauen auf meine Leser, so wie meine Kühnheit zu groß, da ich, der von Amtswegen keinen Beruf zum Schriftsteller hatte, Ihnen das Leben meines Vaters mittheile, der weder Titel noch Rang, sondern blos eigene Würde und ächten Seelenadel besaß. Fest bin ich überzeugt, daß es gute Menschen giebt, bey denen dieses Creditiv des Schöpfers und der Natur in gehöriger Achtung stehen wird. Da es mir aber auch durch Erfahrung bekannt ist, daß Vorzüge dieser Art nicht unter die curenten Artikel gehören, und folglich weder im Tarif noch Conto-Buche manches meiner Leser stehen dürften; so will ich sie mit dieser, in unserm aufge-

klärten achtzehnten Jahrhundert ziemlich seltenen Waare etwas genauer bekannt machen und ihnen deshalb den Charakter meines Vaters mit wenig Worten entwerfen.

Mein Vater hatte früh das menschliche Elend aus eigener Erfahrung kennen gelernt, er winselte und declamirte deshalb nicht beym Anblick desselben, sondern half, wo und wie er konnte; er prahlte nicht mit dem Guten, das er verübte, weil er Gutesthun für Pflicht hielt, und arbeitete gern, weil er überzeugt war, daß der Mensch zum Arbeiten bestimmt sey.

Die Religion, die ihm oft Trost und Muth im Elende verlieh, wurde von ihm aufrichtig verehrt; aber sein gesunder Menschenverstand lehrte ihm auch zeitig Unkraut vom Weitzen scheiden. Wenn er einen Fehler hatte, so war es vielleicht einiger Stolz, und zu großes Vertrauen, alles,

was

was er für gut hielt, durchsetzen zu können. Wenn Dir, mein Leser! so ein Mann, auch in gewöhnlichen Verhältnissen, nicht einer nähern Bekanntschaft werth scheint; so lege das Büchlein bey Zeiten aus der Hand, und sey überzeugt, daß ich es nicht für Dich schrieb. Du aber, lieber, guter, edler Mann! dem vielleicht Streiche des Schicksals, vielleicht auch seine Nebenmenschen, durch Leidenschaft und Vorurtheil geblendet, Glück, Ruhe und Zufriedenheit raubten, laß die Leiden der Meinigen Dir zum Troste gereichen, weil aus ihrem Schicksale die Ueberzeugung quillt, daß Tugend, da sie hier auf Erden gewöhnlich mit Verachtung und Elend vergesellschaftet ist, und doch von einem gerechten Gott nicht unbelohnt bleiben kann, in einer bessern Welt, jenseits des Grabes, gewiß ihren Lohn erhalten muß.

Den Herren Kunstrichtern mag zur beliebigen Nachricht dienen, daß ich dieses Werk vor dem Abdrucke von einem Manne, der sich den Wissenschaften gewidmet, durchsehen ließ, und daß alles, was in diesem Werke einen gelehrten Anstrich hat, nicht mir, sondern diesem Freunde gehört. Die politischen Kannengießer aber bitte ich, mit Vermeidung meines dienstlichen Grußes, alles Klügeln und Deuten bey Seite zu lassen, weil es ihnen sonst sicher wie den Einwohnern eines Städtleins in Schwaben mit dem Leben des Junkers Siegfried von Lindenberg ergehen, und sie, ihrer hohen Weisheit ohnerachtet, dennoch fehlschließen dürften. Leid würde es mir thun, wenn irgend eine gute Seele es mir veragen sollte, daß ich die Geißel des Altvaters Juvenal, den ich noch aus meinen Schuljahren zu kennen die Ehre habe, gegen

gen Heuchler, Schurken und Narren ein wenig zu hart schwinge. Wer die Würde der Religion, wer ihren erhabenen Werth kennt, dem muß es auch nützlich scheinen, wenn man den Heuchler entlarvt, und ihn, ohngeachtet der Worte und Formeln, hinter die er sich zu verkriechen sucht, in seiner Blöße darstellt. Den Schurken schonen, hieße Schwäche verrathen, und durch Spott über die Thorheit ihren Verehrer, wenn er noch nicht alle Gefühle der Schaam in seiner Seele erstickt hat, zum Erröthen zwingen, heist den ersten Schritt zu seiner Besserung befördern. So werde ich unerschüttert denken, aber auch nie wird mein Haß des Lasters und der Thorheit zum Menschenhasse ausarten; denn überzeugt, daß es unser Schicksal ist, von Vorurtheil und Leidenschaft irre geführt zu werden, werde ich, der es auch oft fühlt,

daß menſchliche Schwäche ſein Loos iſt, jeden der es einſieht, daß er von der Bahn, die ihm Tugend und Vernunft gebieten, abwich, mit Freuden, wenn er eine Stütze bedarf, meinen Arm bieten und theilnehmend an dieſes Herz drücken, welches in jedem Menſchen auch ſeinen Bruder erkennt.

Tilſe in Preußen
den 1ten März 1789.

Benjamin Eiche.

Leben

# Leben und Leiden
meines
# Vaters Jonathan Eiche.

## Erſtes Buch.

Operibus, doloribus ac damnis exagitantur (viri boni) ut verum colligant robur.

SENECA.

### Erſtes Kapitel.

#### Donner, Blitz und Brand.

„Das ſich Gott erbarme,„ ſagte der Wirth, bey dem Eiche auf einige Augenblicke eingekehrt war, das Ungewitter zieht ſich wieder von allen Seiten zuſammen; es wird ſtärker werden, als es war, Sie können ohnmöglich fort. Eiche ſah wie ſich

der Himmel schwärzte, hörte wie der Donner von allen Seiten in der Ferne rollte; aber seine Unruhe trieb ihn fort. Er bedurfte Trost, und hoffte diesen im Schooße der Seinigen zu finden, denn er hatte viel verlohren, den ganzen Erwerb seiner frühern Jahre, den er einem Kaufmanne anvertrauet hatte. Dieser war vor ein paar Wochen banquerot geworden. Eiche eilte, da er diese Nachricht erhielt, persönlich nach Königsberg, hoffte vielleicht noch einen Theil zu retten; aber schon vor seiner Ankunft hatte ein Pistolenschuß das Leben des Elenden geendet, der, ohne auf den Vorwurf seines Gewissens zu achten, das Gut der Wittwen und Waisen verpraßt hatte, und jetzt ihre laute Klagen ohne Verzweifelung nicht anhören konnte. Unter seinen Gläubigern war auch Johann Eiche, ein wohlhabender Pächter. Er hatte sich den Ruhm eines vorzüglichen Landwirths erworben, und jedes Gut, das er einige Jahre lang in Pacht gehabt hatte, so ansehnlich verbessert, daß jedermann, der von ihm hörte, ihn zu seinem Pächter wünschte. Herr von Wildbahn, dessen Gut so eben sequestrirt werden sollte, bat ihn, solches

ches in Pacht zu nehmen. Eiche ging den Vorschlag ein; und sobald es die Gläubiger hörten, und er ihnen die Zinsen richtig abzutragen versprach, so nahmen sie sogleich ihre bey den Gerichten eingegebene Klagen zurück. Nach wenig Jahren war das Gut in der besten Verfassung. Herr von Wildbahn forderte jetzt die Verdoppelung der Arende, und Eiche zog ab. Er wählte darauf ein benachbartes Gut, dessen Besitzer sich außerhalb Landes aufhielt. Er brauchte Jahre, den gänzlich verwilderten Boden in Stand zu setzen, und den in Morast verwandelten Wiesen ihre alte Gestalt wieder zu verschaffen. Hierauf verwandte er einen großen Theil seines Vermögens, und hatte den Ueberrest dem vorerwähnten Kaufmanne anvertraut. Der Verlust dieses Capitals war für Eiche desto schmerzlicher, da er es als das Eigenthum seiner Kinder und als eine Hülfe betrachtet hatte, die er ihnen auch nach seinem Tode hinterlassen würde. Schwermuthsvoll kehrte nun Eiche nach Hause zurück; aber Vertrauen auf Gott und die Ueberzeugung, wieviel er durch Fleiß und Arbeit noch vor sich bringen könnte, waren hinreichender Trost

für

für sein beklemmtes Herz. Er war wenig Meilen von seinem Hause entfernt, als der heitere Himmel sich umwölkte; ein starker Platzregen, mit Donnerschlägen vermischt, nöthigte ihn einzukehren; aber der Wunsch, bald bey den lieben Seinigen zu seyn, trieb ihn fort, sobald nur das Gewitter in etwas nachließ. So übereilte ihn die Nacht, eine der fürchterlichsten seines Lebens. Das Gewitter rollte noch immer von ferne, und zog sich bald wieder von allen Seiten über seinen Kopf zusammen. Es folgte Schlag auf Schlag, als er endlich gegen Mitternacht aus dem ohnweit seinem Hause liegenden Walde kam, und hierauf endlich das gräßlichste Schauspiel erblickte. Ein Theil des Dorfs lag schon in Asche, die übrigen Häuser standen noch in Flammen. Er eilte seine Frau aufzusuchen, und die erste Frage war nach seinen Kindern. Sie waren, Gott lob! alle gerettet; aber alles, selbst die unentbehrlichsten Kleidungsstücke, und das mehrste Vieh in den Ställen, verbrannt. Das arme Weib wollte verzweifeln. Sey getrost, Mutter! sagte Eiche, (indem er seinen vom Regen durchnäßten Mantel abnahm, und seiner

halb

halb nackten Tochter umgab,) wir können arbeiten, und Gottes Segen kann uns das reichlich ersetzen, was wir heute verlohren haben. Er eilte ans Feuer, rettete durch seinen Muth noch ein paar Gebäude, und bezog am andern Morgen die Wohnung, welche ihm ein benachbarter Pfarrer in seinem Hause anbot.

## Zweytes Kapitel.

**Ein Beweis, daß Rechtsgelehrte nicht immer Diener der Gerechtigkeit sind.**

Eiche schrieb sogleich an den Gutsherrn, und berichtete ihm sein ganzes trauriges Schicksal. Herr Selenkneiper, ein benachbarter Justizburgemeister, als Justitiarius des gnädigen Herrn, erhielt nun den Auftrag, den ganzen Status causae pflichtmäßig zu untersuchen. Dieser Mann, der die Waage der Gerechtigkeit nur deshalb in den Händen hielt, um die Vollwichtigkeit der Dukaten zu prüfen, hegte längst gegen Eiche den unversöhnlichsten Haß; weil dieser jede Klage zu vermeiden suchte, und immer die Landleute, wenn sie Zank hatten, zu gütlichen Vergleichen ermahnte; nie für

die

die Küche und den Keller des Herrn Justitiarius sorgte, und das plumpe und beleidigende Sprichwort: Thue recht und scheue Niemand, beständig im Munde führte. Justisconsultus Selenkneiper ermangelte also auch nicht pflichtmäßigen Bericht abzustatten, was maßen Johann Eiche sich mit Kornjuden und Wucherern in Verbindung eingelassen, die ihn zu beständigem Hin- und Herreisen vermocht, wodurch er seine ganze Wirthschaft negligiret, so daß er auch selbst während des Feuers abwesend gewesen; welches, da der Blitz eingeschlagen, anfänglich ganz unbedeutend gewesen wäre, und durch gute Anstalten gar leicht hätte können gelöscht werden; jetzt aber, da Niemand gehörige Anstalten gemacht, und Befehle ertheilt hätte, sey es zum größten Nachtheile des gnädigen Herrn ausgeschlagen; welches ...so eigentlich durch gedachten Johann Eiche veranlaßt worden, als welcher sich hiedurch der allergnädigsten Commiseration unwürdig gemacht habe. W. N. V. R. W.

Kaum war dieser Bericht bey dem außerhalb Landes stehenden gnädigen Herrn angelangt, als dieser seinen Anverwandten auftrug,

trug, in Verbindung mit Herrn Selenkneiper, gegen den ſüderlichen Arendator auf dem Wege Rechtens zu verfahren, und ihm auch nicht den geringſten Erſatz zukommen zu laſſen. Vergeblich berief ſich Eiche auf das Zeugniß und die Fürſprache aller Anverwandten des gnädigen Herrn. Manche ließen ihm jetzt ſagen, „daß ſie nicht zu Hauſe wären„; andere zuckten blos bedenklich die Achſeln, machten es ihm wol gar zum Verbrechen, daß er ihnen, da ſie einſt von einer Jagd aus dem benachbarten Walde hungrig bey ihm eingekehrt, eine gute Mahlzeit vorgeſetzt, und erzählten noch überdem eine Menge Beweiſe ſeiner großen Verſchwendung; daß er nie, wie es ſich für einen Mann ſeines Standes geſchickt, auf einem Klepper, ſondern auf einem guten, aber freylich ſelbſterzogenen Pferde ritt; daß er einen Theil ſeines Federviehes, den er doch immer hätte verkaufen können, ſelbſt verzehrt hätte; daß ſeine Frau immer eine Menge gutes Leinen vorräthig gehabt, und was dergleichen Verſchwendung mehr iſt, die man ihm in den Tagen ſeines Wohlſtandes immer zum Lobe auslegte. Schon hatte man ihm das wenige noch gerettete Vieh genom-

nommen, auch hatte schon der Herr Justizburgermeister sich geäußert: daß er sein Reitpferd und seine Uhr für die Gerichtsportuln behalten wolle. Weib! sagte Eiche, Gott hat uns in die Hände unsrer Feinde gegeben, ich kann unmöglich länger das Betragen dieser Leute erdulden, ich will fort! nach Polen, vielleicht daß man dort noch einem arbeitsamen Manne Gelegenheit verschafft, sein Brodt zu verdienen. Sein Weib fiel ihm schluchzend um den Hals. Er küßte sie und seine Kinder, ging eilend aus dem Zimmer, sattelte sein Pferd und ritt davon.

Man denke sich Selenkneipers Wuth, als das schöne Reitpferd fort war. Er wollte dem ehrlichen Pfarrer, der Eichens unglückliche Familie beherbergte, darüber einen Proceß machen, und dieser ehrliche Mann hatte in seinem Hause bald noch einen traurigern Auftrittt. Noch war damals jenes Schauer erregende Gesetz nicht aufgehoben, daß man ein Weib, für die Schulden ihres Mannes, und Kinder, für die Schulden ihres Vaters, von Rechtswegen zu Unterthanen machen konnte, Herr Selenkneiper kündigte der unschuldigen Familie dieses harte Schicksal an.

Su-

Suſanne hatte noch nicht die Abreiſe ihres Mannes verſchmerzt; dieſer Schlag richtete ſie gänzlich zu Grunde. Sie ſaß einige Tage ſprachlos ohne Speiſe und Trank, wollte weinen und konnte nicht, ſtarrte gen Himmel, wollte beten und verfluchte ihr Daſeyn; fiel endlich in ein hitziges Fieber, das ihrem unglücklichen Leben ein Ende machte, und der Säugling, den ſie in dieſem ſchrecklichen Zeitpunkte noch die Bruſt gereicht, ſtarb unter den entſetzlichſten Krämpfen.

## Drittes Kapitel.

### Fernere Folgen des rechtlichen Verfahrens.

Dieſer Todesfall erregte allgemeines Mitleiden, nur die, welche helfen konnten, blieben ungerührt, und trauriger ward hiedurch noch die Lage derer, die verwaiſt zurückblieben. Dieſes waren Sophie, ein Mädchen von dreyzehn Jahren, und Jonathan, ihr Bruder. Der ehrliche Pfarrer Müller beſtattete die Leichname, und wollte, ſo elend auch ſein Einkommen war, die unglücklichen Kinder bey ſich behalten. Nur in Anſehung Jonathans, den man wegen ſeiner Jugend noch

nicht brauchen konnte, wurde ihm vorläufig sein Gesuch gewähret; Sophie aber zum Aufwartmädchen einer Cousine des gnädigen Herrn bestimmt. Das arme Mädchen fühlte ganz das Traurige ihrer Lage; allein sie war jung, von ihrer wackern Mutter in jeder weiblichen Arbeit unterrichtet, und dieses machte ihren Zustand in manchen Augenblicken erträglich. Allein, da sie nach und nach heranwuchs, schöner als Fräulein Amalie, ihre Gebieterin, wurde, so unterließ diese neidische Kreatur auch nichts, um sie zu quälen. Jene jugendliche Heiterkeit, die ihr noch manchen frohen Augenblick verschafft hatte, verschwand allgemach, und wenn sie in einen einsamen Winkel kommen konnte, dann bat sie Gott mit Thränen, ihrem Leben ein Ende zu machen, und wünschte nichts sehnlicher, als bey ihrer lieben Mutter zu seyn. In einer solchen Verfassung wurde sie einstens vom Herrn Fähndrich, Amaliens Bruder, in einer Laube überrascht. Er war ein junger wohlgebildeter Mann, der eben auf Urlaub gekommen war, und Sophien schon für manche Mißhandlungen seiner Schwester geschützt hatte. Sie, die vom ganzen hochadlichen

Geſinde verſpottet, und nur immer mit hämiſchem Lächeln Mamſelchen gerufen wurde, hatte hier zum erſtenmal am Fähndrich einen Menſchen gefunden, der ihr wohlwollte. Und ihr, lieben Leſer! die ihr ſchon in Lagen waret, wo der Menſch ſich nur von Ungeheuern umringt glaubt, und ſchon an Gott und Menſchen verzweifelt, und dann noch den wohlwollenden Blick irgend eines eurer Nebenmenſchen erhieltet; erinnert euch, wie ihr gleich mit warmer Liebe an ihm hingt, und werft, wenn ihr könnt, den erſten Stein auf die unglückliche Sophie! Erſparet mir, auch das letzte Sträuben der ſterbenden Tugend, und die Künſte, eines in der Hauptſtadt gebildeten Verführers, zu ſchildern. Sie war die Schweſter meines Vaters. —

Kurz, Sophie ſank. Der Fähndrich reiſte ab. — Denkt euch ihren Jammer, allen Spott, alle Schmach, die ſie erdulden mußte, als die Folgen ihres Vergehens ſichtbar wurden. Ihr Schmerz war ohne Grenzen, und ihr armer Verſtand erlag oft. Sie weinte und verfluchte ſich; ward wüthend, und wieder ungebärdig fröhlich, ſo daß Fräulein Amalie immer tauſend Dinge von der Närrin zu

erzählen wußte, und sich nicht satt genug lachen konnte. Nur ein einziger theilnehmender Mann fühlte Sophiens Elend — der alte Pfarrer Müller, der sich auch ihres Bruders Jonathan so thätig annahm. Er schrieb an den Herrn Fähndrich, schilderte ihm Sophiens Lage, sagte es ihm gerade heraus: daß die Pflichten der Religion und des ehrlichen Mannes ihn verbänden sich ihrer anzunehmen, und erhielt keine Antwort. Indeß näherte sich die Stunde der Geburt. — Sophiens Traurigkeit grenzte an Wahnsinn. Sie verschwand an einem Abend; niemand bekümmerte sich weiter um sie. Am andern Morgen lag sie erstarrt im Schnee, und ihr neugebornes Kind verblutet oder erfroren in ihren Armen. Herr Selenknelper eilte speciem facti aufzunehmen, um gegen Sophiam Eiche criminaliter zu verfahren. Er ließ die Delinquentin in gefängliche Haft bringen, wo sie nach wenig Stunden verschied, und des Nachts in der Stille an der Kirchhofmauer (wie es armen Sündern, nemlich die nicht bezahlen können, gebührt,) eingescharret wurde. Fräulein Amalie konnte ein paar Nächte nicht schlafen, weil sie immer von dem albernen

Din-

Dinge träumte. Der Herr Fähndrich tranken, da ſie die Nachricht erfuhren, eine Bouteille Wein mehr; und — Sophie ward vergeſſen.

## Viertes Kapitel.

Und bildete die Kunſt den rohen Marmor aus,
Was würden wir für große Männer haben!

Jonathan, ihr Bruder, wuchs indes heran. Pfarrer Müller betrachtete ihn als ſeinen Sohn, unterrichtete ihn treulich, und der Knabe nahm, wie Müller zu ſagen pflegte, täglich zu, an Weisheit und Gnade bey Gott und den Menſchen. Indeſſen kehrten der gnädige Herr, deſſen Gut Jonathans Vater vormals gepachtet hatte, auf daſſelbe zurück. Er ſah den jungen Burſchen, und nahm ihn, ohngeachtet aller Vorbitten des ehrlichen Pfarrers, zu ſeinem Bedienten. Es ging nun dem armen Jungen wie vormals ſeiner Schweſter; aber der Sohn des gnädigen Herrn, der als Lieutenant bey einem Kavallerie-Regimente ſtand, bat ſich ihn von ſeinem gnädigen Papa aus, um ihn, da er mit dem

vertreufelten Schreiben nicht recht fertig werden konnte, zu seiner Korrespondenz zu gebrauchen. Jonathan wurde hiedurch bald der Vertraute seines Herrn, lieh ihm, wo es nöthig war, seinen Kopf, und seine Lage wurde hiedurch leidlich. Jonathan aber war erst 16 Jahr alt, sein Körper durch Laster ungeschwächt, die er nicht einmal dem Namen nach kannte, und seine natürliche Heftigkeit war durch die Ermahnungen des guten Pfarrers und durch seine Sklaverey in etwas unterdrückt, aber nicht ausgerottet. Er hielt sich jetzt in einer großen Stadt auf, und sich selbst ganz überlassen, wäre sein Schicksal vielleicht bedenklich geworden. Seine vortheilhafte Gesichtsbildung, das Vertrauen, womit sein Herr ihn beehrte, hätte ihm, ohne Freund und ohne Rathgeber, jeden herrlichen Eindruck seiner frühern Erziehung rauben, und ihn bald ganz zu dem Menschen machen können, den sein Rock verrieth; als ihn plötzlich ein Zufall in eine andere Lage versetzte. In dem nämlichen Hause waren auch ein Paar Gemeine im Quartier. Der eine, untadelhaft in seiner Aufführung, hatte sich bey allen Kameraden, noch aus dem ersten Schlesischen

Krie-

Kriege her, Achtung und Beyfall erworben. Wenn er die Wacht hatte, ſetzten ſich die jungen Soldaten um ihn her, ließen oft die Pfeife aus dem Munde fallen, und ſprangen wütend auf, indeß die Feigen ſchüchtern um ſich her ſahen, wenn er erzählte, wie es dort bey Czaslau und Mohwitz hergieng; wie er von allen ſeinen Zeltkameraden nur allein am Leben blieb, ſelbſt im Lazareth lag, und man ihm den Fuß abnehmen wollte, er aber den Tod der Verſtümmelung vorzog, ſich hiedurch die Aufmerkſamkeit eines menſchenfreundlichen Arztes erwarb, und ſo gerettet wurde; wie einſtens im Feldzuge am Rheinſtrom eine Kanonenkugel einem Kameraden beide Hände abnahm, der ihm nach 10 Jahren noch als Bettler begegnete, einem Kerl, den ihm ſeine Vorgeſetzten immer zum Muſter aufgeſtellt hatten, und durch den er zum tüchtigen Soldaten zugezogen wurde. Wenn der alte Martin Bär ſo erzählte, ſchwuren ſich die Soldaten unter einander zu, daß, wenns einſtmals wieder ſo käme, ſie zuſammenhalten, keiner zurückweichen, und jeder den, der neben ihm fiele, auch rächen wollte; und wer mag entſcheiden, ob nicht ein Paar

hundert ſolcher Leute, wie Bär, einen groſſen Theil an den Siegen des preußiſchen Heeres hatten; indem ſie ſoviel zur Erzeugung jener Denkungsart beytrugen, die ſelbſt den gemeinen Mann auszeichnete. Mancher Unteroffizier lachte indeß über den alten Murrkopf, aus dem nichts werden konnte, weil er nicht einmal Schreiben gelernt hatte. Mit manchen Herrn Fähndrichs gings ihm nicht viel beſſer; ſein Hauptmann aber wußte ihn zu benutzen. Die ausgelaſſenſten Böſewichter, Keile, unwerth des edlen Preußiſchen Heeres, und kurz, jeder Auswurf der Eſquadron wurde ihm zur Zucht übergeben. Daß es manchmal dem alten Martin Bär übel dabey zu Muthe wurde, daß er oft im Unwillen lieber ſelbſt ein liederlicher Hund zu ſeyn wünſchte, um nicht der Sklave jedes Schurken werden zu müſſen, das läßt ſich leicht denken. Allein dies half ihm nichts; er blieb der geplagteſte Mann, mußte von jedem Fehler des ihm überlieferten Buben Rechenſchaft geben, jeden Augenblick auf ihn wenden, und ſelbſt des Nachts wäre ihm, wenn er etwa zu feſten Schlaf gehabt hätte, auch dieſes leicht zum Verbrechen ausgelegt worden. Ein Reichsrekrute, der

eines Verbrechens wegen bestraft werden ſollte, und mit Hülfe des Werbers dem Gefängniß entkam, wurde nun dem alten Bär übergeben. Er bewachte ihn mit der größten Sorgfalt, aber der Böſewicht verſtand doch die Kunſt ihn auf Augenblicke einzuſchläfern. Er nutzte dieſe Zeit, machte mit fünf andern ein Komplot, und eine regnichte Herbſtnacht war zur Flucht beſtimmt. Bär, der eben von der Wacht gekommen war, ſchlief ſo feſt, daß es nicht hörte, wie ſein Kamerad aufſtand; aber, als dieſer im Begriff war aus dem Fenſter zu ſteigen, erwachte Bär, ſprang auf, packte ihn an, erhielt einen Bajonetſtich in die Bruſt, und ließ ihn nicht los, ob er gleich noch einen zweyten in den Arm empfing. Er rief um Hülfe; Jonathan, der die Rückkunft ſeines Herrn von einem mitternächtlichen Beſuche erwartete, ſtürzte mit dem Lichte hinzu, ſah die Kämpfenden, ſtutzte einen Augenblick, und eilte, ſo viel es ſeine Kräfte erlaubten, dem Bär beyzuſtehen. Schwarz, kühn, aber auch feig wie ein Böſewicht, wurde muthlos, fiel, und wurde, da mehrere zu Hülfe kamen, gebunden, und der Wache überliefert. Alle Umſtehenden, und ſelbſt

Bär, bewunderten den Muth des Jünglings, und da Jonathan immer für den Alten Anhänglichkeit gehabt hatte, wurde er durch diesen seinen Beyfall noch fester an ihn geknüpft, suchte ihm, während er an seinen eben nicht gefährlichen Wunden krank lag, jede kleine Gefälligkeit zu erweisen, und so entstand zwischen dem alten rauhen Krieger und dem noch weichen Jünglinge eine Freundschaft, welche man, weil sie sich auf gegenseitige Achtung gründete, für fabelhaft halten, und die folglich wol der größte Theil der Leser uninteressant finden wird. Für Jonathan hatte diesen Zufall unendlichen Vortheil. Bär hatte sich im gemeinen Leben bey tausend, freylich unbedeutenden, aber doch verwickelten Vorfällen, eine Erfahrung erworben, die tausend zu Beförderung der Menschenkenntniß geschriebene Werke niemanden mitzutheilen vermögen. Sein heftiger Charakter war durch militärische Subordination gebändigt, und sein Eigensinn, der ihm so oft, durch Trotz bey Gefahr, durchgeholfen hatte, war jetzt, da er die dem Alter eigene Ueberlegung erlangte, gemildert und in Festigkeit verwandelt. Er war mehr als einmal dem Tode nahe gewesen,

und

und schnarrt oft bey allen Teufeln, daß ihm Niemand kalt entgegen gehen könnte, wenns nicht mit seinem Gewissen so recht bestellt sey. Er hatte deshalb oft an die zehn Gebote, oft an das Sprüchlein „liebe Gott und dei„nen Nächsten„ gedacht. Dies war der Probierstein, auf dem er sich und aller Handlungen prüfte, und wenn man ihn um Rath frug, so konnte er sich freylich weder per Syllogismum ausdrücken, noch Pufendorf, Davies u. a. wackre Männer, die über Naturrecht und Moral geschrieben haben, zu nicht einmal; wie heut zu Tage die jungen Herren, Kants Metaphysik der Sitten allegiren; aber er hatte immer ein Geschichtchen bey der Hand, aus dem man ganz klar und deutlich einsehen konnte, daß man entweder gerade so, oder das Gegentheil davon thun müßte. Dieser Mann war für Jonathan ein außerordentlicher Schatz. Mit der Erfahrung desselben bereichert, trat er jetzt nicht mehr als Neuling in die Welt. Er hatte die Menschen mit aller ihrer Tücke, und mit dem wenigen Guten, das irgend einem hin und wieder etwa noch übrig ist, kennen gelernt, und da ihn jedermann von Bär geschätzt, und

blos

blos mit den wackersten Leuten der Kompagnie umgehen sah, hatte er sich überall einen guten Ruf erworben, und war hiedurch von allem Umgange mit Nichtswürdigen, von allen Versuchungen zum Laster frey geblieben.

## Fünftes Kapitel.

### Herzens-Güte.

Der zweyte Schlesische Krieg nahm jetzt seinen Anfang, und Jonathan begleitete seinen Herrn. Die preußische Armee rückte in Böhmen ein; niemand that beträchtlichen Widerstand, und das Heer hoffte bald in Oesterreich die Winterquartiere zu nehmen, als mit einemmale der Rückzug nach Schlesien geschah. Mangel und Krankheit rissen unter dem Heere ein, es bekam einige Tage lang kein Brodt, und derjenige schätzte sich glücklich, der beym Fouragiren, oder beym Durchzuge durch irgend ein verlassenes böhmisches Dorf, irgend einige Lebensmittel auftreiben konnte. Bär und Jonathan hatten hiezu gemeinschaftliche Sache gemacht, sie erwehrten sich des Hungers, und hatten noch ein halbes Brodt zum Vorrathe, das Jonathan auf seinem Pferde führte.

führte. Das Heer zog langsam, und die Bagage wurde von den beiden Bataillonen des Regiments gedeckt. Neben einen leeren Proviantwagen ging die Frau eines Soldaten, der Elend und Krankheit aus jedem Zuge hervorleuchtete. Jonathan, der dieses sah, wandte sich an den Packknecht, und ersuchte ihn, das Weib auf den Wagen zu nehmen: Ich, sagte das Weib, war bereits darauf, aber ich konnte das Jammergeschrey meines Kindes, das auf demselben liegt, nicht länger anhören. Und was fehlt dem Kinde? frug Jonathan: Brodt, seit drey Tagen, erwiederte das Weib. Wer, und wo ist euer Mann? frug Jonathan weiter; ach! sagte das Weib, ich scheue mich seinen Namen zu nennen. Jonathan drang in sie, und erfuhr, daß Schwarz, der den alten Bär hatte ermorden wollen, und nach sechs und dreyßigmaligem Spiesruthenlaufen wieder genesen war, vor acht Tagen davon gelaufen wäre, und Weib und Kind im Stiche gelassen hätte. Jonathan stutzte einen Augenblick, aber er sah das unglückliche Weib, und das Aechzen des Kindes tönte in seinen Ohren. Er nahm sein letztes Brodt und gabs dem Weibe; sie

wollte

wollte danken, ihr mangelte die Sprache. Ich werde sehen, sagte Jonathan, ob ich noch etwas für euch thun kann; vertrauet Gott, und faßt Muth! Er machte sich vom Wagen fort, und stieß nach einigen Augenblicken auf den alten Bär, der einige Bissen Brodt von ihm forderte. Bruder, sagte Jonathan, ich hätte nicht alles fortgeben, noch etwas für dich bewahren sollen. Wem Teufel konntest du Esel das letzte hingeben? fuhr Bär auf. Jonathan erzählte ihm die Sache. Bruder, sagte Bär, du hast recht gethan, und ich habe mich übereilt wie ein Kind, Gott wird weiter helfen.

Beide beschlossen, sich des Weibes und des Kindes auch fernerhin anzunehmen, und thaten es so gut sie konnten, noch während dem übrigen Marsche. Sie waren aber kaum in Schlesien in die Quartiere gerückt, als Jonathan, noch nicht zu so außerordentlichen Beschwerlichkeiten abgehärtet, in eine gefährliche Krankheit fiel. Er lag ohne alle Besinnungskraft, und zum größten Unglücke für ihn brach auch eine alte Wunde auf, die Bär im vorigen Kriege erhalten hatte, so daß sich dieser selber auch nicht viel annehmen konnte.

Ein

Ein Glück war es noch für beide, daß die Feldlazarethe mit einer außerordentlich großen Menge von Kranken angefüllt waren, so daß man gar nicht einmal auf den Einfall gerieth, sie auch dahin zu schaffen. Beide waren indessen in einer sehr mißlichen Lage, und Jonathan würde schwerlich sein Leben erhalten haben, wenn nicht das dankbare Weib sich seiner angenommen, bey ihm die Stelle einer Krankenwärterin vertreten, und so von neuem den Beweis abgelegt hätte: daß gute Handlungen oft in wenig Augenblicken ihren Lohn erhalten, wenn sie auch mit der größten Uneigennützigkeit unternommen werden. Ich würde meine Leser hierauf nicht aufmerksam machen, weil ich wünsche, daß jeder Redliche das Gute um des Guten selbst willen thun möchte; allein fest überzeugt, daß dieses in unserm Zeitalter wol schwerlich geschehen dürfte, will ich lieber den Sporn des Eigennutzes nicht ungebraucht lassen, als über eine Stelle so ganz kalt hinschlüpfen, bey der sich vielleicht viele meiner Leser, wenn sie nicht erinnert würden, auch nichts denken dürften.

Die Armee lag den Winter über geruhig, und beide Freunde erholten sich während dieser

ſer Zeit völlig, und kehrten, als endlich der Friede erfolgte, ohne daß ſich wichtigere Begebenheiten mit ihnen ereignet hätten, in die Garniſon zurück.

## Sechstes Kapitel.

### Vortreffliche Lectüre.

In einem monarchiſchen Staate ahmt alles dem Monarchen nach, und es hängt von ihm ab, ob er über ein edles oder niederträchtiges Volk herrſchen will. Die Perſer eroberten unter Cyrus Aſien, und waren unter Xerxes der Spott ihrer Feinde. Das Beyſpiel Friedrich des Großen wirkte alſo auch auf ſeinen Staat. Die Aufmerkſamkeit, welche er den Wiſſenſchaften bezeigte, erregte Nachahmung; freylich war bey vielen die Erziehung ſo vernachläſſigt, oder ihr Kopf ſo beſchaffen, daß es ihnen unmöglich wurde ins Gebiet der Gelehrſamkeit einzudringen. Allein der König las, es wurde alſo modern ſich eine Bibliothek anzuſchaffen, ein Buch in der Hand oder Taſche zu haben, und Beleſenheit zu affectiren. Auch Herr lieutenant von Löwenberg, Jonathans Gebieter, ſchaffte ſich eine Bibliothek

thek an, die zu den originalſten in der Welt gehörte. Er ließ ſich theils von einem Offiziere des Regiments, der wegen ſeiner Kenntniſſe ungemein geachtet war, theils vom Feldprediger ein Verzeichniß der vorzüglichſten Bücher aufſetzen, und kaufte nun einige Ellen Bücher auf dem Trödelmarkte, oder bey Antiquarien, ſo wie ſie ſeinem Geſchmacke angemeſſen waren; ließ ſolche ſämtlich neu einbinden, und die vom Officier und Feldprediger erhaltene Titel darauf ſtechen, wodurch denn freylich mancher ſeltſame Contraſt veranlaßt wurde, als z. B. wenn auf Hofmanns Waldaus Gedichte, Wolfs mathematiſche Werke; auf der Inſel Felſenburg, Oeuvres de Jean Jaques Rouſſeau; auf dem Eulenſpiegel, Feldzüge des Marſchalls von Türenne, und auf die aſiatiſche Baniſe, Folards Polybius geſtochen wurden. Dieſes hatte indes alles nichts zu bedeuten, weil alle dieſe koſtbaren Werke in einem Schranke mit Glasthüren wohl verſchloſſen waren, und der Herr lieutenant auf Ehre verſicherte, niemanden ein Buch leihen zu können, weil er in allen ſelbſt leſe. Jonathan hatte den Schlüſſel zur Bibliothek, und da der Herr lieutenant

sehr für die Conservation der Bände und des Geldes darauf besorgt waren, so mußte Jonathan die Bücher täglich abwischen. Bey dieser Gelegenheit fiel es ihm dann zuerst ein, die etwanigen Bilderchen zu besehen, und endlich wol gar in den Büchern zu blättern. Die Lehren des alten Pfarrer Müllers, und sein Abscheu vor dem Laster, waren lebhaft genug, daß er einen im Irrgarten der Liebe sich herumtaumelnden Cavalier mit Verachtung wegwarf; allein Nikolaus Klimms unterirdische Reisen, die Begebenheiten des Albert Julius, des Robinson Crusoe, des Herzogs Ernst zu Sachsen und dergleichen mehr, erhielten dagegen seinen Beyfall. Er las sie oft dem alten Bär vor, der ihm mit großer Andacht zuhörte, und sich nicht satt genug wundern konnte, auch bey allen Teufeln versicherte, daß, ob er gleich weit in der Welt herum gewesen sey, im Kriege am Rheinstrome, und in Hollstein nach Pferden, so habe er doch nie so etwas weder gehört noch gesehen. Besonders gewann Bär viel Geschmack an diesen Büchern, als ihm Hänschen, der Sohn des desertirten Schwarz, etwas daraus vorlesen konnte. Die Mutter desselben diente. Bär

und Jonathan aber hatten den Knaben zu sich genommen, unterhielten ihn gemeinschaftlich, schickten ihn in die Schule, und wenn er aus derselben kam, unterrichtete ihn Jonathan noch im Schreiben und Rechnen, und Bär lehrte ihn auch, was er selbst konnte, Gewehrputzen und Exerciren.

## Siebentes Kapitel.

### Edle Früchte der Religion und des gesunden Menschenverstandes.

Die Feldprediger, welche damals von ihren sehr schwer überstandenen Prüfungen noch lange nicht so viel, als manche gegenwärtig, zu erzählen wußten, auch den französischen Abbee's lange nicht so sehr als einige der heutigen glichen, waren doch zuweilen, wie jetzt auch oft der Fall ist, recht ehrliche gute Leute, die oftmals weder schön zu deklamiren, auch nicht mit Phrasen aus Romanen erborgt um sich zu werfen, ja vielleicht nicht einmal recht schalkhafte Hochzeitsgedichte zu machen wußten, aber doch manchmal recht gut und vernünftig zu handeln verstanden, welches freylich auch der gemeinste Bauer thun kann,

(folglich mit den oben angeführten großen Talenten wol nicht in Vergleichung gestellt werden könnte). Unter diese letzte Klasse gehörte auch Feldprediger Born; ein Mann, der Reinigkeit der Sitten und des Herzens über alles schätzte, und so wenig Weltkenntniß hatte, daß er solche in allem Ernst, durch Lehre und Beyspiel in seinem Regimente zu verbreiten suchte. Dieser Mann, der so schwach war, daß ihn die Erzählung einer edlen Handlung ganz begeisterte, erfuhr auch die Großmuth, mit welcher Bär das Kind des Mannes erzog, der einst an ihm zum Mörder werden wollte; und dies veranlaßte den Feldprediger sich so weit wegzuwerfen, daß er einst selbst zu dem gemeinen Soldaten Bär ging, um zu sehen, wie das Kind behandelt und erzogen würde, womit er, weil der Vater doch einmal vom Regimente desertirt war, sich gar nicht zu befassen hatte. Er stieg im Finstern einige Treppen herauf, hörte daß es im Dachstübchen sehr laut herging, und fand Hänschen bey seinem Schreibbuche, Jonathan und Bär aber in einem sehr heftigen Streite, worin ein Rekrute, der wieder unter Bärs Aufsicht stand, zugleich mit verwickelt

wickelt war. Dieser letztere war ein Erzketzer, und hatte eben die Existenz des Teufels und der Gespenster geleugnet. Jonathan war in Ansehung des letztern selbst seiner Meynung, und Bär suchte eben durch die Erzählung der Gespenstererscheinung aus dem Albertus Julius zu beweisen, daß es doch Gespenster geben müsse, wobey er den Jonathan herzlich ermahnte, sich doch ja nicht durch den liederlichen Kerl in seinem Glauben irre machen zu lassen.

Bey der Erscheinung des Feldpredigers sprangen alle ehrerbietigst auf, und schienen anfänglich sehr verlegen, bis er sich mit ihnen setzte, und ihnen erzählte, daß er um des Knaben willen hergekommen sey. Bär rühmte diesen sogleich wegen seines Fleißes, wies sein Schreibbuch vor, und redete mit einer gewissen herzlichen Zuneigung von dem Knaben, so, daß der Feldprediger gerührt wurde. Er befahl dem Knaben auf einige Augenblicke aus der Stube zu gehen, und fragte den Bär: ob ihm nie der Vater des Kindes einfalle? Ey freylich, sagte Bär, aber was kann das Würmchen dafür, daß sein Vater ein Schurke war, und wenn mir das einfällt, denke ich

immer daran, wie ich dafür sorgen soll, daß der Sohn nicht auch so, sondern ein guter braver Kerl werde. Fiel euch aber, frug der Feldprediger weiter, nie ein, daß der Vater euch ermorden wollte, euer Feind war? O ja, sehr oft, sagte Bär, und im Anfange, wie ich den Jungen zu mir nehmen wollte, war es mir wol so wunderlich, aber da dachte ich immer, das ist Versuchung des Teufels; er will nicht haben, daß du dein Vater unser mit treuem Herzen beten sollst; denn wenn ich dem Jungen nicht vergeben hätte, so hätte ich mich ja schämen müssen, dem lieben Gott in die Augen zu sagen: „und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern;„ auch habe ich immer so gedacht, wäre des Jungens Vater dein guter Freund gewesen, und du ließest den Jungen im Elende, denn wärest du ja ein Lumpenkerl, nicht einmal werth Profoß zu seyn. So habe ich gedacht, und denn fiel mir wieder ein, wenn du dich deines Feindes annimmst, das kann nicht ein jeder Narr, und denn zeigst du erst, daß du ein ehrlicher braver Kerl bist. Der Feldprediger wurde innigst gerührt, so wenig Rhetorik auch in die-

dieſem ganzen Vortrag herrſchte. Die Thränen traten ihm in die Augen, er drückte dem alten Bär die Hand, und redete mit ihm aus ganzer Fülle des Herzens. Bär wurde gerührt, er ſchlug die Augen nieder, und fuhr mit einmal auf, da der Feldprediger aufhörte: lieber Herr Feldprediger! ich hätte ſie bald belogen, hier, (indem er auf Jonathan wies) dieſer ehrliche Kerl hat mich zuerſt auf den Gedanken gebracht, ich weiß, daß er mich lieb hat, wie ſeinen Vater, und daß er lieber von einem andern Prügel aushielt, als von mir ein ſauer Geſichte vorlieb nähme. Bey der Retirade aus Böhmen hatte ich ihm unſer letztes Brodt zu verwahren gegeben, und, was damals ein Stück Brodt werth war, das wiſſen Sie, Herr Feldprediger; aber Jonathan hörte den Jungen um Brodt ſchreyen, die Mutter hatte ſelbſt in drey Tagen keinen Biſſen gehabt, und da gab er ihr unſer letztes hin. Ich erinnere mich noch wie der arme Kerl zitterte und bebte, da ich ihm auf den Pelz donnerte; und da ich nun alles von ihm erfuhr, da kam es mir nun ſo ein, daß ich mich von ihm nicht wollte beſchämen laſſen, und wenn ich alſo recht auf den Grund gehe,

ſo iſt wol Ambition an allem Schuld geweſen. Dieſe Aufrichtigkeit vermehrte die Rührung des Feldpredigers, er ließ ſich jetzt auch mit Jonathan ein. Die Beſcheidenheit und der geſunde Menſchenverſtand, den er überall zeigte, auch hin und wieder die Spuren ſeiner frühern Erziehung, nahmen den Feldprediger für ihn ein. Bär rühmte Jonathans Liebe zum Leſen, und die große Beleſenheit deſſelben. Der Feldprediger erkundigte ſich näher, und ſagte nun dem Jonathan, daß er zu ihm kommen, und ſich von ihm Bücher holen ſollte. Indeß war Hänschen auch wieder in die Stube gekommen. Der Feldprediger examinirte ihn. Da es nun auch aufs Beten kam, gerieth Bär in einige Verlegenheit. „Damit, ſagte er, wird es wol ein wenig ſchlecht ſtehen, denn das mehrſte habe ich ſelbſt vergeſſen. Das Vater unſer kann ich noch, und dann habe ich auch manchmal ſo mein eignes Gebet, wie es mir einfällt.„ Kann er mir wol ſo ein Gebet ſagen? ſagte der Feldprediger. O ja, erwiederte Bär, da fällt mir gleich eins bey: „Ich danke dir, lie„ber Gott! für alles Gute, das du mir be„ſcheret haſt, und für alles Böſe, das du

„mich

„mich geduldig tragen lehrteſt, Amen!„ Freund, ſagte der Feldprediger, bleibe er bey ſeinem Gebet und ſeiner Rechtſchaffenheit; er bedarf nicht mehr, um im Himmel und auf Erden glücklich zu ſeyn.

Die Aufmerkſamkeit und Theilnehmung, welche der Feldprediger bey jeder Gelegenheit dem alten Bär zeigte, war für beide ſehr vortheilhaft. Bär wurde von ſeinen Obern noch mehr geachtet, der Feldprediger wurde von den Gemeinen deshalb noch mehr geliebt, und ſeine Lehren und Ermahnungen wurden wirkſamer, weil jeder darnach ſtrebte, den Beyfall eines ſo würdigen Mannes zu erhalten. Von nun an übernahm der Feldprediger auch die Sorge für Hänschens Kleidung, denn ganz wollte er den guten Leuten nicht das Verdienſt Gutes zu thun durch ſeinen Beytrag entziehen; vor allen aber gewann jetzt Jonathan. Der Feldprediger gab ihm Bücher, ſprach, wenn er ſolche zurückbrachte, über das Geleſene mit ihm, erläuterte ihm, was er nicht verſtand, und lenkte ſeine Auswahl auf ſolche Dinge, die nicht blos ſeine Wisbegierde befriedigten, ſondern ihm auch in der Folge nützlich werden konnten. Jonathan

äußerte oft, wenn er mit dem Feldprediger sprach, einen Hang zur Landwirthschaft, und erhielt deshalb von ihm verschiedene ökonomische Werke, besonders über den in England üblichen Ackerbau, einiges über Forstwissenschaft, Anbau der Futterkräuter und über Vieh-Arzeneykunst. Der Feldprediger liebte die Mechanik und arbeitete selbst; Jonathan bekam ebenfalls daran Geschmack, half ihm bey verschiednen seiner Arbeiten, ahmte sie nach, und erwarb sich hiedurch, da er noch beyläufig zuweilen hierüber etwas las, Kenntnisse in der Mechanik, Baukunst und dem Wasserbau, und diese Dinge hatten in der Folge Einfluß auf sein ganzes Leben.

## Achtes Kapitel.

### Schmerzen der Trennung.

Der Feldprediger bemühte sich, Jonathans Herrn dahin zu bewegen, ihn nicht mehr als Unterthanen zu betrachten; aber der Herr Lieutenant hatte sich einmal so sehr an den Kerl gewöhnt, daß sie sich unmöglich entschließen konnten, ihm einen Freyheitsbrief zu ertheilen. Da der gnädige Papa des Herrn

Lieutenants ſtarben, und dieſer hiedurch den Beſitz großer Güter erlangte, ſo fand derſelbe, daß ſeine Geſundheit ſo ſchwach war, daß er den fatiganten Dienſt (ob er gleich ſeit ſeiner Rückkunft aus dem Felde keine Wache gethan, ſondern ſolche jederzeit bezahlet hatte,) unmöglich länger aushalten konnte, und er meldete ſich deshalb um ſeinen Abſchied. Es that der Frau Generalin, einer ſehr artigen Dame, die in ihrem achtzehnten Jahre mit dem Herrn General, der ſchon das fünf und ſechzigſte Jahr zurückgelegt hatte, vermählt worden, ganz außerordentlich leid, daß jetzt ein artiger Geſellſchafter im Regimente weniger ſeyn ſollte. Sie bemühete ſich deshalb mit der hinreißendſten Beredtſamkeit, ihn von ſeinem Vorhaben zurückzuhalten, und, wenn man böſen Nachrichten trauen darf, ſo ſoll ſie ſogar (wie die Kammerjungfer dem Adjudanten erzählte,) den Herrn Lieutenant, den ſie einſt zu einer Partie Piquet in ihr Schlafzimmer eingeladen hatte, mit Thränen beſchworen haben, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen, welches ich indeß meinen Leſern keineswegs als eine ausgemachte Wahrheit aufbinden will. Auch ſcheint es mir gar nicht glaubwürdig, daß

daß die Frau Generalin gegen den Abschied des Herrn lieutenant so viel einzuwenden hatte, weil derselbe schon drey Jahre lang die Ehre ihrer Bekanntschaft genossen, und verheyrathete Damen, besonders wenn ihre Herrn Gemahle bereits über gewisse jugendliche Jahre hinaus sind, mit ihren vertrautesten Freunden sehr oft wechseln sollen, wovon ich freylich die Gründe nicht einzusehen im Stande bin, und folglich diese Sache auch nur von Hörensagen niederschreibe. Dem sey nun wie ihm wolle, der Herr lieutenant erhielten ihren Abschied als Hauptmann.

Jonathan mußte den Herrn Hauptmann auf seine Güter begleiten. Der Abschied von dem rechtschaffnen Feldprediger wurde ihm sauer. Dieser legte seine Hand nicht auf Jonathans Haupt, gab ihm auch keinen Segen, im Zuschnitte des Segen Jacobs, auch nicht mit den Worten, wie der Herr das Volk zu segnen gebot, durch seinen Knecht Mosen; er ermahnte ihn blos, ein so redlicher Mann zu bleiben, wie er bisher gewesen, und sein Herz, wie bisher, vor dem Eindrucke des Lasters zu bewahren;

dann,

dann, fügte er hinzu, ſehen wir uns gewiß glücklicher wieder, wenn nicht hier, ſo doch jenſeit des Grabes. Noch ſaurer wurde ihm der Abſchied von ſeinem Freunde Bär. „Schweig, ſagte dieſer, (wenn Jonathan von Trennung ſprach,) denk mir nicht eher daran, als bis es Zeit zum Aufſitzen iſt.„ Der Tag der Trennung brach endlich heran, Jonathan konnte ſeine Traurigkeit nicht verbergen. „Sey ruhig, Bruder! ſagte Bär, es hätte ja ſo mit uns nicht lange mehr gedauert. Wer weiß, ob nicht heute oder morgen der Tod mir zum Abmarſch bläſt; laß uns wie ehrliche Leute leben und ſterben, und dann bekommen wir ja in jener Welt ein gutes Standquartier.„ Er half ihm die Pferde ſatteln, und trieb ihn zur Abreiſe. „Mach fort, ſagte er, ich habe ſeit dreyßig Jahren nicht geweint, ſeit dem Tage nicht mehr, da ich den armen Schulz vor den Kopf ſchießen mußte, meinen Zeltkameraden, einen ehrlichen Jungen, weil er ſich an dem Fähndrich vergriffen hatte, der ihn wie einen Hund gemishandelt hatte.„ Er begleitete Jonathan vor die Thüre; beide ſagten kein Wort. Bär drehete ſich ſchnell um, hielt

die

die Hand vor die Augen, und ging in sein Kämmerlein, und Jonathan eilt mit ängstlich bebenden Herzen zur Stadt hinaus.

## Neuntes Kapitel.

### Ruhe des Helden.

Sie kamen auf das Landgut des Herrn Hauptmanns, der sich nun so ganz in seiner Herrlichkeit fühlte. Völlig unabhängig herrschte er, wie ein asiatischer Despot, über ein Paar hundert unglückliche Unterthanen. Der Mann schien es zu fühlen, daß er im Militair eine jämmerliche Rolle gespielt hatte, und wollte jetzt den Leuten so gerne das Gegentheil einbilden. Er sprach deshalb viel von seinen Wunden, die ihn Abschied zu nehmen genöthigt, ob er gleich während des ganzen Feldzugs keine andere Verletzung gehabt, als daß ihm einst, da er dem Feinde schnell zu entkommen suchte, ein Dornstrauch den Stiefel zerriß, und zwey bis drey Tropfen des kostbaren Blutes versprützte. In Friedenszeiten war er freylich weit übler daran gewesen; er war auf der Hetze mit dem Pferde gestürzt, und hatte dabey eine Schram-

Schramme an der Stirne bekommen, die er aller Welt als einen Streifschuß, und etlichen sogar als ein Denkzeichen aufwies, das durch eine von seiner Stirne abgeprallte Haubitze veranlaßt war. Von seiner wichtigsten Wunde, die er durch eine chirurgische Operation erhalten, soll er, wie mir glaubwürdige Zeugen versichert, nie erzählt haben, welches, wie manche vermutheten, aus dem Grunde geschehen seyn dürfte, weil er die Narbe nicht schicklich aufzeigen konnte.

Er war indeß einmal von militärischem Geiste beseelt, und wollte auch diesen auf alle seine Unterthanen fortpflanzen. Seine Unterthanen mußten deshalb alle Sonntage zur Kirchenparade antreten. Jonathan commandirte den Zug, der nun in Reihe und Glied Tritt halten, und nach der Kirche marschiren mußte. Unglücklicherweise ging der Zug durch zwey Hecken, und da die armen Leute das Abbrechen gar nicht auslernen konnten, so wurde es vom Herrn Hauptmann, der jederzeit den Zug zu Pferde begleitete, nie unterlassen, die ungeschickten Hunde vermittelst der Reitpeitsche in gehörige Ordnung zu bringen. So lange indeß der Herr Hauptmann

an ſolchen Spielwerken und der Jagd Geſchmack fanden, herrſchten noch auf dem Gute güldene Zeiten; denn daß vom gnädigen Herrn bald dieſes bald jenes Bauermädchen verführt wurde, blieb doch immer eine Kleinigkeit, die man einem Herrn von Stande nicht übel nehmen kann, zumal da aus den Mädchen, wenn ſie auch unverführt geblieben wären, doch nichts weiter als das gute Eheweib eines gemeinen Bauern, und etwa eine rechtſchaffene Mutter, aber doch nur immer von Kindern aus dem gemeinſten Pöbel werden konnte; und wenn das unglückliche Mädchen, wenn ihre Eltern für Scham und Herzeleid in die Grube ſanken, ſo lag die Schuld an den närriſchen Leuten, die, wenn ſie nur ein wenig bon ton gehabt, ſich gewiß auch vernünftiger genommen hätten.

## Zehntes Kapitel.

**Biographie eines edlen Vaters, deſſen Sohn ſeinem Bilde ähnlich ward.**

Die Einſamkeit des Landes wurde anfänglich dem Herrn Hauptmann läſtig; bald aber erhielt er einen Grenznachbaren, der ſeiner Freund-

Freundschaft vollkommen würdig war. Herr von Blendenburg kehrten von einer Reise und von einem langwierigen Aufenthalte außerhalb den Grenzen des Vaterlandes zurück. Von der frühesten Jugend an hatten tausend günstige Umstände die vortreffliche Bildung dieses Mannes befördert. Sein Vater, durch Ausschweifungen an Leib und Seele geschwächt, hatte endlich den Entschluß gefaßt, sich zu vermählen. Sein beträchtliches Vermögen gab ihm ein gegründetes Recht, sich um die Hand des besten Mädchens zu bewerben; glaubwürdige Nachrichten aber versichern, daß damals unsere Frauenzimmer noch so schlecht erzogen waren, daß ein Mann von uraltem Adel und ansehnlichen Vermögen, sobald er durch seine Sitten und sein Herz verächtlich ward, beynahe auch von jedem Mädchen ausgeschlagen wurde. Ich bin freylich in einer außerordentlichen Verlegenheit, dieses meinen schönen Leserinnen sagen zu müssen, und ich sehe es ein, daß ich hieben den Verdacht einer groben Lüge schwerlich vermeiden kann, aber Aufklärung und richtige Grundsätze durch seine Erziehung französischer Gouvernanten und Pensionsanstalten bewirkt, ha-

ben seit vierzig Jahren gewiß so wichtige Veränderungen veranlaßt, daß uns jetzt die Einfalt unsrer Mütter, die ihre Töchter vorzüglich zur Tugend und Frömmigkeit, zur Häuslichkeit und guten Wirthschaft erzogen, in der That nicht anders als abgeschmackt und pöbelhaft scheinen kann. Wir wollen indeß, zufrieden mit der Stufe der Vollkommenheit, auf der wir uns befinden, nicht mit Verachtung, nur mit Mitleiden auf die Einfalt unserer Vorfahren zurückblicken; und mit freudigem Entzücken unsern französischen Gouvernanten danken, die unsere jungen Frauenzimmer mit dem eigentlichen Zwecke ihres Daseyns, der Kunst zu erobern und zu gefallen, bekannt gemacht; eine Kunst — die uns so manche herrliche Augenblicke gewähret, daß es wirklich eine fehlerhafte Erziehung verrathen müßte, wenn man den hiedurch veranlaßten Mangel an guten Weibern und Müttern nur im geringsten beklagen sollte.

Meine schönen Leserinnen werden es mir hoffentlich verzeihen, daß ich, wegen dieser, unserm Zeitalter mit Recht gebührenden, Lobrede, den gnädigen Papa des Herrn von Blendenburg auf einige Augenblicke verließ.

Die

Die mehreſten jungen Frauenzimmer der damaligen Zeit beſaßen eine ſo ſchlechte Erziehung, daß ſie die Hand deſſelben ausſchlugen. Endlich fand ſich ein Frauenzimmer, die deshalb in ihrem fünf und zwanzigſten Jahre noch keinen Gemahl, ja, wie einige behaupteten, nicht einmal einen einzigen Freyer gehabt, weil in dieſem Zeitpunkte jeder Mann ſo vorſichtig war, ſich mit ſeiner Frau nicht zugleich eine Probe der Geduld ins Haus nehmen zu wollen. Dieſes gnädige Fräulein gab Herrn von Blendenburg die Hand, und man verſichert, daß ſie eine ſehr glückliche Ehe in den erſten acht und vierzig Stunden nach ihrer Hochzeit geführt haben. Freylich ſoll nachher das frühzeitige Abſterben des Herrn von Blendenburg, das von einer Auszehrung und gänzlichen Entkräftung, oder, wie einige behaupten, einer Gallenkrankheit veranlaßt wurde, die Eheſcheidung verhindert haben. Beide Eheleute hatten indeß doch immer ein Pfand ihrer Liebe, den hoffnungsvollen Sohn, von dem ich jetzt meinen Leſern einiges erzählen werde. Sein Vater hatte ihn ſterbend der Vormundſchaft eines berühmten Rechtsgelehrten empfohlen, der ſelbſt in ſeiner Ju-

gend durch den Stock gebildet war, und dieſen daher auch als ein vortreffliches Erziehungsmittel empfahl. Durch öftern Gebrauch deſſelben wurde der junge Herr, der einen Theil von dem Charakter ſeiner gnädigen Mama geerbt hatte, dergeſtalt gegen Prügel abgehärtet, daß er ſolche mit der Standhaftigkeit eines wahren Philoſophen zu ertragen wußte. Gegen die Wiſſenſchaften hatte er von ſeinem gnädigen Papa die Abneigung, und dafür zum Erſatz ein Paar Lieblings-Leidenſchaften deſſelben, Liebe zur Jagd und den Mädchen, geerbt. Sie wurden gleich in ſeiner frühen Jugend ſichtbar; und da er das Glück hatte, einen Lehrer zu bekommen, der viele von denen vortrefflichen Eigenſchaften, des durch den dritten und vierten Theil von Yoriks empfindſamen Reiſen rühmlichſt bekannten Pädagogen, des Lord Spindle, beſaß; ſo unterließ es dieſer vortreffliche Lehrer auch im geringſten nicht, ihn mit aller der Schonung zu behandeln, die er ſeiner Geburt ſchuldig war, doch verſäumte er auch nicht, ſich, wenn er bey übler Laune war, einige Motion auf dem Rücken ſeines Eleven zu verſchaffen. Dieſer, der nun ein-



ſah,

ſah, wie viel Gewalt ſein Lehrer über ihn hatte, und wie viel Vergnügen er ihm auch zu verſchaffen im Stande wäre, beſchloß, ſich ſo zu betragen, daß er beſtändig das letztere erhielt, und wir können nicht umhin, die Klugheit des Lehrers zu bewundern, der wahrſcheinlich dieſe neue Erziehungsmethode aus einem alten Griechen, vielleicht auch blos aus dem Hilmar Curas erlernt haben mochte, der uns verſichert, daß Cyrus einige Perſer auf die nemliche Weiſe zugezogen habe.

Weil der Lehrer nach ſo vortrefflichen Grundſätzen verfuhr, erhielt er auch ſeinen Zweck, und wurde, was unſere neuen Pädagogen auf einem weit beſchwerlichern Wege zu erhalten ſuchen, der Freund ſeines Zöglings. Beide tranken, hetzten, küßten u. ſ. f. gemeinſchaftlich; beide erhielten bald Freunde, welche, da ihre Kaſſe allmählig zu ſchmelzen begann, Kredit, auch allenfalls baar Geld auf Wechſel verſchafften. Dieſe waren erſt nach der Volljährigkeit des jungen Herrn zahlbar, der mit einer Geringſchätzung des Geldes, die ſeiner ächten Philoſophie, und mit einer Großmuth, die ſeinem Herzen Ehre macht, den Freunden, die ihm jetzt aus der Noth

halfen, für Hundert, tausend Thaler verschrieb. Er war dabey so über das Vorurtheil erhaben, daß er die Stimme des großen Haufens, welche diese Leute Wucherer schalt, verachtete, und er war dabey so tolerant, so ohne alle Rücksicht auf Stand und Religion, daß er jeden Juden oder Christen, der ihm Geld gab, als seinen Freund betrachtete.

## Eilftes Kapitel.

### Früchte herrlicher Erziehung und Bündniß gleichgestimmter Seelen.

Der junge Herr von Blendenburg erlangte allmählig weit ausgebreitete Kenntnisse über gewisse Dinge aus der Naturgeschichte und Anatomie. Er wurde ein großer Kenner von jeder Art des Getränks, das Wasser und andere unberauschende Getränke ausgenommen. Er hörte schon in seinem sechzehnten Jahre den süßen Vaternamen, und erlangte gewisse Pathologische Kenntnisse an seinem eignen Körper, die Tode, Hunter und Astruc durch eine vieljährige Erfahrung sich mit großer Mühe erworben. Man sagte freylich, daß jene Krankheit, die (wie der berühmte

Sam-

Sanchez zur Ehre unſeres Welttheils bewieſen,) nicht aus Amerika, ſondern aus Europa herſtammt, ſeine Geſundheit völlig zerrüttet hatte; ſeine Nachtfreundinnen verſicherten ihm aber noch immer, daß er ein allerliebſter Junge ſey; der Wein ſchmeckte ihm wie zuvor, und er war alſo wegen der Folgen unbekümmert.

Der Vormund ſah endlich ein, daß es Zeit wäre, den hoffnungsvollen jungen Mann auf Reiſen zu ſchicken. Er verlebte deshalb einige Jahre zu Halle, Jena und Göttingen, lernte die Wein- und Koffeehäuſer, die Töchter der Freude, die benachbarten Luſtörter, hin und wieder auch die Jagd und die Wundärzte kennen, trat endlich die Reiſen an, beſuchte zu Berlin die Oper und die Komedie, die Promenaden unter den Linden, die Logen der nächtlichen Tanzſäle, und übernachtete zuweilen in der Bärenſtraße; lief in Dresden durch die Bildergallerie und den Zwinger; wurde von einer Nymphe, welche die Spröde ſpielte, ein wenig geplündert; beſah zu Wien die kaiſerliche Burg, die Thierhetze und das Feuerwerk; miethete zu Venedig einer Mutter die Tochter auf etliche Wochen ab; ließ

sich zu Rom von einem Abte die Alterthümer und diejenigen Häuser zeigen, worin Mädchen, gegen eine an den heiligen Vater bezahlte Abgabe, mit ihrem Körper wuchern; brauchte zu Neapel Sublimatpillen, und erkaufte sich mit vielem Gelde die Erlaubniß, den Satyr und die Ziege in Portici zu besehen; suchte auf der Rückreise zu Florenz einige neue Entdeckungen über denjenigen Theil der mediceischen Venus zu machen, der von ihrer Hand bedeckt wird; eilte nach Frankreich, besuchte die Boulevard Theater, stellte kleine Lustpartien an, wozu jederzeit einige Filles gesaden wurden; machte mit ein Paar herumziehenden Theaternymphen Bekanntschaft; divertirte sich auch zuweilen mit einigen Grisetten, sammelte eine Garderobe und eine scandalöse Bibliothek, erlangte während der Zeit seine Volljährigkeit, und kehrte endlich, mit nützlichen Kenntnissen bereichert, in sein Vaterland zurück.

Er brachte hier einen Kammerdiener mit, der ganz seines Herrn würdig war. Jaquin, so hieß das männliche Geschöpf, (Mann können wir ihn nicht nennen.) Er hatte bey trockenem Wetter mit einer Schuhbürste, bey regnichtem Wetter mit einem Schirme, und

des

des Nachts mit einer Fackel, an einer Eckstraße zu Paris den Vorübergehenden seine Dienste angeboten. Er hatte bey solchen Gelegenheiten Monsieur le Baron allemand kennen gelernt, ihm einige aimables grisettes zugeführt, und hiedurch ganz das Zutrauen und die Gewogenheit des Herrn von Blendenburg erhalten. Er wurde in seine Dienste genommen, schwang sich bis zum Kammerdiener empor, und begleitete endlich seinen Herrn sogar auf der Rückreise in sein Vaterland.

Die Erscheinung des Herrn von Blendenburg auf seinen Gütern machte viel Aufsehn. Seine aus Paris mitgebrachten Kleidungsstücke, seine savoir faire, seine aimable etourderie, alles bezauberte. Er machte bald die Freundschaft des Herrn Hauptmanns, und beide schienen so ganz für einander geschaffen. Jaquin wurde auch unserm Hauptmann wichtig. So unkundig er auch immerhin der deutschen Sprache war, so fehlte es ihm nie an Mittel, ein jedes Mädchen der benachbarten Gegend zu den Absichten seines Herrn zu bewegen. Nur eine Probe von seinen Talenten wird meine Leser gewiß in Staunen und Verwunderung setzen.

## Zwölftes Kapitel.

### Ein groſses Genie überwindet alle Hinderniſse.

Neben den Gütern des Herrn Hauptmanns und des Herrn von Blendenburg lag ein königliches Gehege; es wohnte darin ein Unterförſter, der wegen ſeiner Rechtſchaffenheit in der ganzen Gegend geehrt wurde. Er war unbeſtechlich, und lebte deshalb auch mit ſeinem lieben Weibe und ſechs Kindern in Dürftigkeit. Seine Geſchicklichkeit im Schieſsen war groſs, und er wurde deshalb auch von den beiden Herren, welche die Jagden der benachbarten Gegenden gepachtet hatten, oft zur Jagd eingeladen. Er ſchoſs das mehrſte Wild, und erhielt deshalb von den beiden Herren manche Geſchenke, die er als einen verdienten Lohn betrachtete und annahm. Er und die beiden Herren hatten ſich einſt an einem heiſsen Tage ſehr ermüdet, ihre Flaſchen waren ausgeleeret und ſie litten Durſt. Gebhard that ihnen den Vorſchlag, ihn zu ſeinem nahgelegenen Hauſe zu begleiten. Dieſes wurde angenommen; die Jäger lagerten ſich in Gebhards Garten unter einigen Aepfelbäumen, die der ehrliche Alte ſelbſt gepflanzt hatte,

als ihnen seine Tochter, ein Mädchen von 15 Jahren, die Milch brachte. Sie war keine Schönheit, die Sonne hatte ihr Gesicht braun gebrannt, die Arbeit ihre Hände gehärtet, aber sie war gesund an Leib und Seele, und erröthete unschuldsvoll, da sie in den Kreis der Herren trat. Sie verstand und beantwortete die Zweydeutigkeiten nicht, die man ihr sagte. Ihr redlicher Vater wollte nicht einmal, daß sie solche hören sollte, und hieß sie fortgehen.

Unsere beiden Helden faßten sogleich den Gedanken die Unschuldige zu verführen. Sie waren niederträchtig genug ihrem Vater Geld zu bieten; der Alte wies sie mit einem Stolz, mit einer Verachtung ab, wodurch immer der ehrliche Mann, wenn ihn auch Kummer und Armuth niederbeugen, so außerordentliche Vorzüge über den vornehmen und glücklichen Schurken erhält. Die Herren wurden äußerst aufgebracht; Gebhard lachte über ihre Drohungen, und beschloß von diesem Augenblicke an, nie mit ihnen in der geringsten Verbindung zu stehen.

Wollüstige Begierden, vorzüglich aber der Wunsch, sich an dem Kerl zu rächen, der

sie

sie so grob behandelt hatte, bewegte die Herren unaufhörlich auf Mittel zur Stillung ihrer Begierden zu denken. Gewaltsame Mittel waren die leichtesten, aber Gebhard und sein Sohn waren vortreffliche Schützen, und die Herren mit Monsieur Jagain vermieden gern alle Gefahr. Jonathans Muth hingegen war ihnen bekannt. Er hatte noch vor wenig Tagen auf einer wilden Schweinsjagd das Leben seines Herrn mit Gefahr des seinigen gerettet; er wurde also vorgefordert, ihm eine ansehnliche Belohnung versprochen, und Louisens Entführung anbefohlen. Jonathan schauderte, und schwieg. Die Herren drangen in ihn, wenn und wie er die Sache unternehmen wollte. Jonathan schnappte nach Luft und besann sich einige Augenblicke. Meine Herren, sagte er: als ich ein Knabe war, da glaubte ich, und hatte die Aussicht, einst ein glücklicher Mann zu werden. Ich habe alles verlohren, Vermögen, Schwester, Eltern, sogar meine Freyheit; ich habe nur ein Gut auf Erden, ein rein Gewissen, Vertrauen auf Gott, und eine bessere Welt, und nichts soll mir dieses rauben; kann ich heute ihr Leben mit Gefahr des meinigen retten, so thu

ichs, aber weder ihr Befehl, noch ihre Bitten, ſollen mich zu einem Nichtswürdigen machen. Die Herren wurden wüthend, und Jonathans Lage wäre mißlich geworden, wenn nicht Jaquin die Herren beſänftigt hätte. Laß ſjie dock, ſagte er, die Narr lauf, ſjie ſpreck ſik wie heine Kaſtrade, wie heine Capúcin, ick will ſjie ſchon mack, die ganſzer Sack, braucke ſjie ihm nik gude Worde ſzu gáb. Die Herren ließen ſich alſo beſänftigen, und Jaquin übernahm die ganze Sache.

Es war in der Gegend ein Salzausreuter, der zum Straßenräuber und Mörder zu feig war, ſonſt aber kein Mittel, Geld zu erwerben, verſchmähete. Mit dieſem Menſchen trat Jaquin in Verbindung, beide formten einen Plan, und die Ausführung glückte meiſterhaft. Es war im benachbarten polniſchen Städtchen Jahrmarkt, und Gebhard mit ſeinem Weibe fuhren dahin; ſie ſaßen bey Gebhards Frauen Bruder und thaten ſich gütlich, bis an den Abend. Der kleine Wagen ſtand vor der Thür des Hauſes. Jaquin, der verkleidet in der Stadt war, ſchlich ſich zum Wagen, und ſteckte einen Sack mit groben Salze unter das auf demſelben befindliche

Ge-

Gefäß. Gebhard, ohne sein Unglück zu ahnen, fuhr frohes Muthes nach Hause, als ihn mit einem mal der Visitator anhielt, das Salz fand, und sich sogleich Gebhards bemächtigte. Man denke sich den Jammer des Weibes, das Geheule der Kinder, als die Mutter ohne den Vater nach Hause kam, und ihr Unglück erzählte. Gebhard war ohne Rettung verlohren; die Gesetze bestimmten funfzig Thaler Geld, oder eine fünfjährige Vestungsstrafe. Das erstere aufzutreiben war für diese arme Familie unmöglich; im letztern Fall verlohr Gebhard auch seinen Dienst, war der Schande und einem fünfjährigen Elend preis gegeben, welches er wahrscheinlich nicht überleben konnte, und sein Weib und Kinder wurden ihres Brodtes beraubt. Alles jammerte, rang die Hände, und bat Gott um Beystand. Plötzlich hielt ein Reuter vor dem Hause, und pochte an die Thür. Anfänglich bebten alle, dann erwachte wieder ein Schimmer von Hoffnung. Der Unglückliche ist es gewohnt, nach jedem Schein von Hoffnung zu haschen, das dem Menschen angebohrne Streben nach Glück macht ihn oft taub gegen das Urtheil seines

Ver-

Verstandes, und so wirft er sich oft dem Böswicht in die Arme, der Theilnehmung heuchelt, und ihn ins Verderben führt. Dieses war auch hier das Schicksal der Unglücklichen. Jaquin erzählte, wie er von ohngefähr vorbeygeritten wäre, das Geschrey gehört hätte, und frug nach der Ursache. Sie freuten sich, ihr Herz gegen einen Menschen ausschütten zu können, und erzählten, was Jaquin längst wußte. Dieser schien zu Thränen gerührt, wünschte ihnen helfen zu können, schüttete alle sein Geld (es war ein Thaler und etwas Scheidemünze, absichtlich zu diesem Zwecke, in einen besondern Beutel gesteckt,) auf den Tisch, und nöthigte die Mutter es anzunehmen. Er bejammerte, daß er seinen Lohn auf ein halbes Jahr vorausgenommen, und sich jetzt mit seinem Herrn ein wenig überworfen hätte; er würde ihnen sonst auf der Stelle helfen. Er schien so theilnehmend, sprach mit soviel Wärme; war es also wol den Unglücklichen zu verdenken, daß sie ihn wie einen Engel Gottes betrachteten? Jaquin that verschiedene Vorschläge zur Auftreibung des Geldes, zergliederte alle, und bewies am Ende ihre Unmöglichkeit. Heute, sagte er, noch

heute

heute müsse das Geld geschafft werden, sonst würde die Sache mit morgender Post weiter berichtet, und dann sey die Wahl zu spät. Endlich, so vorbereitet, warf er nur flüchtig den Gedanken hin, daß Herr von Blendenburg, der in der That ein gutes Herz hätte, auch gewiß das Geld geben würde, wenn es ihm nur so recht vorgestellt würde. Er würde es gerne thun, wenn er nicht, wie gesagt, sich mit ihm überworfen hätte. Er kam wieder auf andere Plane, zeigte neue Unmöglichkeiten, endlich that die Mutter selbst den Vorschlag, daß sie zu dem gnädigen Herrn gehen, und ihn um Hülfe bitten wollte. Jaquin billigte den Vorschlag, rieth ihr aber, weil sie vor Schluchzen nicht reden konnte, und weil sie, von Jammer und Weinen abgemattet, beynahe ganz ohnmächtig wäre, Louisen mitzunehmen, die, wie er höre, ein sittsames und vernünftiges Mädchen sey, und dem gnädigen Herrn schon so recht ins Gewissen reden würde. Der Vorschlag wurde angenommen; denn welche Mutter hat es nicht gerne, daß man ihre Tochter rühmt, und viel Gutes von ihr hofft? Jaquin bemerkte jetzt erst die Blässe der Mutter, fühlte mit der Miene eines

nes Arztes nach ihrem Puls, versicherte ihr, sie müsse todtkrank seyn, sie sollte sich lieber zu Bette legen, denn sie könnte, wenn sie jetzt den Gang zum Herrn von Blendenburg unternehmen wollte, sicher des Todes seyn. Die gute Frau wollte nicht abstehen. Jaquin ermahnte sie, nicht an sich zum Mörder zu werden, und that endlich den Vorschlag, die Tochter allein zu schicken. Die Mutter weigerte sich lange; aber da ihr Jaquin vorstellte, daß der gnädige Herr, wenn er nicht vor Gott, sich doch wenigstens vor der Hölle fürchten würde, ihr versprach, schon dafür zu sorgen, daß dem Mädchen nichts leides widerfahren sollte, so ließ sich endlich die Alte vom Buben beschwatzen.

Herr von Blendenburg mit seinem Freunde, dem Hauptmann, saß eben voll Erwartung, wie Jaquins Unternehmung gelingen würde, als dieser hineintrat und Louisen anmeldete. Der Hauptmann verließ sogleich das Zimmer, und dieses that auch Jaquin, nachdem er das Mädchen hereingeführt. Sie stand da äußerst verschämt, und wußte nicht was sie sagen sollte, da der gnädige Herr vertraulich ihre Hand ergriff. Stotternd und

mit Thränen ſagte ſie ihm ihre Bitte. Nichts weiter? rief Blendenburg, und zählte funfzig blanke Thaler auf den Tiſch; das Mädchen wußte nicht, wie ſie ihm ihr Entzücken ausdrücken, wie ſie ihm danken ſollte, als er ſie in ſeine Arme ſchloß und ihr die ſchändliche Bedingungen bekannt machte. Sie ſtieß ihn voll Abſcheu und Verachtung zurück. So! ſagte Blendenburg, dann biſt du ſelbſt ſchuld, wenn dein Vater an die Karre kömmt, trat an den Tiſch und ſcharrte die Thaler zuſammen. Das arme Mädchen bebte; die ſchändliche Forderung des Wollüſtlings, das Elend ihres Vaters, die Möglichkeit ihn zu retten, ſie wußte nicht, woran ſie denken ſollte. Sie faßte in der Angſt die Hand des Nichtswürdigen, um ſie vom Einſtreichen des Geldes zurückzuhalten. Der Elende benutzte dieſen Augenblick und — erreichte ſeine Abſicht, ſo daß ihn die verworfenſten der Teufel beneideten.

Der Hauptmann wollte an der Ehre des Sieges (ſo nannten die beiden Herren dieſe Handlung,) Theil nehmen; aber nichts vermochte das unglückliche Mädchen in eine neue Schande zu willigen. Sie blieb ſogar

bey

bey dem Vorſchlage Jaquins, ihr alsdenn das Geld wieder abzunehmen, unerſchüttert. Die Herren wollten ſich am Ende ſelbſt zu dieſem Vorſchlage nicht entſchließen und ließen das Mädchen gehen. Sie gab das Geld ihrer Mutter, und der Vater wurde befreyet.

## Dreyzehntes Kapitel.

### Schreckliche Folgen des Laſters.

Der ehrliche Gebhard ahnete ſein Unglück; aber er wollte den Troſt genießen, nicht völlig davon überzeugt zu ſeyn, und that deshalb wegen des Geldes an ſeine Tochter keine nähere Fragen. Wenn aber die betrogene Mutter die Großmuth des gnädigen Herrn rühmte, dann traten ihm jederzeit die Thränen ins Auge. Louiſe welkte hin, das Feuer ihrer Augen verloſch, ihre Stimme wurde heiſer, und ihr Körper glich täglich mehr einem Gerippe. Bald zeigten ſich an ihren Geſchwiſtern, ſelbſt an ihren Eltern, ähnliche Uebel. Ein Gift, das Blendenburg aus Frankreich mitgebracht und ihr mitgetheilt hatte, wurde durch die Unglückliche, die es nicht kannte, auf ihre Geſchwiſter und Eltern gebracht.

Gebhard war der einzige, der etwas argwöhnte. Er war in seiner Jugend Soldat gewesen, und hatte einige Kranken dieser Art in den Lazarethen gesehen. Er ging, da sein Uebel sich vermehrte, in die Stadt, und erfuhr vom dortigen Wundarzte sein ganzes Unglück. Er bat ihn, sich seines Weibes und seiner Kinder anzunehmen; der Wundarzt versprach den folgenden Tag zu ihm zu kommen. Die Leiden des Unglücklichen, sein innerer Kampf, seine Wuth und Verzweiflung sind unbeschreiblich; er hatte seine Flinte auf dem Rücken und wollte oft sein unglückliches Leben enden, immer aber hielt ihn noch der Gedanke an Gott und die Ewigkeit zurück. Er stand eben an der Stelle, wo das Salz bey ihm gefunden wurde, wo sein Unglück allen Anfang nahm. Er hatte sein Gewehr auf seine Brust gesetzt, und es wieder bebend weggezogen, als er die Tritte von Pferden hörte. Blendenburg und Jaquin sprengten vorüber; Gebhard ergriff unwillkührlich sein Gewehr, legte an, seine Hände zitterten, aber seine Wuth hatte den höchsten Grad erreicht; er drückte los — das Schrot rauschte neben den Köpfen der Böswichter vorbey, ohne

ohne ſie zu verwunden. Sie machten Miene ſich umzuwenden, als Gebhard verzweifelnd die Kolbe gegen ſie aufhob. Sie wollten ſich keiner Gefahr ausſetzen, und ritten davon. Der unglückliche Mann überlegte nun erſt was er gethan hatte. Der Gedanke an ihre Rache und ſeine Beſtrafung erwachte, er lud aufs neue ſein Gewehr, er wollte beten und konnte nicht, verfluchte die Verführer ſeiner Tochter, ſeine eigene und ſeiner Kinder Mörder, bat Gott um Rache, und erſchoß ſich ſelbſt.

Sein Weib und Kinder lagen in ihrer Hütte, oder ſchwankten abgezehrt, und klagten einer denen andern ihre Schmerzen, als gewaltſam an die Thür gepocht wurde. Alle erbebten, und öffneten endlich. Mit Ungeſtüm traten einige Soldaten hinein, und frugen nach Gebhard. Die unglückliche Familie erfuhr, daß er Herrn von Blendenburg hatte ermorden wollen, und auf die Anzeige deſſelben die Soldaten zu ſeiner Gefangennehmung abgeſchickt wären. Sie durchwühlten das Haus, weil ſie glaubten, daß er verſteckt wäre, als ein Bauer mit ſeinem Wagen vor dem Hauſe hielt. Er war ein Bekannter Geb-

hards, hatte seinen Leichnam gefunden, ihn auf den Wagen geworfen, und übergab ihn jetzt seiner unglücklichen Familie.

Es war ein entsetzlicher Anblick, sechs durch Krankheit abgezehrte Kinder, mit ihrer unglücklichen Mutter, bey dem Leichnam ihres Vaters jammern zu sehen, den sein Elend zum Selbstmorde veranlaßt hatte. Die jüngsten Kinder konnten ihren Schmerz durch Thränen, durch Geschrey lindern, die ältesten standen halb wahnsinnig an der Leiche, hatten sie mit ihren Armen umschlungen, oder ihr Gesicht an den todten Körper gedrückt. Louise sprach kein Wort, sie hielt eine Hand des Todten, und ihr Auge sah verzweifelnd gen Himmel. Die Soldaten, alles Leute, die lange gedient und manchen Kameraden beym Spiesruthenlaufen mit zu Tode gepeitscht hatten, selbst der alte Unterofficier, der einige blutige Feldzüge mitgemacht, einige Monate lang an seinen Wunden im Lazarethe gelegen, und hier die unmenschlichen Behandlungen seiner Nebenmenschen, wie sie D. Fritze beschreibt, gesehen hatte; selbst dieser fühlte sich von Theilnehmung und Mitleiden durchdrungen.

gen. Er warf ein Guldenstück, einen Sparpfennig, den er seit einigen Monaten vom Traktamente abgedarbt hatte, auf den Tisch, wischte sich die Thränen vom Auge, und ging mit seinem Kommando davon.

Herr von Blendenburg saß indeß ruhig in der Stadt, und tändelte mit dem Mädchen im Gasthofe, als der Unterofficier zurückkam und die schreckliche Nachricht brachte. Er schien wirklich bey Erzählung derselben einen Theil seiner frohen Laune zu verlieren, ließ sich aber noch eine Bouteille Champagner geben, und bekam, nachdem er sie ausgeleert, seine vorige Stimmung wieder.

## Vierzehntes Kapitel.

### Trost für die Leidenden.

Gebhards Weib und Kinder waren ihrem Schmerz, ihrem Elende überlassen. Blos der ehrliche Bauer, der den Körper gefunden, war ihr Tröster. Er blieb bey ihnen, da die Nacht einbrach, und der gute Mann bot auf, was er konnte, ihren Schmerz zu lindern. Er versprach für das Begräbniß zu sorgen,

und glaubte, daß es ihnen vielleicht Troſt seyn würde, nach der hier auf dem Lande und in kleinen Städten noch üblichen Sitte, Sterbelieder bey der Leiche zu ſingen. Dieſe wurden oft von Schluchzen und Thränen, vom Aechzen und Gewinſel der Unglücklichen unterbrochen. Matthias, ſo hieß der Bauer, begab ſich gegen Morgen in ſein Dorf, wo er dem Pfarrer Erich die unglückliche Geſchichte erzählte. Erich ſtand bey vielen ſeiner Kollegen im Verdacht der Ketzerey, und wäre es damals modern geweſen, ſeine Kollegen hätten ihn ſicher des Katholicismus verdächtig machen laſſen, weil er gut und rechtſchaffen handeln immer für die erſte Pflicht des Chriſten und Menſchen hielt, folglich hier eine Anhängigkeit für die, bey den Papiſten, ſo beliebten gute Werke auszuwittern war. Seine Amtsbrüder hatten es freylich bey ihrer Art zu denken weit bequemer; ſie hofften durch den Glauben und die Gnade ihre Seligkeit zu erhalten, waren feſt im Glauben, in allem, was die theuern Gottesmänner, Scherzer, Hunnius und Quenſtädt zu glauben fürhalten, und ſtark war ihre Hoffnung auf die unendliche Barmherzigkeit. Sie waren aus

dem

dem Evangelio überzeugt, daß blos hiedurch das ehebrecherische Weib Gnade funden, und der Mörder am Kreuz ins Paradies gekommen, und hofften, da sie doch gewiß ein wenig besser als Ehebrecher und Mörder wären, durch die nemlichen Tugenden wenigstens eben so weit zu gelangen. Pfarrer Erich war eben etwas kränklich; als Matthias zu ihm kam. Die Frau Pfarrerin, welche ebenfalls bey den Frauen der benachbarten Pfarrer in sehr schlechtem Ansehn stand, weil sie gerade so wie alle andere Weltkinder redete, das heißt: weder mit biblischen Sprüchen, noch mit Stellen aus dem Gesangbuche um sich warf. Diese erfuhr zuerst von Matthias die unglückliche Geschichte. Sie wurde innigst davon gerührt, und brachte sogleich den redlichen Bauer zu ihrem Manne. Seines Flußfiebers ohngeachtet, beschloß Erich sich anzukleiden, und die Unglücklichen zu besuchen. Er wurde von seinem redlichen Weibe hiezu aufgemuntert, die ihm dabey mit zärtlicher Sorgfalt bat, sich vor neuer Verkältung zu hüten. Die Pfarre war schlecht, aber doch vergaß sie nicht ihren Mann zu erinnern, daß er sich erkundigen möchte, woran es den Leuten fehlte.

Wir können, ſagte ſie, Gott lob! noch ſo manches entbehren, das vielleicht den armen Leuten nützlich iſt. Erich dankte Gott in ſeinem Herzen, der ihm ſolch ein Weib beſcheret hatte, das an Wohlthun ihre Freude fand, und eilte zu den Verwaiſeten.

Eben, als er ins Haus trat, waren auch der Kreysphyſikus und der Wundarzt in das Haus getreten, um den Körper zu obduciren. Dieſer Wundarzt war gerade der nemliche, den Gebhard Tages zuvor wegen ſeiner und der Seinigen Krankheit um Rath gefragt hatte. Er entdeckte der unglücklichen Familie ihre ſchreckliche Lage, und trieb hiedurch ihre Verzweiflung aufs höchſte. Ich vermag es nicht, den gräßlichen Auftritt zu ſchildern. Louiſe konnte den Anblick ihrer Mutter, ihrer Geſchwiſter nicht ertragen, ſie lief wüthend aus dem Hauſe und verfiel in eine Raſerey, die ihrem Leben in wenig Tagen ein Ende machte. Die unglückliche Mutter überlebte auch ihr Unglück nicht lange, ſie ſtarb wenig Wochen nachher, und Erichs Troſt, ſein Verſprechen, Vater ihrer Kinder zu ſeyn, erleichterten die letzten Augenblicke ihres Lebens.

Erich

Erich hielt sein Versprechen; der Kreysphysikus und Wundarzt, durch das Elend dieser Familie gerührt, übernahmen ihre Kur. Die Kräfte der beiden jüngsten Kinder waren zu erschöpft; sie folgten ihren Eltern ins Grab; die drey ältern Kinder erhielten ihre Gesundheit wieder, und Erich sorgte für ihr Fortkommen und ihre Erziehung.

## Funfzehntes Kapitel.

### Versuche zur Erweckung eines schlafenden Gewissens.

Jonathan litt viel bey dieser Geschichte. Er war dem ehrlichen Gebhard, der soviel Aehnlichkeit mit seinem alten Freunde Bär hatte, herzlich zugethan. Sein Unglück machte auf ihn einen tiefen Eindruck, sein Herr war mit daran Schuld, und Jonathan wagte es, ihn, wenn es möglich, vom Laster zurückzuziehen, und einen Eindruck auf sein Herz zu machen. Er berathschlagte darüber mit dem Pfarrer Erich, der den ehrlichen Jonathan schätzte, weil er ängst Gesinnungen in ihm entdeckt hatte, die ihn über seinen Stand erhöhten; und beide trafen die Verabredung, daß Jonathan seinem

Herrn

Herrn erzählen sollte: Er habe gehört, Herr von Blendenburg sey von einer Reise, die er auf ein Paar Wochen unternommen, zurückgekehrt, er sollte, wenn es möglich sey, den Herrn Hauptmann dahin bewegen, Herrn von Blendenburg morgen Nachmittag zu besuchen; wenn dieser nicht zu Hause wäre, würde es Jonathan nicht an Entschuldigungen fehlen; der Herr Hauptmann würde, wie gewöhnlich, auf einige Augenblicke beym Pfarrer ansprechen, der gerade einen Zufall benutzen wollte, von dem er sich eine sehr gute Wirkung versprach.

Alles ging nach Wunsch. Der Herr Hauptmann wurde freundlich empfangen, der Koffee aufgesetzt, und die Pfeife war eben angezündet, als der Küster dem Herrn Pfarrer winkte, der sich entschuldigte, wegen eines Amtsgeschäfts einige Augenblicke ausgehen zu müssen, sich aber kurz zu fassen und bald zurückzukehren versprach. Er eilte fort, und die Frau Pfarrerin erzählte dem Herrn Hauptmann, daß eine Leiche beerdigt werden sollte, und wies ihm das offene Grab, welches nur wenig Schritte von den Fenstern des Zimmers ent-

entfernt war, die gerade auf den Kirchhof führten. Dem Herrn Hauptmann war dieser Anblick schon unangenehm, weil er den Tod, und jede Erinnerung an denselben scheute. Er würde sich daher sicher entfernt haben, wenn ihn nicht alsdenn sein Weg gezwungen hätte, nahe bey dem Leichenzuge vorüber zu gehen. Es war nur ein schlechter Sarg, von einigen armseligen Leuten begleitet; doch hatte sich alles, jung und alt, aus dem ganzen Dorfe auf dem Kirchhofe versammelt, und auf allen Gesichtern herrschte ein Ausdruck, der dem Herrn Hauptmann nicht unbemerkt blieb. Er erkundigte sich: wer die Verstorbene sey? Es war ein Mädchen, sagte die Frau Pfarrerin, unschuldig und gut, die Freude ihrer Eltern, die mit ihrer Armuth zufrieden lebten. Ein Böswicht hat sie entehrt, ihr eine Krankheit mitgetheilt, womit sie alle die Ihrigen ansteckte. Sie fiel in Verzweiflung, und starb vor wenig Tagen in der schrecklichsten Raserey; ihr Vater war der unglückliche Gebhard, der sich selbst ermordete. Der Hauptmann bebte und wandte das Gesicht fort, indeß schwieg der Gesang, die Leiche stand an der Gruft, und Erich hielt eine kurze Anrede an die Umstehen-

ſtehenden: „Richtet nicht, damit ihr auch nicht gerichtet werdet,„ waren ſeine Worte, wodurch er ihnen Duldung und Nachſicht gegen Unglückliche und Gefallene empfahl, und ſie alsdenn zur Tugend und Beharrlichkeit im Guten aufmunterte, indem er ihnen zugleich die ſchrecklichſten Folgen des Laſters auseinanderſetzte. Jedes Wort war im Zimmer deutlich zu hören, und vermehrte die Unruhe des Hauptmanns, der dem Himmel in ſeinem Herzen dankte, als die für ihn ſo fürchterliche Scene vorüber war.

Erich kehrte ins Zimmer zurück, und bewegte den Hauptmann, der den Augenblick fortwollte, noch etwas zu bleiben. Er ſagte ihm, daß man ſich die Geſchichte (die der Leſer vom Herrn von Blendenburg und Louiſen bereits weiß,) im Stillen erzähle, ſetzte aber hinzu, daß er ſolches unmöglich glauben könne; der Menſch müßte gar zu tief gefallen ſeyn, müßte auf alles Glück jenſeits des Grabes Verzicht gethan haben, ja ſelbſt die Freude dieſer Welt nicht achten; weil ein Menſch, der ſo zu handeln im Stande wäre, allen ſeinen Nebengeſchöpfen und am Ende ſich ſelbſt

ſelbſt verächtlich werden müßte. Es ſey alſo nicht Tugend, ſondern blos ein wenig Klugheit und Eigenliebe, die er jedem Menſchen zutraue, erforderlich, um Handlungen dieſer Art zu unterlaſſen.

Erich brach das Geſpräch ab, und lenkte es auf einen Greis, der vor wenig Tagen verſtorben war. Dieſer Mann hatte ſein Leben als Tagelöhner hingebracht, ſich aber durch ſeine Rechtſchaffenheit ausgezeichnet. Noch wenige Monate vor ſeinem Ende hatte er einen kranken armen Juden, den der wohlhabende Krüger ausſties, weil er nun kein Geld mehr von ihm bekommen konnte, in ſeine Hütte aufgenommen, und ihn einige Wochen lang ohnentgeldlich gepflegt. Ich freue mich, ſagte Erich, wenn ich einen ſolchen Mann ſterben ſehe, weil ich von ſeiner glücklichen Zukunft überzeugt bin. Die Gelaſſenheit, womit der redliche Greis in ſein vergangenes Leben zurückblickte, ſeine Seelenruhe, die ihm meinen Troſt entbehrlich machte, ſelbſt ſein ſanfter Tod, durch keine Gewiſſensangſt erſchwert, wie abſtechend ſind dieſe, von den letzten Augenblicken des Böſewichts,

wichts, wenn er in Verzweiflung mit dem Tode ringt, wenn er von seinem Gewissen gefoltert, seine Vergangenheit verflucht, und in Verzweiflung unter Höllenmartern seine Seele aushaucht.

Der Hauptmann schauderte. Der Anblick der Leiche, das Gespräch Erichs, schien einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. In Gedanken, ohne ein Wort zu sprechen, ritt er nach Hause, und Jonathan hoffte bereits viel Gutes.

# Zweytes Buch.

Tantum religio potuit ſuadere malorum.

LUCRETIUS.

## Erſtes Kapitel.

### Körperliche Bekehrungsgründe.

Nach einigen Wochen kehrte Herr von Blendenburg von ſeiner Reiſe zurück. Die Aerzte, welche er um Rath gefragt, hatten ihm freylich für ſeine neuen geänderten Dukaten Mittel genug verordnet, die Herr von Blendenburg, aus Liebe zum Leben, insgeſamt verſchlang, ohne daß ſeine Geſundheitsumſtände dadurch gebeſſert wurden. Jene abſcheuliche Krankheit, die er ſeit langer Zeit an ſeinem Körper trug, war bereits ohnheilbar geworden, und er fühlte mit jedem Tage fürchterlichere Folgen derſelben. Dieſes peinigte ihn aufs ſchrecklichſte; bald frug er die berühmteſten Aerzte um Rath, bot große Summen für ihre Hülfe, ſah ſich getäuſcht, und kehrte dann wieder zu ſeinem gewöhnlichen Tröſtungs-

ſtungsmittel, der Flaſche, zurück. Hiedurch wurde das Uebel immer ärger, und es zeigte ſich bald in ſeiner ganzen ſcheuslichen Geſtalt. Jedermann floh ſeine Gegenwart, ſelbſt der Hauptmann, ſein ehemals ſo vertrauter Freund. Blendenburg fühlte mit jedem Tage neue Schmerzen, und konnte ſich jetzt unmöglich länger betäuben. Mit Schaudern dachte er an ſeinen Tod, und an die Welt, jenſeits des Grabes. So übertrieben, wie er ehemals über Teufel und Hölle geſpottet hatte, ſo ſehr fürchtete er jetzt dieſelben. Jedes Mittel, ſich zu zerſtreuen, ſchlug fehl; er wollte einſt, daß Jaquin ihm ſein Lieblingsbuch, die Pucelle, vorleſen ſollte. Es wurde der Anfang gemacht, und Herr von Blendenburg verſprach ſich nicht wenig Troſt, als ihn die Schilderung der Todesſtunde, über die er oft geſpottet hatte, in Schrecken ſetzte. Er beſchloß ſich zu bekehren, weil er dies noch für das letzte Mittel hielt, den Klauen des Teufels zu entkommen, und Pfarrer Erich, den er ſonſt ſorgfältig vermied, wurde jetzt eingeladen.

Erich erſchien; und Herr von Blendenburg machte ihn mit ſeiner Lage, und dem Vor-

Vorsatze, sich zu bekehren, bekannt. Erich erkundigte sich nach den Gründen zu dieser Bekehrung. Par Dieu! sagte Blendenburg, sehen Sie meine Gestalt an, ich bin ja keinen Augenblick mehr meines Lebens sicher, es wird also doch nun wol Zeit zur Bekehrung seyn! Diese hätte, erwiederte Erich, früher geschehen müssen, wenn sie Ihnen nach meinen Grundsätzen und meiner Ueberzeugung nützlich seyn sollte. Jetzt aber, bedenken Sie Ihr vergangenes Leben, und können Sie in der Zeit, die Ihnen noch übrig ist, alles Böse, das Sie begingen, gut machen? Können Sie, wo dieses nicht mehr möglich ist, soviel Gutes thun, als Sie Böses begingen? Nicht bloße Worte, nicht hergeplauderte Gebetsformeln, keine kirchliche Gebräuche, können Sie mit einem Gott aussöhnen, der alle seine Geschöpfe zum Glück erschuf, der, seiner Gerechtigkeit gemäß, jeden, der diesen Zweck seines Daseyns erfüllte, belohnen; jeden, der ihn vernachlässigte, der sein eigen Glück, das Glück seiner Nebenmenschen zerstörte, auch nothwendig bestrafen muß.

So was hatte Herr von Blendenburg nicht erwartet. Ein kalter Angstschweis brach

ihm hervor, da Erich sein vergangenes Leben durchging, ihm seine begangene Schandthaten, soviel er davon wußte, vorerzählte, und endlich frug: womit er dieses wieder gut machen wollte? Herr von Blendenburg wurde empfindlich, besann sich aber wieder, und versicherte, daß er jeder Kirche auf seinen Gütern einen neuen Altarbezug, worauf sein Wappen gestickt, überdem auch noch ein Legat an Gelde hinterlassen, auch die Prediger dabey nicht vergessen wollte. Dieses letztere that dem wackern Erich wehe. Er wußte es freylich, daß mancher seiner Herren Kollegen ein solches Anerbieten nicht ausgeschlagen hätte, er aber hatte wenigstens nie eine That begangen, wodurch er einen solchen verächtlichen Antrag verdient hätte. Er gerieth in Feuer, stellte Herrn von Blendenburg das Unbedeutende dieses Vorhabens vor Augen, und versicherte endlich, daß, bey einer solchen Art zu denken, Herr von Blendenburg sicher auch jenseits des Grabes so elend seyn würde, als er es bereits hier wäre. Der gnädige Herr ward hierüber sehr ungehalten, schimpfte und fluchte; und Pfarrer Erich empfahl sich.

## Zweytes Kapitel.

### Ein Bekehrer von Profession.

Die Angſt des gnädigen Herrn nahm indes mit jedem Tage zu. Täglich dachte er an den Teufel, und mit jedem Tage dachte er ſich ſeine Geſtalt ſcheuslicher, und ſeine Krallen größer und ſchärfer. Bekehrung war und blieb nur das einzige Mittel, dem Unhold zu entgehen. Es wurde deshalb Magiſter Schleucherus, der ebenfalls auf den Gütern des gnädigen Herrn als Pfarrer ſein Weſen trieb, zu demſelben entboten. Magiſter Schleucherus freute ſich nicht wenig, als er dieſe Botſchaft erhielt, die Monſieur Jaquin ſelbſt überbrachte. Sachen! Sachen! ſchrie der erfreute Magiſter; (indes Frau Sara mit einem großen Bündel Schlüſſel in die Stube trat,) ſiehe der Geiſt hat an das Herz des gnädigen Herrn gepocht, er fühlet Zerknirſchung, und wie ein Hirſch ſchreyet nach friſchem Waſſer, ſo ſchreyet ſeine Seele nach dem Herrn; er hat auch mich, ſeinen unwürdigen Knecht, zu ſich entboten, und dafür ſey Lob, Preis, Dank und Ehre, von nun an bis in Ewigkeit, Amen! Frau Sara

ward höchlich über die Ehre erfreut, die ihrem Manne widerfuhr. Sie eilte, die Perüque des Herrn Magisters mit dem feinsten Weizenmehl zu überstreuen, langte einen weißen Kragen hervor, und bürstete Rock und Mantel mit eignen Händen ab. Siehe Sarchen! siehe, sagte der Magister, (da sie ihm den Mantel umhing,) wie Unrecht du mir thust, wenn du mir vorwirfst, daß meine Kollegen klüger sind; wenn sie's wären, hätte mich der gnädige Herr wol holen lassen? Führe dich auch nur fein höflich und manierlich auf, erwiederte Frau Sara, und gab ihm ein Dutzend Höflichkeitsregeln, wie er sich nemlich neigen, und den gnädigen Herrn ehren sollte, mit auf den Weg. Sie vergaß auch nicht den Bogazki, Schmolken, Kubach, und was sie sonst von Gebet- und Gesangbücher hatte, mit in den Wagen zu packen, begleitete ihren Gemahl so freundlich, als sie es seit zwanzig Jahren nicht gethan hatte, vor die Thür, und sah der Kutsche des gnädigen Herrn so lange nach, bis sie ihr mit dem theuern Herrn Gemahl aus den Augen verschwand.

Nachdem Magiſter Schleucherus den Mantel über den linken Arm geſchlagen, und die Agende unter demſelben genommen, den Kragen zurechtgeſtrichen, und zwiſchen dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand den Huth zierlich gefaßt hatte, trat er in das Zimmer des gnädigen Herrn, verneigte ſich ſo tief, als es der Bauch erlaubte, und ſprach: Unterthänigſter Knecht! Ja Hunger und böſe wilde Thiere will ich unter euch ſchicken, die ſollen euch ohne Kinder machen, und ſoll Peſtilenz und Blut unter dir umgehen, und will das Schwerdt über dich bringen. Ich, der Herr, habs geſagt. Heſekiel im 5. Kapitel, im 17. Vers. So ſpricht der Herr, Herr Gott zu dem Volke Iſrael, und ſo ſpricht er auch noch heut zu Tage zu allen Sündern und Gottloſen, zu allen Spöttern der Schrift und Verächtern des Predigtamts, zu allen Ketzern und Irrlehrern, die nachfolgen der Lehre Bileams, zu allen Atheiſten, Socinianern und Freymäurern, als über welche am Tage des Gerichts erſchallen wird die Poſaune, und von welchen allen die Schrift weiſſaget, daß ſie werden geworfen werden in den Pful, wo Pech und Schwefel brennet, der bereitet

ist dem Teufel und seinen Engeln. Es sind aber solche Zeiten des Verderbens sehr nahe kommen, jene Zeiten, von denen geschrieben stehet in der Offenbarung Johannis im 12. Kapitel, im 12. Vers: Wehe denen, die auf Erden wohnen, und auf dem Meere, denn der Teufel kommt zu euch hinab, und hat einen großen Zorn, und weiß, daß er wenig Zeit hat. Weil nun aus diesem erhellet, daß das Reich des Satanas nur wenige Zeit währet, und des Menschen leben auch nur wenig Zeit währet, so aus vielen Stellen der heiligen Schrift, was auch die Ketzer und Irrlehrer dagegen einwenden, klärlich zu erweisen ist, als ist es sicherlich das Beste und Heilsamste, zur Buße und Bekehrung seine Zuflucht zu nehmen, und nicht den Tag zu erwarten, von welchem geschrieben stehet:

Da wird das lachen werden theuer,
Wenn alles wird vergehn im Feuer,
Wie Petrus davon schreibet.

Er verneigte sich abermals, und erwartete nun, was der gnädige Herr zu dieser mit vieler Mühe unterwegs ausstudirten Rede sagen würde. Der gnädige Herr, dem der

Teu-

Teufel und das ewige Feuer von Pech und Schwefel, wofür ihm außerordentlich Angſt war, hiedurch in friſches Andenken gebracht worden, ſtellte ſich gar kläglich, und bat den Herrn Magiſter, ihn doch, wo möglich, davon loszuhelfen. Des freuete ſich Magiſter Schleucherus nicht wenig, und verſicherte, daß bey dem gnädigen Herrn eine wahre Zerknirſchung vorgegangen ſeyn müſſe, und auch die Wiedergeburt nicht weit ſeyn könne, weil er ſo große Reue und Leid trage, und da die Engel Freude haben an der Bekehrung des Gottloſen, und der Herr die Sünder einladet zur Buße, und nicht will den Tod des Sünders, ſondern daß er ſich bekehre und lebe; ſo hoffe er auch, daß, wenn der gnädige Herr nur im Gebet brünſtig anhalte, und im wahren Vertrauen auf die Gnade und unermeßliche Barmherzigkeit verbleibe, es auch gewiß mit ihm zum Durchbruche kommen, und er zum Throne des Lämmleins gelangen werde.

Mit ſolchen erbaulichen Geſprächen fuhr der Herr Magiſter fort, erläuterte das Gleichniß von den Blinden und Lahmen, die zur Hochzeit geladen wurden, vom Schächer am Kreuze, ſprach viel vom roſinfarbnen Blute,

von der unermeßlichen Barmherzigkeit, von der Hochzeit des Lammes, ließ nun den Herrn von Blendenburg das Beichtformular herſagen, freuete ſich ob der Andacht, womit derſelbe dem Himmel zueile, verſicherte ihn, da er nun mit Gott im Bunde ſtehe, eines ſanften, ſeligen Todes gewiß zu ſeyn, und daß er in jener Welt ſicherlich, als eine Braut des Lammes, das ewige Halleluja anſtimmen würde.

## Drittes Kapitel.

### Alle gute Folgen für Bekehrer und Bekehrten werden zu Waſſer.

Herr von Blendenburg freute ſich jetzt eine Ausſicht auf den Himmel erhalten zu haben. Er ließ dem Herrn Magiſter ſeinen beſten Wein zu Mittage vorſetzen, und beym Abſchiede drückte er demſelben ein Päcklein in die Hand. Eilig ſuchte Magiſter Schleucherus in die freye Luft zu kommen, und nachdem er das Papier geöffnet, und zehn blanke Dukaten darin erblickt hatte, ſo ſtieg ſein Entzücken ſo hoch, daß er eiligſt von denen, durch Frau Sara ihm mitgegebenen Büchern, den Kubach

bach und Schmolke hervorſuchte. Er taumelte mit dieſen beiden Büchern zum gnädigen Herrn zurück, empfahl ſolche dem gnädigen Herrn zur Andacht, und wollte eben für das großmüthigſt erhaltene Geſchenk in einer ſchönen Rede danken, wozu er mit dem Spruche: Wer dem Armen giebt, der leihet dem Herrn, den Anfang machte, als ſich die Wirkungen des zuviel genoſſenen Weines und der friſchen Luft äußerten. Eilends mußte der arme Magiſter das Zimmer verlaſſen, und wurde unter dem Geſpött der Bedienten in den Wagen gehoben, wo er ſofort in einen ſanften Schlaf verfiel.

So angenehm dem gnädigen Herrn der Troſt des Magiſters geweſen, ſo hatte doch der letzte Auftritt bey ihm einen unangenehmen Eindruck gemacht, und er äußerte ſeine Zweifel gegen Jaquin, daß ein ſolcher Mann ihn in den Himmel ſchaffen dürfte. Das entſchlafene Gewiſſen erwachte von neuem, und Blendenburg fühlte nach dieſer kleinen Betäubung doppelt die Vorwürfe deſſelben.

Magiſter Schleucherus langte indeß zu Hauſe an. Frau Sara hörte das Raſſeln der Kutſche, und eilte ihm entgegen. Sie

ließ

ließ ihrer Lunge den freyen Lauf, als man den Herrn Magiſter, der ſich noch ſeiner Füße nicht bedienen konnte, mit vieler Mühe aus dem Wagen brachte. Weil der Durchmeſſer Sr. Wohlehrwürden in der Dicke, dem in der Länge beynahe gleich kam, ſo koſtete es nicht wenig Mühe, den theuren Mann Gottes in ſein Haus zu bringen. Unglücklicherweiſe waren vor der Thür ein paar Stuffen, und ſey es nun, daß die theuere Laſt den Bedienten zu ſchwer wurde, oder daß ſie bübiſch genug dachten, ſelbſt den Diener des Altars nicht zu ſchonen; ſie ließen ihn fallen. Brummend wälzte ſich der Magiſter, indes Frau Sara ihre Wuth nicht länger bergen konnte, und mit Fäuſten und Nägeln über ihn herfiel. Endlich, nachdem ſie müde geworden, und der Schulmeiſter nebſt dem Hausknechte zu Hülfe kam, wurde der Herr Magiſter in die Stube, und endlich zu Bette gewälzt. Frau Sara heulte für Wuth, was nun der gnädige Herr ſagen würde, und welchen ſchönen Pfennig ſie vielleicht eingebüßt hätte. Sie trieb dies Weſen einige Stunden lang, bis endlich der Magiſter erwachte. Sarchen, liebes Sarchen! rief der Magiſter, ſey doch nicht

böse, daß ich ein Gläschen über den Durst getrunken habe; die liebe Gottesgabe kommt einen ja so selten vor den Schnabel, und wenn man's nur genießet mit Danksagung, ist doch nichts versäumt; habe ich dir nicht zehn Dukaten mitgebracht? Zehn Dukaten, Herzensmännchen! schrie Sara, wo sind die? Mit selbst gefälligem Lächeln frug der Magister nach seinen Kleidern. Sogleich stürzte Frau Sara darüber her, durchsuchte alle Taschen, sie durchsuchte sie abermals, man denke sich ihr Schrecken und ihre Wuth, sie fand nichts. Vielleicht könnte das Geld bey dem Unfall vor der Thüre verlohren gegangen seyn; es wurden sogleich Laternen angezündet, alles mühsam durchsucht und gekehrt, aber von dem Gelde war keine Spur. Der Magister mußte den Unfall entgelten, und viele aus seiner Gemeine versicherten, daß noch viele Wochen nachher auf dem geschwollenen Gesichte die Nägel kenntlich gewesen. Die Wuth der Frau Sara stieg noch höher, als sie am folgenden Morgen den schönen Kubach und Schmolke vermißte, die noch ein Erbstück von ihrem wohlseligen Vater waren.

Der Magiſter mußte ſogleich an den gnädigen Herrn ſchreiben, ſeinen Unfall berichten, und um die Bücher, wenn ſolche nicht mehr von Nöthen, unterthänigſt bitten. Allein die Denkungsart des gnädigen Herrn war jetzt anders als geſtern, und der Bote hatte blos vom Herrn Kammerdiener mündlich die Antwort erhalten, daß dem gnädigen Herrn der Unfall des Herrn Magiſters leid thäte, und die Bücher erfolgten zurück; da aber der Herr Kammerdiener geglaubt, daß ſolche dem gnädigen Herrn zum Geſchenke gemacht worden; ſo habe er einige Blätter bereits ausgeriſſen. Was für Auftritte nun im Hauſe des Magiſters erfolgten, und wie ſich Frau Sara geberdete, kann jeder Leſer leicht denken.

## Viertes Kapitel.

### Auch ein weiblicher Seelſorger tritt auf.

Der Hauptmann, der alles dieſes erfuhr, fürchtete ein gleiches Schickſal mit Herrn von Blendenburg zu haben, und beſchloß, um dieſen vorzubeugen, (zu Jonathans größter Freude) ſeiner bisherigen Lebensart zu entſagen. Sein Umgang mit Pfarrer Erich wurde häu-

häufiger, er las viel über Religion, wovon er aber wenig verstand, und gehörig verdauete. Eine gnädige Tante, die bisher an ihn nur mit Abscheu gedacht, weil sie seit ihrem funfzigsten Jahre die gottlose Welt (an der sie in ihren frühern Jahren kein geringes Behagen gefunden haben soll,) ganz verlassen, und sich dem Herrn ergeben hatte. Diese gnädige Tante, eine Wittwe, die ihre Kinder, und wie die arge Welt hinzusetzte, ihre Reize und ihre Liebhaber überlebt hatte, und ein ansehnliches Vermögen besaß, lebte im größten Geruche der Heiligkeit. Es verging kein Sonntag, daß sie nicht von irgend einer Kanzel in der benachbarten Gegend als eine gnädige, milde und christliche Wohlthäterin der Kirche und des Predigtamts gepriesen wäre, und an jedem Neujahrstage wurde immer ihres Namens mit einem besondern Glückwunsche von der Kanzel erwähnt. Diese fromme gottselige Dame freuete sich nicht wenig über die Bekehrung des Hauptmanns, nur ward die Angst ihrer Seele sehr groß, daß der Hauptmann, der wahrscheinlich durch die List und Tücke des Fürsten der Finsterniß berückt wäre, sich dem Pfarrer Erich anvertraue, der, wie

die

die gnädige Frau versicherte, ein Deist, Atheist, Naturalist, ja vielleicht wol noch gar ein Freymäurer und was ärgers sey, der sich erfrecht habe, ihr in die Augen zu sagen, daß man die mystischen Ausdrücke, die doch kein Mensch verstehe, und die folglich nichts zur Besserung des Lebens, nichts zu Vermehrung der Andacht beytragen könnten, aus Gebet- und Gesangbüchern streichen sollte, der, es sey schrecklich auszusprechen, gesagt haben sollte, daß die blinden Heiden, wenn sie tugendhaft gelebt, selig werden können, und, Gott möge ihm die Sünde vergeben, über die Betstunde der gnädigen Frau gelacht haben soll. Sie versicherte zwar allen Leuten, daß sie ihm deshalb nichts Böses wünschen wollte, aber sie wisse aus Erfahrung, die Namen aller Gläubigen wären in Gottes Hand gezeichnet, und darum werde er seinem Lohne so wenig entgehen, wie der Grobschmidt im Dorfe, der auch vor zwey Jahren über die Betstunde gelacht habe, und nur vor acht Tagen einen Schlag von einem Pferde bekommen habe, daß er aller Welt zum Spektakel noch hinke.

Frau

Frau Sara, die bey der gnädigen Frau in großem Ansehn stand, bejahete alles treulich, und versicherte, daß die gnädige Frau, welche ohnehin ein Muster der Gottseligkeit, eine milde Wohlthäterin des Predigtamts und ohne Schmeicheley, (welche ein guter Christ verabscheuen müsse,) mit wenig Worten zu sagen, ein Inbegriff aller Tugenden wäre, wenn sie ihren lieben Herrn Vetter dem zeitlichen und ewigen Verderben, den Klauen des bösen Feindes und dem heillosen Pfarrer Erich, den sie übrigens nicht beschänden wolle, entrisse, schon gewiß allein für so ein frommes Werk ein feines Plätzchen im himmlischen Jerusalem erhalten würde. Der Herr habe die gnädige Frau berufen und auserwählet, und aus derselben gemacht ein Gefäß der Gnaden und ein ausgerüstetes Werkzeug. Sie solle also den Herrn Hauptmann zu entreißen suchen den Händen des Verderbens, und das Wort an seine Seele legen, welches nicht fallen werde auf einen Stein, sondern bringen tausendfältige Frucht. Der gnädigen Frau war dieses so recht nach ihrem Sinn; sie setzte sich also nieder, und schrieb an den Hauptmann folgenden Brief:



Bayerische Staatsbibliothek München

Werthgeschätzter Herr Neveu!

Deine getreue Tante, Gertrude Adelheide von Schmerlenbach, die der Herr berufen und auserwählet hat durch viel Kreuz und Trübsal, entbeut dir, nebst allen bey ihr versammelten Brüdern und Schwestern, ihren Gruß, Friede, Freude und Eintracht zuvor.

Es ist zu uns erschollen das Gerücht, daß du liegest im Streite mit deinem Fleische und Blute, und allem Argen dieser Welt, und daß es nun mit dir möge kommen zum Durchbruche, darum schreyen wir zu dem Herrn so Tag als Nacht.

Denn siehe da, es sind ausgegangen unreine Geister, Arianer, Socinianer, Manichäer, Deisten, Naturalisten, Atheisten, Simonianer, Cerinthianer, Nikolaiten und Freymauer, und wie die ferner heißen alle die Namen derer, die sich bekennen für den Fürsten der Finsterniß, welchem auch dienet der Pfarrer Erich.

Dieser hat ausgestoßen die Namen der Lästerung gegen die Gemeine der Gläubigen, welche sich bey mir versammeln thut zum Dienste des Herrn, hat gespottet über Schleucherum,

cherum, den Magiſter, welchem doch gegeben iſt Salbung die Fülle von oben herab.

Darum wolleſt du dein Antlitz von ihm wenden dem Verſucher Erich, damit dein Fuß nicht wandeln möge auf dem Pfade der Gottloſen, und ſinken in den Pfuhl, wo Pech und Schwefel brennet ewiglich.

Denn du wolleſt nicht mennen oder gläuben ob du bekehret ſeyſt durch ihn, der nicht iſt ein rechter Levit, auch in der Lehre nicht rein iſt.

Thue dein Ohr auf zu hören die Stimmen der Wahrheit, damit du verkünden mögeſt das Heil, ſo dir widerfahren, welches dir geſchehen iſt durch mein Gebet und das Gebet der Gemeine der Gläubigen.

Denn ich habe mich gedemüthiget im Sack und in der Aſche vor dem Herrn, wenn ich gedachte meiner Blutsverwandten. Siehe da ward ich faſt traurig und ließ nicht ab von dem Herrn, bis er mir deren einen ſchenken ſollte, der von ſich abthun möchte die Greuel Aegypti, und mit mir wandeln möchte die rechte Bahn.

Darum weil der Herr dich mir gegeben hat, ſollt du dein Antliz wenden von Erich dem Verſucher, dem beſſer wäre, daß er erſäufet würde in die Tiefe des Meeres. Du ſollt von dir abthun die eitele Vernunft, und dich wapnen mit dem Schilde des Glaubens und dem Krebs der Gerechtigkeit.

Willt du hören meinen Worten und achten meiner Rede; ſo fürdere dich bald und ſäume nicht, damit du zu mir zieheſt, ſamt Jonathan, deinem frommen Knecht, der, wie die Rede zu mir ergangen, ein rechter Elieſer iſt.

Du ſollt nicht bleiben ein Fremdling in Iſrael, wir wollen dir aufthun die Schätze des Heils, und dich nehmen in unſern Bund, auch ſollt du von mir erhalten viel der zeitlichen Gaben, womit mich der Herr geſegnet hat.

Drum eile und ſäume nicht, ſey wacker im Kampf und ſchreite fürbas auf der engen Bahn, damit es dir wohlgehe hier zeitlich und dort ewiglich, und empfaheſt meinen Segen und gebraucheſt die Gnadenzeit. Amen!

Fünf-

## Fünftes Kapitel.

### Gehe dich fort, Satan!

Der Hauptmann wurde über dieſen Brief ganz entzückt, weil Frau von Schmerlenbach ein ſehr anſehnliches Vermögen beſaß, welches ſie bisher, ihrem Ausdrucke zufolge, ihrem Heilande hatte ſchenken wollen. Jetzt aber hegte der Herr Hauptmann die größte Hoffnung, ſolches zu erlangen; und da es unſerer Eitelkeit ſo wohl thut, in unſere Angelegenheiten übernatürliche Kräfte mit einzuflechten, ſo fiel auch der Herr Hauptmann ſehr leicht auf den Gedanken, daß ihm Gott dieſe Erbſchaft beſchert, um ihn für ſeine Bekehrung zu belohnen.

Er begab ſich alſo am folgenden Morgen nebſt ſeinem Jonathan zur gnädigen Tante, die ihn mit vieler Freude empfing, die Hand auf ſein Haupt legte und ihren Segen gab. Sie erzählte ihm viel von der Läſterung und Verläumdung, die ſie ausſtehen müßte, weil ſie dem Herrn treulich diene, und frug ihn endlich: wie es mit ſeinem Herzen ſtehe? Der Hauptmann, der dieſe Frage nicht gleich faßte, verſicherte, daß er jetzt in gar keine

Herzensangelegenheiten verwickelt sey. Die Tante schüttelte bedenklich den Kopf. Ey, ey, sagte sie, wer wird von so sündlichen Sachen sprechen, ich meyne den Seelenzustand. Sie erkundigte sich nun sorgfältig nach der Stunde seiner Wiedergeburt, und da der Herr Hauptmann gar nicht wußte, was sie hierunter verstand, so setzte sie ihm solches mit sehr vieler Beredtsamkeit auseinander. Mehr als diese Beredtsamkeit wirkte auf den Hauptmann die Versicherung, daß sie ihn in ihrem Testamente reichlich bedenken wolle, und dieser Beweisgrund ging soweit, daß er ihr versicherte, es nun deutlich einzusehen, daß seine Wiedergeburt auf dem Kirchhofe, vor dem Hause des Pfarrer Erich erfolgt sey.

Die Tante freute sich über ihr Meisterstück in der Bekehrung, besonders da der Hauptmann sie versicherte, überzeugt zu seyn, daß Pfarrer Erich ein Erzketzer sey, mit dem er nichts mehr zu thun haben wolle, weil geschrieben stehet: machet euch nicht gemein mit den Gottlosen. Die Tante wurde hierüber so entzückt, daß sie sogleich Nachmittage eine Betstunde zu halten beschloß, wozu, außer Frau Sara, noch zwey andächtige Prediger,

digerwittwen, der Schulmeiſter, ein Schneider und ein Leinweber aus dem Dorfe, die Schäferin, zwey Bediente, und das ehemalige Kammermädchen der gnädigen Frau, eine wohlbetagte ſechzigjährige Jungfrau, die ſeit zwanzig Jahren einen äußerſt keuſchen und ſehr tugendhaften Lebenswandel führte, nebſt ſehr vielen andern frommen Seelen, eingeladen wurde. Nachdem das Lied: **Wie ſchön leucht't uns der Morgenſtern, voll Gnad und Wahrheit von dem Herrn,** abgeſungen war, hielt der Leinweber, der, wie die gnädige Frau verſicherte, eine große Salbung beſaß, eine gar erbauliche Rede, worinnen er unter andern ſagte: Der Glaube ſey der rechte Aufzug zu einem frommen Chriſten, wozu Liebe, Hoffnung und Vertrauen als Einſchlag kämen, die der liebe Gott, als ein geſchickter Weber, durch die Kammlade des Kreuzes ſo feſt zuſammentriebe, bis daraus ein ſchöner leichter Kindesſinn verfertigt würde, gegen den die göttliche Schau nichts einzuwenden wüßte, ſondern ſolches mit angehängtem Stempel der Barmherzigkeit, als ein extrafeines Stück, in den Himmel paſſiren ließe. Er vertiefte ſich hierüber außeror-

deutlich, ſprach viel vom himmliſchen Zion, der Braut des Lammes, und ward darüber ſo gerührt, daß er, zur großen Erbauung aller Anweſenden, in einen Strom von Thränen ausbrach, worauf denn mit dem Vers:

Laß mich an dir bekleiben
Wie eine Klett am Kleide,

beſchloſſen wurde. Die gnädige Frau ſprach den Segen, ein jeder zog noch einen Vers aus dem Schatzkäſtlein, und empfahl ſich.

Der Hauptmann (dem ſeine Tante noch vor Anfang der Betſtunde ihr Silber gewieſen,) wurde äußerſt erbaut. Er lobte die Frömmigkeit ſeiner gnädigen Tante, und verſprach, einem ſolchen Muſter der Gottſeligkeit zu folgen, als dieſe mit einmal auf unſern Jonathan fiel, den ſie bis dahin vergeſſen hatte. Sie verſicherte dem Hauptmann, von demſelben, als einem auserwählten Rüſtzeuge, gehört zu haben, und der fromme Dorfſchneider, welcher noch dabey zugegen war, und der den Leinweber wegen des ſchönen Gebets beneidete, verſicherte, daß er Jonathan kenne, es ſey ein Chriſt, den der Heiland durch die Scheere des Kreuzes und Trübſals dermaßen zugeſchnitten, daß gewiß aus ihm ein

hoch-

hochzeitlich Kleid, zum Mahle des Lammes, an jenem Tage verfertigt werden könne. Er erhielt den Befehl, Jonathan einzuführen, der eben ganz ruhig bey den Pferden im Stalle ſtand. Meiſter Birke, der ganz in andächtigen Eifer gerathen, und unſerm Jonathan wirklich gut war, erblickte ihn kaum, als er ihm folgendes Verslein aus dem Geſangbuche zurief:

Du ſchönes Kind, du ſüßer Knab,
Holdſelig von Geberden,
Mein Bruder, den ich lieber hab,
Als alle Schätz auf Erden;
Komm, komm, ich will bey Zeiten
Ein Lager dir bereiten.

Jonathan mußte ſich zuvor eine Erklärung ausbitten, und lachte in ſeinem Herzen über den Meiſter Birke, der dieſes hergeſagte Verslein für einen ſehr ſchönen andächtigen Einfall, und in der Folge gar für eine Eingebung hielt; denn er hatte kaum das Zimmer der gnädigen Frau verlaſſen, als dieſe dem Herrn Hauptmann entdeckte, daß ſie mit ſeinem Jonathan eine ſehr gute Abſicht habe; denn Jungfer Eliſabeth habe ihr verſichert, es

ſen ein gar frommer, ehrbarer und züchtiger Menſch, und da ſie nun ſchon lange darauf denke, ihre treue Eliſabeth zu verſorgen; ſo glaube ſie, es könne ein gutes Pärchen werden. Der Hauptmann, der immer an die Erbſchaft der gnädigen Tante dachte, war damit völlig zufrieden, als Meiſter Birke, nachdem er mit gekrümmten Zeigefinger ſäuberlich angepocht, mit Jonathan ins Zimmer trat. „Mein Sohn,“ ſagte die gnädige Tante zu Jonathan, „man hat mir geſagt, er ſoll ein guter und frommer Chriſt ſeyn.“ „Ich wünſche,“ erwiederte dieſer, „als ein guter Menſch und Chriſt zu handeln.“

„Ach!“ fiel die Tante ein, „man muß kein guter Menſch ſeyn wollen, nur ein Chriſt, denn es ſtehet geſchrieben: Leget den alten Menſchen ab; aber ich ſehe ſchon, der gottloſe Erich und andre Weltkinder haben auch ihn berückt. Was hält er von der Wiedergeburt? ja, ſieht er, darauf weiß er mir nicht einmal was zu antworten, und iſt doch das Wichtigſte im ganzen Chriſtenthume. Glaubt er, daß die Heiden ſelig werden können?“

„Wenn ſie tugendhaft lebten,“ erwiederte Jonathan. —

„Daß

„Daß ſich Gott erbarme,„ ſchrie die Gnädige, „hat er denn nicht in der Bibel geleſen: „Es wird niemand gerecht, denn durch den Glauben alleine; und die Heiden haben doch keinen Glauben gehabt, wie können die ſelig werden? Ach, mein Freund! er iſt auf irrigem Wege; aber ich will für ſeine Seele ſorgen. „Hat er nicht luſt zu heyrathen? ſag er aufrichtig.„

„In meiner jetzigen lage,„ antwortete Jonathan, „mag ich nicht daran denken.„

„Aber wenn dieſe lage ſich änderte, wenn ſie beſſer würde?„

„Dann, gnädige Frau, wäre ein gutes Weib eins derjenigen Dinge, um welche ich den Himmel am erſten bitten würde.„

„Da ſieht man, wie der Herr ſeine Verheißungen erfüllt,„ rief die Gnädige, „Bittet, ſo wird euch gegeben. Ich brauche einen guten tüchtigen Verwalter, und das ſoll er werden, und für eine fromme gottſelige Frau habe ich auch geſorgt; ſie iſt freylich nicht mehr in den Jahren der Verführung; aber dafür hat ſie auch der eitlen Welt valet geſagt. Kennt er meine Eliſabeth?„

„Wenn

„Wenn ich nicht irre,„ erwiederte Jonathan, „so ist es Jungfer Lieschen, die mich im Hause meiner Eltern noch als Kind auf den Armen trug.„

„Nun ja, wie ichs gesagt habe, über die Jahre der Verführung ist sie hinaus, aber es wird eine gute treue Ehefrau werden, und es soll zu seinem Glück gereichen, ich will sie reichlich ausstatten.„

„Ich danke Euer Gnaden,„ sagte Jonathan, „für die gute Absicht, wovon ich „aber nie Gebrauch machen kann.„

Die gnädige Frau und der Hauptmann drangen in ihn, die Heirath einzugehen. Jonathan weigerte sich, so bescheiden er konnte; da er aber sah, daß ihre Zudringlichkeit kein Ende nahm, wurde ihm ein wenig warm, und da die gnädige Frau forderte, daß er Gründe gegen diese Heirath einwenden sollte, die nicht im leidigen Fleisch und Blut ihren Grund hätten; so bat Jonathan um Entschuldigung, und um die Erlaubniß, etwas aus seinen Jugendjahren erzählen zu dürfen. Die gnädige Frau befahl ihm, daß er es thun sollte.

„Meine

„Meine Mutter,„ sagte Jonathan, „war ein gutes frommes Weib, die niemanden haßte, aber wenn Jungfer Lieschen, die damals im Edelhofe diente, zu uns kam, dann ward meine Mutter immer verlegen, und ermahnte meine Schwester, sich vor derselben zu hüten.„ „Da war seine Mutter nicht recht gescheut,„ sagte die Gnädige, „seine Mutter mag wol so Eine — gewesen seyn, vor die man sich hüten mußte, so Eine„ —

„Meine Mutter,„ fiel Jonathan hitzig ein, „stand in unbescholtenem Rufe; aber von Lieschen sagte jedermann, daß der gnädige Herr mit ihr heimlich ein paar Kinder gezeugt habe.„

Hebe dich fort, Satan! rief die Gnädige: und man denke sich ihren Grimm. Eine ganze Ladung Schimpfworte wurden dem ehrlichen Jonathan zu Theil, und der Herr Hauptmann erhielt Befehl, den Böswicht nicht mehr über ihre Schwelle zu bringen.

## Sechstes Kapitel.

### Soviel kann ein würdiger Geistlicher wirken.

Bey dem allen hatte die Sache für Jonathan einen sehr guten Erfolg. Der Entwurf der gnädigen Tante, ihn zu ihrem Verwalter zu machen, brachte den Hauptmann auf den Gedanken, dem Jonathan, dessen Ehrlichkeit er kannte, diese Stelle auf seinen Gütern anzuvertrauen, der solches mit Freuden annahm. Durch seinen Fleiß, seine Treue, erhielt der Hauptmann wichtige Vortheile, und die Unterthanen, die er menschlich behandelte, liebten ihn. Sie thaten aus Liebe für ihn dasjenige, wozu sie sonst nicht aus Furcht zu bewegen gewesen, und Jonathan erlernte von ihnen jeden kleinen Vortheil, und jeden Handgriff bey der Landwirthschaft.

Herr von Blendenburg, der ehemalige Freund des Herrn Hauptmanns, näherte sich indeß seinem Ende. Neue Martern verkündigten ihm mit jedem Tage, daß sein Tod näher sey. Sein Anblick flößte Jedermann Abscheu für ihn ein, und doch bebte er ängstlich für sein Leben, weil er sich seinen Zustand jenseits des Grabes noch schrecklicher, als den gegen-

gegenwärtigen dachte. Bald wähnte er die Gottheit durch Gebete zu versöhnen; und sein ganzes Haus mußte mit ihm beten und Bußpsalmen singen, so daß Frau Sara und die gnädige Tante sich nicht wenig daran erbaut haben würden. Nach einigen Augenblicken, wenn der Schmerz geringer war, spielte er wieder den Freygeist, lachte über seine vorige Furcht, und versicherte, daß sein Daseyn auch mit dem Tode aufhören müßte. Endlich aber kam der entscheidende Augenblick; und seine Verzweiflung, die Angst und Wuth, die immer mit einander abwechselten, der fürchterliche Todeskampf, von den Vorwürfen eines nagenden Gewissens erschwert, veranlaßten hier eine schreckliche Scene. Das Andenken Louisens und ihrer unglücklichen Familie war besonders peinigend für ihn, und da er sich in dieser Lage befand, schickte er aufs neue zu Pfarrer Erich. „Ich erinnere mich,„ rief er ihm zu, „Sie sagten mir einst, ich sollte das Böse, das ich begangen, gut machen; ich habe auch dieses unterlassen; erbarmen Sie sich meiner nun, vermag ich noch etwas zur Linderung meiner Quaalen zu thun?„ Sie können noch viel, sagte Erich;

schon

ſchon ein guter Wille, wenn er auch nicht aus der reinſten Quelle herfließt, kann der Gottheit, die mit der Schwäche des Menſchen bekannt iſt, nicht unangenehm ſeyn, und ſicher werden auch noch einige gute Handlungen in den letzten Augenblicken ihres Lebens verübt, Ihnen einen Anſpruch mehr auf die Barmherzigkeit Gottes geben, eines Gottes, der, wenn er Sie richtet, auf alle die Gelegenheit, die Sie hatten Böſes zu thun, auf die Vernachläſſigung Ihrer Erziehung, kurz auf tauſend Nebenumſtände Rückſicht nehmen wird, die das Strafbare ihrer Handlungen vermindern. „Freund!„ ſagte Blendenburg, „für dieſen Troſt danke ich Gott; ich habe keinen Troſt, keine Beruhigung mehr auf Erden erwartet. Ich fühle, daß ich noch wenige Stunden zu leben habe, und Sie ſollen Zeuge ſeyn, ob ich dieſe gut anwenden werde.„ Er ließ eilends die Gerichtsperſonen zur Abfaſſung ſeines Teſtaments rufen, erklärte alle Unterthanen ſeiner Allodialgüter für frey; machte ein Vermächtniß für Louiſens unglückliches Geſchwiſter, ſetzte verſchiedenen Mädchen, die er verführt, einigen unehelichen Kindern, um die er ſich bis jetzt nicht bekům-

bekümmert, Vermächtniſſe aus; beſtimmte eine Summe zu Anlegung eines Hoſpitals, welches laut Erichs Vorſchlägen eingerichtet werden ſollte, erhöhete die Gehalte der Dorfſchulmeiſter, und ſetzte am Ende auch für Erich ein beträchtliches Legat aus. Dieſer war mit allem, nur nicht mit dem letzten zufrieden; bat, daß Herr von Blendenburg ſolches zurücknehmen möchte, und erklärte endlich, da ihm dieſer das Vermächtniß aufdrang, daß er es als ein Kapital betrachten würde, welches ihm nicht zu ſeinem Nutzen, ſondern deshalb anvertrauet wäre, um davon den beſtmöglichſten Gebrauch zu machen.

Herr von Blendenburg ſtarb nach wenig Stunden; freylich nicht mit jener ruhigen Ergebung in den göttlichen Willen, und mit jener freudigen Hoffnung einer beſſeren Ewigkeit, die nur allein durch ein tugendhaftes, rechtſchaffenes Leben erworben wird. Er war aber auch von wilder Verzweiflung entfernt. Erichs Verſicherung, daß ſeine gegenwärtige Krankheit kein Beweis vom Zorne der Gottheit, ſondern eine natürliche Folge ſeiner Ausſchweifung wäre, ſeine Gründe, daß

Gott gewiß kein Geſchöpf zu ewigem Elende erſchaffen hätte, und daß er ſicher wie ein weiſer Vater nur ſtrafe, um zu beſſern, hatten ihn beruhigt.

Erichs Kollegen erhoben ein gewaltiges Geſchrey, als das Teſtament des Herrn von Blendenburg bekannt wurde. Einige behaupteten, er habe ihm die guten Werke empfohlen, weil er ein heimlicher Papiſt ſey; andere aber konnten, da ſie von dem Legate hörten, ſich nicht entbrechen, dem lieben Gott, mit dem ſie doch auf einem guten Fuße zu ſtehen glaubten, den Vorwurf zu machen, weshalb es doch dem Gottloſen ſo wohl gehe. Frau Sara ergrimmte beſonders, daß ihrem lieben Manne, wie ſie ſich ausdrückte, ein ſo fetter Biſſen entgangen wäre. Sie machte demſelben unaufhörlich Vorwürfe darüber, und man verſichert, daß der arme Magiſter Schleucherus in ſeinem ganzen Eheſtande weiter keine frohe Stunde genoſſen haben ſoll, einige Augenblicke von der Art ausgenommen, worin die Mutter des armen Yorik ſeinen Vater an das Aufziehen der Uhr erinnerte.

## Siebentes Kapitel.

### Ehen werden im Himmel geſchloſſen.

Der Tod des Herrn von Blendenburg brachte den Herrn Hauptmann zu einigem Nachdenken, und er hielt eine Heirath für das beſte Mittel, ſich ſeiner bisherigen Vergnügungen zu entwöhnen. Die gnädige Tante, welche ihn fleißig beſuchte, ermahnte ihn hiezu aufs treulichſte, und verſprach ihm auch, daß, wenn er eine fromme und gottſelige Frau nehmen wollte, ſie und der liebe Gott ihn nicht vergeſſen würden. Ihr Vorſchlag fiel auf Fräulein Albertine von Kronbach, ein Mädchen von ſanftem guten Herzen, die überdem noch einiges Vermögen beſaß. Sie hatte ihren Vater frühzeitig verlohren, war aber durch einen redlichen Vormund ſo erzogen worden, daß ſie auch des beſten Mannes würdig war, und höchſtens konnte man ihr eine zu männliche, ernſthafte Denkungsart zum Vorwurfe machen. Albertinens Vormund war vor kurzem geſtorben, und ſie hielt ſich jetzt im Hauſe ihrer ältern Schweſter auf, deren Mann ein Freund und Verwandter des Herrn Hauptmanns war. Von dieſem und

der gnädigen Tante wurde sie bald dahin bewegt, die Heirathsanträge des Herrn Hauptmanns anzunehmen. Sie versicherte zwar, so manches Nachtheilige von der Aufführung desselben gehört zu haben; ihr Schwager betheuerte dagegen, daß jetzt alle junge Männer auf diese Weise lebten, und die gnädige Tante fügte hinzu, daß er sich jetzt ganz bekehret habe, und im Stande der Gnaden stehe. Ihre Einwendung, daß sie für den Hauptmann nicht die geringste Liebe fühle, wurde eben so gründlich widerlegt. Ihr Schwager betheuerte, daß sich wol alles nach der Hochzeitsnacht finden würde, und die gnädige Tante schimpfte auf die gottlosen Romanbücher, welche der Jugend den Kopf ganz verrückt hätten, daß sie darüber vergäßen, nach der Liebe des Lammes zu trachten. So wurde das arme Mädchen beschwatzt, und, ehe sie die Sache noch einmal recht überlegt hatte, an den Hauptmann verkuppelt.

Vielleicht hätte es ihrem Verstande, mit Sanftmuth und Herzensgüte verbunden, endlich geglückt, ihren Mann zu bessern, wenn er nicht wieder durch ein Ungefehr auf eine andere Seite gelenkt worden wäre. Jonathan

war,

war, wie oben erzählt, Verwalter geworden, und der Hauptmann bedurfte jetzt einen neuen Bedienten und Vertrauten. Jaquin war seit dem Tode seines Herrn außer Dienst, hatte sich durch seine vorzüglichen Eigenschaften längst die Aufmerksamkeit des Hauptmanns erworben, und wurde also nun zum Kammerdiener angenommen. Jaquin suchte seinem Posten Ehre zu machen, und für die Vergnügungen seines Herrn zu sorgen, der sich bald hinreißen ließ, und nun seine Frau mit Gleichgültigkeit behandelte. So lange die gnädige Tante lebte, ging es noch leidlich, weil er gerne die Erbschaft von ihr erschleichen wollte, und folglich seine Ausschweifungen wenigstens verheelte. Da sie aber in kurzem starb, und den größten Theil ihres Vermögens an Prediger und Kirchen, Stifte, und gläubige Seelen vermachte; so wurde der Herr Hauptmann durch nichts mehr zurückgehalten. Anfänglich war jede Ausschweifung seinem armen Weibe ein Dolchstich durch die Seele. Zuweilen hoffte sie noch, ihn davon zurückzuhalten, sie glaubte, da sie Mutter wurde, durch Liebe für sein Kind, und durch die Sorgfalt ihn an sich zu fesseln, womit sie, als Mutter

und Gattin, ihre Pflichten zu erfüllen ſuchte. Sie machte einige Proben, ihn durch religiöſe Eindrücke, durch ſanfte Vorſtellungen, ſelbſt durch die Geduld zu rühren, womit ſie alles ertrug; aber alles war vergeblich, er hatte, durch den Umgang mit ſeiner gnädigen Tante, ihr die frommen Handgriffe abgelernt, er betete, um nicht beym Kaffee langeweile zu haben, ſeinen Morgenſegen, las, um Sonntags Nachmittage deſto beſſer ſchlafen zu können, vor dem Niederlegen eine Predigt, und erhielt ſich dadurch bey Schleucherus und Conſorten, denen er auch etwas über ihre Gebühren gab, in dem Geruche eines gar gottſeligen Kirchen-Patroni.

## Achtes Kapitel.

### Angenehme Unterhaltung, Finanzoperationen und Eheſtandsſcenen.

Seine Ausſchweifungen erreichten indes den höchſten Grad. Die Töchter und Weiber ſeiner Unterthanen wurden ſelbſt durch Mishandlungen dazu gezwungen, und keine Schandthat war ſo groß, die er ſich nicht erlaubte, und wozu Jaquin nicht hülfreiche

Hand

Hand bot. Vergeblich wagte Jonathan einige Gegenvorſtellungen, und die Anzeigen, daß ſein Vermögen durch die unaufhörliche Verſchwendung mit jedem Tage abnehme. Dieſes letzte bewegte ihn nur die laſten ſeiner Unterthanen zu vergrößern, und wenn dieſe armen Leute, denen er kaum ſoviel ließ, als zur Bedeckung ihrer Blöße, und zur Stillung des dringendſten Hungers nothwendig war, nicht alle Abgaben zur beſtimmten Stunde pünktlich entrichteten, ſo fand der Herr Hauptmann und ſein getreuer Jaquin das größte Vergnügen daran, dieſe Unglücklichen zu peinigen.

Die Elenden, an den Flecken landes gewöhnt, auf denen die Hütten ihrer Väter und Großväter ſtanden, litten was die Geduld von Menſchen, die ſchon viele Generationen durch als laſtthiere betrachtet worden, nur zu erdulden vermochte. Am Ende, da ihre Verzweiflung aufs höchſte ſtieg, liefen ſie Schaarenweiſe davon, und das Gut glich bald einer Wüſtenen, worin Jonathans Fleiß vergeblich arbeitete.

Der Herr Hauptmann war indes an Mishandlungen ſeiner Nebengeſchöpfe gewöhnt,

wöhnt, und gegen ihre Leiden abgehärtet. Die außerordentliche Abnahme seines Vermögens machte ihn mürrisch, und er fand am Ende ein Vergnügen daran, seiner Frau und seinen Kindern die Folgen seiner bösen Laune fühlen zu lassen. So viel hatte das arme Weib nicht erwartet, und ihre Standhaftigkeit fing an allmählig zu unterliegen. Die Erziehung ihrer Kinder, und die Hoffnung, aus ihnen gute Menschen zu bilden, war ihr einziger Trost; aber selbst diesen genoß sie nicht lange. Der Vater verdarb durch sein Beyspiel, durch den Spott über die Lehren und Grundsätze, die sie ihren Kindern beybrachte, durch die schändlichsten Gespräche und Handlungen, die er sich in Gegenwart der unschuldigen Kinder erlaubte, jedes Gute, das die Mutter in ihre Brust pflanzte. Er entzog der Frau und den Kindern die nothwendigsten Dinge, um nur seine eigene Ausschweifungen befriedigen zu können. Jonathan wurde durch ihr Elend gerührt, er bot alles auf, das traurige Schicksal der unglücklichen Frau zu mildern. Er gab ihr insgeheim einen Theil des Geldes, welches er sonst dem Hauptmann allein ablieferte, und sie genoß wenigstens (eine

dem

dem Elenden wichtige Sache,) den Troſt und die Theilnehmung eines redlichen Mannes. Alles, was ſie bisher gelitten, ſchien ihr nur gering zu ſeyn, da am Ende auch Jaquin anfing, ihr, mit Genehmigung, oft ſelbſt auf Befehl des Hauptmanns, allerley Kränkungen zuzufügen, ja da beide mit unbeſchreiblicher Bosheit ſo weit gingen, ſie zu Augenzeugen ihrer Laſter zu machen. Sie erklärte endlich dem Herrn Hauptmann, daß eine Eheſcheidung nothwendig ſey. Jaquin war dabey gegenwärtig. „So,„ ſagte der Hauptmann, „eine Eheſcheidung! was meynſt du dazu?„ (indem er ſich zu Jaquin wandte.)

„Mich wundert,„ ſagte dieſer, „daß der gnädige Herr ſich nicht ſchon längſtens hat ſcheiden laſſen, da ich doch, wie Sie wiſſen, die gnädige Frau mit dem Verwalter Jonathan im Ehebruche antraf.„

Der Hauptmann brach vor Freuden in ein wieherndes Gelächter aus. „Nun, Madam! (rief er,) laſſen Sie ſich ſcheiden, wenn Ihnen Ihre Ehre lieb iſt.„

„Ich werde es thun,„ ſagte die unglückliche Frau, „und ihr ſollt eure Beſchuldigungen beſchwören.„

„Zehnmal, wenn es Ihnen gefällig ist, (sagte Jaquin lächelnd,) allenfalls den Augenblick,„ (und hob drey Finger in die Höhe.)

„Und ich (sagte der Hauptmann lächelnd,) erziehe, wenn Sie sich scheiden lassen, Ihre Töchter dergestalt, daß sie gewiß die schändlichsten, verächtlichsten Huren im ganzen Lande werden, und nun, mon ange, thun Sie was Ihnen gefällt.„

Was hieben die unglückliche Frau litt, bedarf keiner Auseinandersetzung. Sie konnte nicht mehr den Anblick des Bösewichts ertragen, von dem sie auf diese Weise behandelt wurde, und ihre Verzweiflung stieg aufs höchste, wenn sie an diesen letzten Auftritt, wenn sie an das Schicksal ihrer Kinder dachte. Die letzte traurige Hoffnung einer Ehescheidung war durch den boshaften Plan des Hauptmanns vernichtet; und um des Bösewichts einmal los zu werden, faßte sie einen Entschluß, wozu nur der höchste Grad des Elends und der Verzweiflung sie bestimmen konnte: sie beschloß ihren Mann zu vergiften.

## Neuntes Kapitel.

### Selten unterliegt die Tugend gänzlich.

So schrecklich dieser Entschluß immerhin war, so sehr sie zurückschauderte, als sie das erstemal an ihn dachte, so wurde sie doch bald mit demselben vertraut; nur der Ausführung standen viel Hindernisse im Wege. Woher sollte sie, ohne Verdacht zu erregen, das Gift bekommen, ihrem Manne beybringen, und sich selbst gegen alle Folgen sichern, die daraus entspringen konnten. Die Entwürfe hiezu, der Gedanke an das Schreckliche dieser That, ihr Unglück und ihre Verzweiflung, alles stürmte auf sie los; sie sehnte sich nach einem Vertrauten, und war oft im Begriff, sich dem ehrlichen Eiche zu entdecken, der ihre Verlegenheit bald bemerkte, und die Schwermuth, und oft selbst das Wilde in ihren Zügen, den vielen Leiden zuschrieb, welche die Unglückliche erdulden mußte. Er verdoppelte seinen Eifer, seine Bereitwilligkeit ihr zu dienen. Eben hatte er einen ihrer Aufträge ausgerichtet, und wollte ihr davon Rechenschaft ablegen, als er sie in Thränen schwimmend antraf. Die Theilnehmung, das Mitleiden,

wel-

welches Jonathan bewies, selbst die Erleichterung, welche das unglückliche Weib durch ihre Thränen gehabt hatte, alles bestimmte sie jetzt, sich ihm zu entdecken; aber nur schüchtern wagte sie es, ihm ihren Plan von ferne blicken zu lassen. Jonathan durchschaute alles, entsetzte sich, verlohr aber dabey seine Fassung nicht. Er that, als ob er ihr nichts verstanden hätte, rühmte ihre Standhaftigkeit im leiden, erwähnte des Trostes, den ihr ein rein Gewissen und die Hoffnung einer bessern Ewigkeit gewähren müsse, erinnerte sie an den Vorzug, die Achtung jedes Rechtschaffenen zu besitzen; kurz, er goß Trost in ihre Seele, und machte das Gefühl eigener Würde bey ihr rege. Sie war eben in einer wehmüthigen Stimmung, und folglich für diesen Eindruck empfänglich. Ihr Verstand, ihr gutes Herz, gaben der Sache den Ausschlag, ihr Vorhaben wurde aufgegeben, und die Bitterkeit ihrer Reue, durch den Gedanken des endlich errungenen Sieges, versüßt. Jonathan, der nie wieder an dieses Gespräch dachte, sich nie im geringsten merken ließ, ihre Absichten entdeckt zu haben, gewann um so vielmehr die Achtung

der unglücklichen Frau, die ihn als ihren Schutzengel betrachtete.

Seine eigene Lage war indes keinesweges glücklich. Mit jedem Tage verminderte sich die Einnahme seines Herrn, und nach eben dem Maaße formte Jaquin neue Finanzplane zur Bedrückung der noch übrigen Gutseinsaßsen. Jonathan sollte sie jederzeit, mußte sie zuweilen ausführen, und was er dabey litt, geht über allen Ausdruck. Sein Herz wurde noch dabey von einer andern Seite angegriffen. In einem benachbarten Städtchen lebte Herr Christian Falk, ein kleiner Krämer, der wegen seiner Rechtschaffenheit allgemein bekannt war. Sein Erwerb war gering, doch war er damit zufrieden, weil er seine Kinder bereits in den Stand gesetzt hatte, selbst ihr Brodt zu erwerben, bis auf seine jüngste Tochter, die seit dem Tode ihrer Mutter dem Hauswesen vorstand. Das Mädchen zeichnete sich durch Häuslichkeit, Fleiß und Güte des Herzens vor vielen aus, und besaß, ohne auffallend schön zu seyn, eine gute Bildung und einen Körper, der vom Laster ungeschwächt und durch Arbeit gestärkt war. Jonathan machte zufällig die Bekanntschaft ihres

Va-

Vaters, und in kurzem gewann ihn der Alte herzlich lieb. Er sprach von ihm mit seiner Tochter, und schilderte jederzeit den redlichen Jonathan mit soviel Wärme, daß ihm auch Lottchen bald von ganzem Herzen gut wurde. Das Mädchen war freylich in einer kleinen Stadt erzogen, besaß also nicht die Kunst eines Frauenzimmers vom Stande, dem Manne, den sie in ihr Garn ziehen wollte, jeden ihrer Reize zur Schau zu stellen, ihn durch Blicke, die oft mehr als Worte sagen, in Feuer zu setzen; kurz, ihr mangelte jene glänzende Eigenschaft, die in der Modesprache Coquetterie, von unsern plumpen Vorfahren Verbuhltheit genannt wurde. Jonathan aber merkte es bald an ihrem niedergeschlagenen Blicke, an ihrem Erröthen, der Schüchternheit, wenn sie mit ihm sprach, und an der größern Schnelligkeit, womit sie in seiner Gegenwart ihre Arbeiten betrieb, daß er dem Mädchen nicht gleichgültig war. Jonathan sah es ein, daß Lottchen, die jetzt getreu die Pflichten der Tochter erfüllte, auch gewiß die Pflichten der Mutter einst nicht verabsäumen würde; er lernte, so oft er sie sah, eine neue gute Eigenschaft kennen, und deshalb billigte sein Verstand den

Wunsch

Wunsch seines Herzens, Lottchen einst zum Weibe zu haben. Seine gegenwärtige Lage nöthigte ihn indes auf diesen Wunsch Verzicht zu thun, und dieses erschwerte ihm sein Schicksal noch stärker. Er saß eines Abends in traurigen Gedanken vertieft in seiner Kammer, Schwermuth fing allmählig an, sich seiner zu bemeistern, er durchging sein ganzes Leben, dachte an das mannigfaltige Elend, wovon er Augenzeuge war, versuchte es, Plane für die Zukunft zu formen, sah ein, wie gebrechlich jeder derselben war, und der Gedanke, ewig auf Glück, auf den eifrigsten Wunsch seines Herzens Verzicht thun zu müssen; erfüllte ihn mit einer Unzufriedenheit, mit einem Mismuthe, der in jedem Augenblicke zunahm.

# Drittes Buch.

Ecce ſpectaculum dignum, ad quod reſpiciat intentus operi ſuo Deus. Ecce par Deo dignum, vir fortis cum mala fortuna compoſitus.

SENECA.

## Erſtes Kapitel.

### Erſcheinung eines alten Bekannten.

Jonathans Unwillen ſtieg mit jedem Augenblick. Er betrachtete das Elend jener Unglückſeligen, deren Vorfahren Zufall oder Ungerechtigkeit vor Jahrhunderten um ihre Freyheit gebracht hatte, und warum? zu welchem Zweck? — Oft ſtieß er im Unwillen dieſe Fragen aus, und blieb ſich immer die Antwort ſchuldig. Er blieb endlich bey dem Gedanken an alle das Elend, welches ein paar hundert unglückliche Unterthanen erdulden mußten, blos um die wollüſtigen Begierden und die Eitelkeit ſeines Herrn zu befriedigen. Er fühlte die niedrige Lage, worin ihn ſein Schick-

Schicksal versetzt hatte, selbst oft der Peiniger dieser Unglücklichen seyn zu müssen. Sein Stolz erwachte, und wärest du denn, frug er sich selbst, keines bessern Schicksals werth? Er warf einen raschen Blick über sein ganzes Ich, und die Leidenschaft, die in seinem Herzen loderte, beantwortete die Frage, daß er es gewiß verdiene, an der Hand eines redlichen Weibes als ein glücklicher Ehemann und Vater zu leben. So lange das Schicksal nur mit seinen Neigungen im Kampfe war, mangelte es ihm nie an Trost und an Vertrauen auf eine weise Vorsehung; aber jetzt, da zum erstenmal eine heftige Leidenschaft in ihm aufstieg, jetzt war jeder seiner ehemaligen Trostgründe zu schwach, es wurde immer düsterer vor seinen Augen, seine Gedanken durchkreuzten sich wild, und er wußte beynahe selbst nicht mehr was er dachte und that. Er hörte das Gerassel eines Wagens, und achtete nicht darauf; mit einmal aber öffnete sich eine Thüre, ein Greis trat ins Zimmer, und hing bald an Jonathans Halse. Es war — Jonathans Vater. Er hatte in Polen das Schicksal seines Weibes und seiner Kinder erfahren, unvermögend ihnen auf irgend eine

andere Weise zu helfen, hatte er in vielen Jahren, durch unabläſſige Arbeit und Entſagung, ſo viel zuſammengebracht, als der Gutsbeſitzer, deſſen Schuldner er geblieben war, laut Seelenkneipers Angabe, von ihm zu fordern hatte. Er kam jetzt wieder in ſein Vaterland, um ſeinen Sohn zu befreyen, in ſeinen Armen zu ſterben, und einſt im Grabe an der Seite ſeines lieben ſeligen Weibes zu ruhen. Er hatte häufig von ſeinem Sohne Nachrichten eingezogen; dieſem aber abſichtlich keine Nachricht von ſich gegeben, um ihm, wenn ſein Plan fehl ſchlüge, nicht neuen Schmerz zu veranlaſſen. Was Vater und Sohn fühlten, da ſie ſich näher verſtändigten, die Thränen, die ſie den erblaßten Ihrigen weihten, denen der herzliche Wunſch folgte, daß Gott ihren Mördern verzeihen möchte, wie ſie nachher allmählig ruhiger wurden, gerührt der Vorſehung dankten, ſich wechſelſeitig wegen ihrer verfloſſenen Leiden tröſteten, Gott für den Muth und die Stärke dankten; alles dieſes würde ich gerne meinen Leſern ausführlicher erzählen, wenn ich nicht befürchtete, daß ich hiedurch manchen Perſonen von gar zu feinen Ton und Erziehung

äußerst misfallen dürfte. Jonathan und sein Vater hatten, durch das lebhafte Andenken an die Vergangenheit, ihr Blut in eine solche Wallung gebracht, daß sie erst nach Mitternacht einschliefen. Am folgenden Morgen ging der alte Eiche sogleich ans Werk. Der Herr Hauptmann wurde sehr unwillig, er sagte: Jonathan sey ihm als Unterthan geschenkt worden, und daß, wenn der Vater desselben die Schuld, um derentwillen allein Jonathan zum Unterthanen erklärt wurde, seinem eigentlichen Herrn bezahle, er dennoch nichts dabey verlieren könne, sondern Jonathan nach, wie vor, sein Eigenthum bleiben müsse. Vergeblich versuchte der alte Eiche den Herrn Hauptmann zu überzeugen; er würde sicher gezwungen worden seyn, wegen der Freylassung des Sohnes einen Proceß zu führen, wenn nicht Jaquin, dem Jonathan längst zuwider war, den gnädigen Herrn beredet hätte, sich um des unnützen Kerls willen keiner Weitläuftigkeit auszusetzen.

Jetzt war also Jonathan frey. Der Hauptmann fertigte ihn ganz kalt ab; hingegen sein Abschied von der unglücklichen Frau war desto lebhafter. Sie fühlte sich jetzt des

einzigen Mannes beraubt, der ihr noch das Leben erträglich gemacht hatte. Jonathan wurde äußerst gerührt, und es fehlte wenig, daß er, blos um des unglücklichen Weibes willen, in seine ehemalige Lage zurückgekehret wäre. Er und sein Vater verließen jetzt das Gut des Herrn Hauptmanns; allein der alte Eiche hatte, nach Bezahlung aller seiner Schulden, nichts mehr als hundert Thaler, einen Wagen und zwey Pferde übrig behalten. Sie fuhren nach der nächsten Stadt, wo Jonathan mit dem Krämer Falk berathschlagen wollte, was künftig für ihn zu unternehmen sey.

## Zweytes Kapitel.

Neue Lebensplane; etwas über Verschiedenheit der Stände; und eine Hochzeit.

Falk fiel auf den Entwurf, daß Jonathan ein Gut in Pacht nehmen sollte, und dies war völlig nach seinem und seines Vaters Geschmack, aber woher die Kaution? woher das Geld zur Einrichtung der Wirthschaft hernehmen? Indem sie noch hierüber sprachen, sah Jonathan den Pfarrer Erich vorüber gehen,

der eben durch einen Zufall in die Stadt gekommen war. Jonathan ehrte den Mann, und wußte, daß er von ihm geliebt wurde; deshalb eilte er, ihm von seinen Begebenheiten Nachricht zu ertheilen. Erichs erste Frage war: was Jonathan jetzt anfangen wollte? Ein Gut pachten, erwiederte Jonathan, wenn ich irgend einen gutmüthigen Mann finde, bey dem ich Kredit erhalte. Weshalb nicht lieber ein Gut kaufen? frug Erich. Jonathan stutzte. Sie wissen, fuhr Erich fort, daß der Commercienrath Schneider, ein Grenznachbar des Herrn Hauptmanns, von seinem verschwendeten Reichthume nichts als ein Gütchen übrig behielt, das jetzt nach seinem Tode subhastirt werden soll; kommt es in gute Hände, so ist es viel werth, jetzt aber völlig verwirthschaftet, und 4000 Thaler sind ein Bott, wofür es Ihnen die Gerichte zuschlagen werden. Sie wissen, daß mir Herr von Blendenburg gerade diese Summe durch sein Testament hinterließ. Ich nahm dieses Geld blos unter der Bedingung an, so viel Gutes damit zu wirken, als in meinen Kräften stehe. Nehmen Sie dieses Geld jetzt zehn Jahr lang ohne Zinsen, und erziehen Sie

dafür den Knaben, welchen Commercienrath Schneider hinterließ. Wie kann ich, sagte Jonathan, dieses Kind seinem Stande gemäß erziehen? Wer fordert dieses von Ihnen? frug Erich; weshalb soll der Sohn eines Commercienraths gerade wieder ein Commercienrath werden? Sie wissen es, wie sehr ich gegen dieses Vorurtheil bin; der Sohn meines Schulmeisters soll, wenn ich am Leben bleib und ihn unterstützen kann, sicher studiren; und meine beiden Söhne, die weniger Anlagen verrathen, Handwerker oder Landwirthe werden. Erziehen Sie den jungen Schneider zu welchem Stande Sie wollen, sorgen Sie aber nur dafür, und ich will auch darauf sehen, daß er ein vorzüglicher Mann seines künftigen Standes werde. Mit wenig Worten war jetzt das Uebrige in Richtigkeit gebracht. Aber, lieber Jonathan! sagte Erich, jetzt müssen Sie auch für eine Frau sorgen, sie ist bey ihrer Wirthschaft unentbehrlich. Alle wurden aufmerksam, — Lottchen erröthete, und wollte das Zimmer verlassen. Bleiben Sie, liebes Mädchen! sagte Jonathan, Ihre Gegenwart ist hier unentbehrlich. Gute Kinder! fiel Erich ein, ich

habe

habe euch längst belauscht, und wer selbst ein glücklicher Ehemann ist, stiftet auch gerne Ehen; laßt mich also, lieben Kinder! euren Brautwerber seyn, ihr Väter habt doch nichts dagegen? Wer könnte etwas gegen Jonathan haben, sagte der alte Falk; so segne Gott eure Ehe! fügte der alte Eiche hinzu. Alles war innigst gerührt, jeder dankte Gott für diese frohe Stunde, und alle Anwesenden brachten einen Tag hin, von dem kein Freudenfest auf Erden nur den Namen eines Schattens verdient. Es wurde also doch vermuthlich getanzt? nein, es waren ja nur Landleute, deren Herz, Gott lob! noch für sanfte stille Freude eine Stimmung hat.

## Drittes Kapitel.

### Der Lohn folget der That.

In wenig Tagen war Jonathan der Eigenthümer eines artigen Gütchens, welches, von ihm und seinem Vater bewirthschaftet, mit jedem Tage einträglicher wurde. Der alte Eiche vergaß alle seine vorigen Leiden, sein Sohn, seine Schwiegertochter, strebten jedem seiner Wünsche zuvor zu kommen, und

bey jedem Morgen-, bey jedem Abendgebet, dankte der Greis Gott mit Freudenthränen, für das Glück, das er ihm noch im Alter beschert. Ich habe nichts mehr zu wünschen, sagte er zu Erich, als einen sanften seligen Tod. Die Rechtschaffenheit meiner Kinder wird ein gerechter Gott auch ohne mein Gebet belohnen. Der Alte schien verjüngt, da ihm der erste Enkel gebohren wurde. Pfarrer Erich hatte die glücklichen Eltern besucht, alles war voll Freude, und der alte Eiche konnte seinen Dank gegen die Gottheit nicht genug ausdrücken. Ich muß mich, sagte er im Stillen zu Erich, auf ein Stündchen fortschleichen, ich habe zu viel Freude, und bedarf eines Augenblicks Ruhe. Er ging in sein Stübchen und setzte sich auf seinen Lehnstuhl. Der gute Vater schläft zu lange, sagte Jonathan nach ein paar Stunden, und ging, um ihn zu wecken; aber vergeblich. Noch saß er da, mit jener ruhigen freudigen Miene, aber er war zu einem bessern Leben hinüber geschlummert. Alle die Seinigen fühlten seinen Verlust schmerzlich, sie weihten ihm aufrichtige Thränen; der Gedanke an seine Tugend, sein unbescholtenes Leben, und an den

Lohn

lohn jenſeits des Grabes, war ihnen Troſt. Er wurde, ſeinem Wunſche gemäß, bey ſeinem ſeligen Weibe beerdigt, und oft, wenn Jonathan und Lotte irgend eine Freude genoſſen, dann dachten ſie noch gerührt an den ſeligen Vater zurück, und bedauerten, daß er nicht ihr Glück, ihre Freude mit ihnen theilen konnte. An ſeinem Begräbnißtage folgte Jonathan dem Wagen, auf den der Sarg nach dem Kirchhofe gebracht wurde. Der Wagen hielt plötzlich mitten auf dem Wege, weil queer über denſelben ein Menſch lag, der, als man ihn näher unterſuchte, ſo trunken war, daß er keinen einzigen ſeiner Sinne brauchen konnte. Jonathan erfuhr, daß er ehemals Stadtrichter in einem benachbarten Städtchen geweſen, dort die ihm anvertraute Caſſe, die Gelder der Wittwen und Waiſen verpraßt hatte. Keine Ungerechtigkeit war ſo groß geweſen, die er nicht für baares Geld begangen hätte; aber ſeine Bubenſtücke wurden endlich entdeckt, er verlor ſeine Bedienung, und kam auf zehn Jahre in die Veſtung. Er hatte vor ein paar Jahren ſeine Freyheit wieder erhalten, und ernährte ſich vom Betteln; allgemeine Verachtung war dabey ſein Loos.

Er fühlte, daß er sie verdient hatte, und suchte durch starke Getränke die Vorwürfe seines Gewissens zu betäuben. Jonathan frug nach dem Namen dieses Mannes, und schauderte, als er Selenkneiper nennen hörte. Man schleppte den Trunkenbold bey Seite, und der Leichenzug ging vorüber.

## Viertes Kapitel.

### Wie oft richtet das Laster die Tugend zu Grunde.

Jonathans Zufriedenheit wurde oft durch einen Gegenstand gestört; dieses waren die Thränen und das Klaggeschrey der Unterthanen des Herrn Hauptmanns, seines Nachbarn. Jaquin erwählte täglich neue Mittel zu ihrer Bedrückung, keine Grausamkeit war so groß, daß er sie nicht begangen hätte, wenn auch nur das geringste dadurch zu erpressen gewesen wäre. Die armen Leute liefen häufig zu Jonathan, der ihnen oft mit eignem Nachtheile half; unmöglich aber im Stande war, die Geldgierde des Herrn Hauptmanns zu sättigen, um soviel mehr, da Jaquin, der von Jonathans Edelmuth Nach-

richt

richt erhielt, den boshaften Plan darauf baute, ihn zu Grunde zu richten, und die Plagen der unglücklichen Leute vermehrte, um Jonathans Theilnehmung noch in einem desto höhern Grade zu reizen. Es gelang damit auch völlig; aber nicht auf die Weise, wie er es erwartet hatte. Jonathan, den das schändliche, die Menschheit entehrende, Betragen zum höchsten Zorn reizte, begleitete einige der Unglücklichen vor Gericht, setzte ihre Sachen auseinander, bezahlte den Rechtsgelehrten, der ihren Proceß führte, und brachte es so weit, daß die Obrigkeit, die, Gott sey Dank! in unserm Vaterlande gern den Nothleidenden schützt, dem Herrn Hauptmann und seinem Finanzier Einhalt that. Der unglücklichen Gattin des Hauptmanns konnte er sich nicht so thätig annehmen. Die arme Frau litt täglich neue Mishandlungen; sie sank in die tiefste Schwermuth, und der Gedanke an Selbstmord wurde ihr bald so gewöhnlich, daß sie bereits ohne Schaudern an die Mittel zur Ausführung dachte, und hätte nicht mütterliche Zärtlichkeit sie im Begriffe zur Ausführung ihres Entschlusses gehindert, so würde sie gewiß aller ihrer Erdennoth ein Ende gemacht

macht haben. Schon hatte sie einst den schrecklichen Entschluß gefaßt, sich und ihre Kinder zu tödten, und alles zur Ausführung dieses Entschlusses veranstaltet; als Jonathan, der sonst gewohnt war, das arme, durch Kummer geblähte, Weib durch Thränen in der Kirche ihren Kummer lindern zu sehen, sie beobachtete. Ihre glühende Wange, das wildrollende Auge, das jezt keine Thränen hatte, ein unwillkührliches Zucken der Schlaf- und Halsmuskeln, alles dieses seßte ihn in Schrecken. Er ehrte die leidende Unglückliche, und begab sich gleich aus der Kirche zum Pfarrer Erich, der sie noch des nemlichen Tages zu besuchen versprach. Er hielt sein Wort, der Hauptmann und Jaquin waren abwesend auf Abentheuer. Erich ließ sich also bey der gnädigen Frau melden, die mit ihren drey Kindern im Schlafzimmer war, wo das Mädchen, die den Pfarrer melden wollte, die Thüre verschlossen fand. Erich schauderte, eilte zur Thüre, und pochte stark; sie ward nicht geöffnet, er wiederholte sein Pochen und bat eingelassen zu werden. Nach einigen Wiederholungen der Bitte ward die Thüre geöffnet. Die drey Kinder lagen auf dem Bette

und

und dem Sopha in tiefen Schlaf, die Hauptmännin hatte in wilder Verzweiflung vor einem Stuhle gekniet und beten wollen, der Stuhl war von ihren Thränen naß, und auf dem Tische lag ein geschärftes Küchenmesser, neben einer Flasche und einigen Gläsern. Gott! rief Erich voll Entsetzen, was war in dieser Flasche? Wein, (sagte die Hauptmännin, mit einem krampfartigen Lächeln,) der diese (sie wies auf ihre Kinder,) berauschte. Ich beschwöre Sie bey Gott und ihrem Gewissen, war es nichts als Wein? Nichts, aber was berechtigt Sie zu dieser Frage? Der herzliche Wunsch: Sie, arme leidende! einst in einer bessern Welt glücklich zu sehen. Der wilde Blick der Hauptmännin erlosch, ihre Thränen ergossen sich stromweise, und wildes Schluchzen schien ihren Busen zu zersprengen. Erich untersuchte sorgfältig die Flasche, fand in derselben und den Gläsern keinen Bodensatz, und setzte sich schweigend neben der Hauptmännin. Die theilnehmende Thräne, die von seinen Augen herabrollte, that mehr als alle Trostgründe. Mann! Mann! sagte sie stotternd: Sie sind ein Engel Gottes, eine Viertelstunde später, und ich wäre eine Kin-

der-

dermörderin. Dies Messer; (sie wies auf den Tisch,) es sollte die Trunkenen — und auch mich — Wer vermag zu schildern, was auch in Erichs Seele vorging. Nach und nach legte sich der Sturm, er zeigte der Unglücklichen das ganze Schreckliche ihres Vorhabens, dessen Ursache er auch erfuhr: Der Hauptmann hatte einem jungen Bauermädchen, der einzigen Tochter einer Wittwe, schändliche Anträge gethan. Das Mädchen schlug sie aus; aber dies veranlaßte ihn, seine Nachstellungen zu vermehren, und sie endlich durch Schläge zu mishandeln. Das Mädchen glaubte vielleicht ihr Schicksal zu erleichtern, wenn sie ihrer Frau von der ganzen Sache Nachricht gäbe. Der Hauptmann erfuhr durch einen Getreuen, der sie belauscht, daß sie dieses gethan habe, und verdoppelte seine Mishandlungen. Das Mädchen entlief. Der Hauptmann, äußerst darüber aufgebracht, ließ durch einen gefälligen Justitiarius die Mutter zu einem Eide zwingen, daß sie nichts vom Aufenthalte ihrer Tochter wisse. Das arme Weib, die ihre Tochter nicht verrathen wollte, schwur, aber der Aufenthalt der Tochter

ward

ward dennoch ausgemittelt, und Mutter und Tochter von dem nemlichen Justitiarius zum Zuchthause verdammt. Die schlechten Nahrungsmittel, mehr aber die herrschende faule Luft, stürzten die Alte in eine Krankheit, welche diese als eine göttliche Strafe ihres falschen Eides betrachtete, und in Verzweiflung starb; und die Tochter, welche sich als die Ursache davon ansah, wurde für Verzweiflung rasend, und ins Tollhaus gebracht. Ihre Wuth war so groß, daß sie an Ketten gelegt werden mußte, die es aber dennoch nicht hindern konnten, daß sie sich, unter gräßlichem Geheule, mit ihren eigenen Nägeln zerfleischte, und unaufhörlich gegen sich selbst wüthete. Die Seele der Hauptmännin wurde hiedurch erschüttert, ihre Geduld erhielt den letzten Stoß, und der verzweifelte Entschluß entspann sich in ihrer Seele. Erich bot alles auf, sie nach und nach zu beruhigen, und ächte Religion, die nie ganz sinken läßt, gab der Unglücklichen Trost. Sie flehte zu Gott um Muth, und ertrug ihre Leiden, die sich beynahe noch mit jedem Tage häuften.

Fünf-

## Fünftes Kapitel.

### Nutzen der Entschlossenheit.

Die Russen hatten sich um diese Zeit den preußischen Grenzen genähert, und verbreiteten überall die schrecklichsten Verwüstungen. Die Kosaken und Kalmuken verübten jede Grausamkeit, erlaubten sich viehische Ausschweifungen, marterten Menschen zum Vergnügen zu Tode, und bezeichneten durch Mord und Brand jeden ihrer Schritte. Jonathan hatte, sobald er ihre Ankunft in seiner Nachbarschaft erfuhr, Weib und Kinder in Sicherheit gebracht, indem er solche nach Königsberg geschickt, wo die älteste Schwester seiner Frau verheirathet war; auch der Herr Hauptmann hielt es für nöthig, seine Person in Sicherheit zu setzen; er und Jaquin machten Anstalten zur Abreise; und er übertrug seiner Frau, indes gut zu wirthschaften, und ihm so viel Geld, als möglich, nachzusenden. Diese bat ihn, ihre Kinder in Sicherheit zu bringen, und mütterliche Zärtlichkeit brachte sie so weit, selbst den Jaquin um seine Fürsprache zu bitten. „Wir können sie unmöglich mitnehmen, gab dieser zur Antwort; die Kut-

Kutſche iſt völlig beſetzt, ich, der Herr Hauptmann, die Tochter des Hofmanns, und die Frau des Kutſchers, wo ſollen wir die Kinder laſſen?„ Bey einer ſolchen Einwendung ließ ſich freylich nichts weiter ſagen. Das unglückliche Weib litt, und ſchwieg.

Jonathan hörte indes, daß die Koſaken nur noch ein paar Meilen entfernt wären. Er belud zwey Wagen mit Lebensmitteln, Brandwein und Bier; beſtieg ſein beſtes Pferd und zog ihnen entgegen. Er fand alle Dörfer verlaſſen, und die erſten Menſchen, die er wieder erblickte, war ein kleiner Haufen von Koſaken. Er wies auf die Wagen, und ſagte auf polniſch, daß er dieſes ins Lager bringen wollte. Die Koſaken füllten ihre Flaſchen mit Brandwein und ließen ihn ziehen. Dieſes flößte ihm Muth ein, er war aber kaum eine Strecke weiter gezogen, als ein einzelner Koſake, mit eingelegter Lanze, auf ihn anſprengte; ob es Muthwillen, oder feindſelige Abſicht war, konnte Jonathan nicht entſcheiden. Er wollte anfänglich nach ſeinen Piſtolen greifen, die er aus Vorſicht geladen hatte. Aber ein Schuß hätte ſicher den vor kurzen begegneten Trupp zurück gelockt und ihn in

eine gefährliche Lage gesetzt. Er rief ihm also von weitem auf polnisch zu: es sey Lieferung für die Officiere; aber fluchend und schimpfend näherte sich der Kosake. Jonathan gab seinem Pferde die Spornen, und sprengte Feld ein; der Kosake zog ihm nach. Jonathan, der sich auf sein Pferd verlassen konnte, setzte über einen breiten morastigen Graben; der Kosake ihm nach, aber das Pferd nahm einen zu kurzen Satz und stürzte in den Morast. Der Kosake lag unter dem Pferde, schrie und heulte. Dankbarkeit und Großmuth, dachte Jonathan, fesselt auch den Wilden. Er stieg ab, und zog das Pferd und den Kosaken aus dem Moraste. Letzterer konnte nicht stehen, weil er bey seinem Sturze das Bein gebrochen hatte. Jonathan eilte zu seinen Wagen, welche eben die Knechte verlassen und davon laufen wollten. Er bewegte sie zu bleiben, lud den Kosaken auf seinem Wagen, ließ ihm den Fuß mit Brandwein waschen, und das Jonathan gehofft hatte geschah, der Kosake suchte ihm seine Dankbarkeit zu bezeugen, gestand, daß er die Absicht gehabt hätte ihn zu plündern; und Jonathan, um ihn noch mehr zu gewinnen, machte ihm sogar ein kleines

Geſchenk an Geld. Er fuhr jetzt weiter, und ſie ſtießen an das erſte von den Koſaken beſetzte Dorf. Es waren Doniſche Koſaken, die nicht mit jenen wilden Saporogern, welche Preußen eigentlich verwüſtet hatten, vermiſcht zu werden verdienen. Dieſe Koſaken, rohe, aber unverdorbene Menſchen, verſammelten ſich ſogleich um den Wagen, auf dem ihr Kamerad lag, der ihnen Jonathans Großmuth erzählte. Alle ſuchten ihm Beweiſe ihrer Freundſchaft zu geben, und führten ihn zu ihrem Athaman, dem Jonathan einen Theil ſeiner Viktualien übergab. Dieſer nahm unſern Jonathan gleichfalls freundlich auf, und ließ ihn durch einige Koſaken ins Hauptquartier begleiten. Die Ruſſen fühlten einigen Mangel in ihrem Lager, weil ihnen Niemand aus gutem Willen Viktualien zuführte. Jonathan war beynahe der erſte, der es that, und wurde deshalb um ſoviel freundlicher empfangen, da überdem die Koſaken von ſeiner großmüthigen Handlung Bericht abſtatteten. Er bekam ſogleich eine ruſſiſche Salvegarde, und da er den General ſo geneigt fand, ſeine Bitten zu erfüllen, ſo erbat er ſich für die unglückliche Hauptmannin einen gleichen Schutz,

den er auch erhielt. Von denen ihm nun zur Salvegarde mitgegebenen Kosaken begleitet, kehrte Jonathan gutes Muths wieder zurück, um der Hauptmannin die frohe Botschaft zu bringen. Wie sehr diese gerührt wurde, wie sie den ehrlichen Jonathan als ihren Schutzengel, als den Erhalter ihrer Kinder betrachtete, und wie Jonathan selbst mit gerührtem Herzen Gott dankte, der ihm die Gelegenheit beschert hatte, etwas Gutes zu thun, dieses wird ein jeder, dessen Herz dem Eindrucke des Guten und Edlen offen stehet, selbst fühlen; und für andere Leser wäre die Beschreibung hievon gleich dem Saatkorne aus dem Evangelio, das unter die Dornen fiel und nicht Frucht bringen konnte.

## Sechstes Kapitel.

### Folgen der Gewohnheit Böses, und der, Gutes zu thun.

Jonathans Gut blieb mit der Einquartierung verschont; und er fand Gelegenheit, sich bey einigen angesehenen russischen Officieren Eingang zu erwerben, und hiedurch nicht nur dem Pfarrer Eich und seinen übrigen Freunden, son-

ſondern der ganzen Gegend nützliche Dienſte zu leiſten. Er übernahm in der Folge Lieferungen für die Ruſſen, wobey er ſoviel erwarb, daß er den ganzen vom Pfarrer Erich erhaltenen Vorſchuß zurückzahlen konnte. Andere Leute, die weit geringere Lieferungen als Jonathan hatten, gewannen freylich zehnmal mehr als Jonathan, und die mehreſten Leſer werden einſehen, daß die Einfalt deſſelben davon die Urſache war; Jonathan ſelbſt aber dachte, thörigt genug, zu behaupten, daß er bey der Sache mehr als manche andere gewann, weil er ein rein Gewiſſen und ſeinen ehrlichen Namen dabey erhalten hätte; und da Jonathan gar keine Welt hatte, ſo wird man ihm hoffentlich verzeihen, daß er ſo ſehr an Vorurtheilen klebte, über welche man ſich nur, wenn man die dazu gehörige Bildung erhalten hat, hinweg ſetzen kann.

Jonathan fühlte alſo wenig von der Laſt des Krieges, und brachte ſein Gütchen immer in beſſern Stand. Er theilte, welches damals in Preußen auch unerhört war, den dabey befindlichen Wald in Schläge ein, die er zweckmäßig benutzte. Er fand eine Mergelgrube, womit er ſeinem zu ſtrengen Acker zu

Hülfe kam; er ließ die jungen wilden Stämme verpflanzen, pfropfte sie, und gab hiedurch bald seinem Dörfchen die Gestalt eines Obstgartens; von den verwachsenen Wiesen ließ er die Mooshügel ab, ließ sie auf Haufen werfen, dörrte sie, verbrannte sie nachher, und düngte seine Wiesen mit dieser Asche. Er befleißigte sich auf die Bienenzucht, und brachte es in kurzer Zeit hierin sehr weit, weil er die Bienen nicht blos aufs Gerathewohl ihre Nahrung suchen ließ, sondern den Garten, worin er die Stöcke errichtete, mit Bäumen und Blumen bepflanzte, die vom früheſten bis in den spätesten Theil des Sommers blüheten, so daß die Bienen hier zu jeder Zeit ihre Nahrung vorfanden. Kurz, er bot alles auf, um sein Gut in den vortrefflichſten Zustand zu ſetzen, und sorgte dabey nicht blos für sich, sondern brachte es soweit, daß auch alle Einwohner seines Dörfchens zufrieden und wohlhabend waren.

Der Herr Hauptmann hatten einige Monate lang zu Königsberg ihre gewöhnliche Lebensart fortgeſetzt, und geriethen allgemach in einen Zustand, der für alte Sünder schon ein Vorgeschmack der Hölle seyn muß. Er

hegte

hegte nemlich allen guten Willen, jede Ausschweifung zu begehen; aber seine Kräfte versagten ihm allmählig ihren Dienst. Der Mann kannte, leider! keine andere als sinnliche Freude, und dieses entbehren, war das gröſte Unglück, das ihm auf Erden zuſtoßen konnte. Er bot alles auf, um den Abgang seiner Kräfte zu ersetzen. Geistige Getränke thaten eine Zeitlang gute Wirkung, bald aber zeigten sich auch die reizendsten Arzeneymittel ohne Kraft, und da er den Gebrauch derselben übertrieb, so entstanden epileptische Zufälle. Aber selbst diese Vorboten von der Zerstörung seines Körpers waren nicht fähig ihn zurückzuhalten. Seine Uebel vermehrten sich täglich, aus ihnen entsprang zuletzt Verrücktheit, die endlich zur völligen Raseren wurde. Schäumend vor Wuth hauchte er endlich, unter fürchterlichen Krämpfen, seinen Geist aus, und eine Menge von Gläubigern stürzte jetzt über den Nachlaß her.

Die Wittwe, welche keine Ehepakten hatte, stand in dem Begriffe nebst ihren Kindern alles zu verlieren, denn ein Konkurs schien unvermeidlich. Da trat Jonathan auf, und ließ sich die Akten bey Gericht vorlesen. Die

Wechſelſchuldner geſtanden, daß ſie vielleicht nicht zwanzig pro Cent bekommen würden, und ſelbſt die ingroßirten Schuldner fürchteten, weil das Gut völlig verwüſtet war, kaum funfzig pro Cent zu erhalten. Jonathan erbot ſich den ſämtlichen Gläubigern, für eine weit größere Summe zu haften, wenn man ihm das Gut auf zwanzig Jahre lang in Pacht geben, und ſich die Abzahlung der Schulden in gewiſſen Terminen gefallen laſſen wollte. Die Gläubiger gingen dieſe Bedingungen mit Freuden ein, und die Wittwe trat die Erbſchaft an. Sie verkaufte alles, was ſie von einigem Werthe beſaß, um den erſten Termin einhalten zu können, und blieb ruhig auf dem Gute wohnen, wo Jonathan, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand, für ihren Unterhalt, ſelbſt für ihre Bequemlichkeit, mit dem größten Eifer ſorgte. Die entlaufenen Unterthanen kehrten beynahe insgeſamt zurück, da ſie erfuhren, daß ſie jezt nur allein unter Jonathan ſtehen ſollten. Pfarrer Erich gab das Kapital, welches Jonathan benuzt hatte, der Wittwe ohne Zinſen, und Jonathan ſezte das Gut in einen ſolchen Stand, daß es in Zeit von wenig Jahren dreymal ſo viel werth war, als man es beym Tode

des

des Hauptmanns geſchätzt hatte. Gnädige Frau! ſagte jetzt Jonathan, ich ſchloß einen Pachtkontrakt auf zwanzig Jahre, weil ich nicht voraus ſehen konnte, ob Gott meiner Arbeit Gedeihen geben würde, und ob mich nicht vielleicht Unglücksfälle treffen könnten; nie aber war meine Abſicht, ſelbſt daben zu vortheilen. Jetzt iſt alles ſo eingerichtet, daß Sie, mit Hülfe eines redlichen Mannes, Ihrer Wirthſchaft ſelbſt vorſtehen können, und deshalb trete ich Ihnen jetzt meinen Kontrakt ab. Die Hauptmannin weigerte ſich dieſes anzunehmen, ſie verlangte, daß Jonathan ſelbſt den Nutzen ſeiner Einrichtungen genießen möchte; es war ein herrlicher Kampf, zwiſchen zwey edlen Seelen, wovon keine der andern an Großmuth und Uneigennützigkeit nachgeben wollte. Es war ein Streit, bey dem die Engel des Himmels ſich freueten, und hätte ein Mann, den Schurkerey und Bosheit zu Grunde gerichtet, dieſen Kampf geſehen, er würde vergeſſen haben was die Menſchen ihm gethan, und hätte Gott gedankt, daß er in der Bruſt des Sterblichen ſo viel Kräfte gelegt, edel und gut zu ſeyn.

Gnädige Frau! sagte endlich Jonathan, was bey dieser Sache zu gewinnen ist, kann ich unmöglich als Eigenthum betrachten; es ist das Erbtheil der Waisen, von dem dieser Nutzen entspringt, und sollte ich es aufsammeln, und so den lieben Kindern hingeben, so würde es aussehen, als ob ich groß Wesen davon mache, und großen Dank dafür haben wollte: daß ich so gethan hätte, wie es meine Schuldigkeit ist. Ersparen Sie mir diese Demüthigung, treten Sie in meinen Kontrakt, und nehmen Sie mir das Amt ab, das Vermögen ihrer Kinder zu verwalten. Freund! sagte das gute Weib, Sie haben meine schwache Seite getroffen; für meine Kinder blos kann ich ihr Anerbieten annehmen. Die Sache war also richtig; und Jonathan war froh, als ob ihm ein Onkel in Ostindien gestorben, und weiß der Himmel, wieviel hinterlassen hätte.

## Siebentes Kapitel.

### Eine Menschenjagd.

Das Gerücht von Jonathans guter Wirthschaft und Rechtschaffenheit breitete sich in der ganzen Gegend aus, weil man gewöhnlich, je sel-

ſeltener eine Sache iſt, um ſo vielmehr Geſchrey davon macht, und es wurden ihm verſchiedene Güter zur Pacht angeboten. Die mehreſten Herren wollten einen Kontrakt auf drey, höchſtens auf ſechs Jahre eingehen, und alsdenn zog ſich Jonathan ſogleich zurück. Es war Jonathans Grundſatz: daß man, bey jedem Verpachtungsanſchlage, dem Pächter auch ſicherlich dasjenige in Rechnung bringe, was jetzt mit dem Gute zu benutzen ſey. Der wahre Nutzen des Pächters beſtehe alſo blos in den Verbeſſerungen, und dieſe wären oft ſo mühſam, ſo koſtbar, daß ſie bey einer Pacht auf wenig Jahre gar nicht unternommen werden könnten. Er übernahm endlich die Güter eines Unmündigen, deren Pacht ihm von dem Gerichte auf funfzehn Jahre zugeſichert wurde, und er bemühete ſich dieſe Güter in den beſten Flor zu bringen; nur der Mangel an Menſchen, ein Hinderniß, das durchgängig in Preußen die Vervollkommung der Landwirthſchaft erſchwert, war das größte Hinderniß ſeiner Unternehmungen.

Es gehörte ein großer Wald zu dem Gute, und Jonathan erhielt einſtmals die Nachricht, daß dieſer die Wohnung einer Zigeunerbande wäre.

wäre. Verschiedene Diebstähle hatten sie schon in der Gegend angekündigt, die Nachbarn vereinigten sich also, umgaben den Wald, und stießen endlich auf den Zigeunerhaufen, der aus einigen Männern, Weibern und Kindern bestand, die insgesamt dem traurigen Schicksale bestimmt wurden, wozu sie das Gesetz verdammt. Sie wurden, weil man sie auf Jonathans Boden angetroffen, auch ihm übergeben, um sie nach Königsberg bringen zu lassen. Ihm ging das Schicksal dieser Unglücklichen zu Herzen, denn sie waren Menschen. Er behandelte sie ohne Strenge, ließ ihnen etwas zu essen geben, und beschloß, sie nachher am folgenden Morgen abzuschicken; die Nacht hindurch aber durch einige von seinen Leuten bewachen zu lassen. Er ging selbst zu ihnen, um zu untersuchen, ob sie auch hinreichend bewacht würden, und wunderte sich nicht wenig über die Gelassenheit, die bey dem ganzen Haufen herrschte. Blos ein einziger Greis saß abgesondert im Winkel, hatte seinen Kopf auf seinen Arm gestützt, und sein Gesicht, das, ohngeachtet der gelbbraunen Farbe, und bey aller Wildheit, die aus demselben hervorblickte, dennoch verschiedene gute

und

und auffallende Züge hatte, verrieth dem tiefsten Schmerz. Jonathan, der sein Herz nie bey dem Leiden seiner Nebenmenschen verschloß, näherte sich dem Greise. Ihr scheint sehr traurig, redete er ihn an. Der Greis blieb in seiner Stellung, und antwortete ihm nicht; es steht nicht in meinen Kräften, sagte Jonathan, euch glücklich zu machen; könnt' ich aber etwas thun, euer Schicksal zu lindern, so rechnet auf meine Bereitwilligkeit. Der Greis betrachtete ihn aufmerksam. Herr! hob er endlich an, Sie sind der erste, der es zu fühlen scheint, daß der Zigeuner ein Mensch ist. Hier diese Unglücklichen kennen ihr Schicksal nicht ganz, ich aber, der ich alle meine Kräfte aufbot, meinem Elende zu entgehen, immer wieder zurückgeschleudert, immer von den Menschen verstoßen wurde, sollte ich das Schicksal eines schuldlosen Volks, das nicht arbeitet, weil es keine Arbeit erhält; nicht arbeiten will, weil ihn noch niemand die Süßigkeit des eigenen Erwerbs, und das Süße der Ruhe, die auf Arbeit folgt, kennen lehrte; das stiehlt, weil es nicht erwerben kann; sollte ichs nicht tief in der Seele fühlen? Mensch! sagte Jonathan, wie kommt er zu

die-

dieſer Sprache? Das wäre zu weitläuftig, Ihnen auseinander zu ſetzen, erwiederte der Greis. Jonathans Neugierde wurde immer mehr rege gemacht: Er nahm den Alten mit nach Hauſe, ſein Betragen machte ihn offenherzig, und er wurde endlich von dem Unglücklichen mit ſeiner Geſchichte bekannt gemacht.

## Achtes Kapitel.

### Biographie, aber keines Helden.

Ich, hub der alte Zigeuner an, wurde in einer Wildniß geboren, mein Vater war das Haupt einer mächtigen Zigeunerbande, er lehrte mich jede Witterung ertragen, und, zur Erlangung meines Unterhalts, jeder Gefahr, jedem Ungemach Troz bieten. Wir lebten vom Tribut, den uns der Aberglaube entrichtete, größtentheils aber vom Diebſtahle. Ich hatte indes bey vielen unſerer Züge das Leben der Leute in Dörfern und Städten kennen gelernt, ich ſah, daß ſie, frey von Gefahren, bequemer und ſicherer als wir lebten, und frug meinen Vater, warum wir nicht eben ſo ruhig leben könnten? Weil unſere Haut braun

braun iſt, ſagte mein Vater. Ich begriff dieſe Antwort nicht, weil ich niemanden haßte, deſſen Haut weißer als die meinige wär, und manche Umſtände trugen dazu bey, in meinem Herzen den Wunſch zu einer andern Lebensart zu erzeugen.

Wir hatten einſt eine Heerde beſtohlen, und thaten uns einige Tage gütlich. Ich ging bald darauf mit meiner Schweſter in ein benachbartes Dorf, um etwas durch Gaukeleyen und Wahrſagen zu verdienen. Die Bauern frugen uns wegen des geſtohlnen Viehes um Rath, wir ſagten ihnen was ſie zu hören wünſchten, daß ſie ihr Vieh ſämtlich wiederbekommen würden, und erhielten dafür einige kleine Geſchenke. Wir wollten eben das Dorf verlaſſen, als aus der Strohhütte, an der Hecke des Dorfes, ein altes Weib, geſtützt auf ihren Stab, hervortrat, und uns ihre Noth klagte. Sie war die Frau eines Bauern, der durch Unglücksfälle verarmte, ſie hatte ihren Mann, ihre Kinder verloren, und ein einziges Schaaf, der Ueberreſt ihres Vermögens, war vor wenig Tagen geraubt. Sie frug uns wegen des Geſtohlnen um Rath. Ich wurde gerührt, ſagte ihr, daß ſie alles

wie-

wiederbekommen würde, und machte mich davon. Ihr rothgeweintes Auge, die heisere von Schluchzen unterbrochene Stimme, der abgezehrte, vor Alter gebückte Körper, mit armseligen Lumpen bedeckt, alles machte auf mich einen lebhaften Eindruck. Ich eilte zu meinem Vater, und bat ihn, dem alten Weibe das gestohlne Schaaf zu ersetzen. Es war glücklicherweise noch am Leben; ich brachte es des Nachts zurück, und band es an die Hütte der Alten; aber der Gedanke, wieviel ähnliche Ungerechtigkeiten von meinem Volke verübt würden, lag schwer auf meiner Seele. Ich entdeckte es meinem Vater, ich sagte ihm, daß ich es fühlte, der Diebstahl sey ungerecht. Armer Junge, antwortete mir mein Vater, dies Gefühl mußt du übertäuben, du hast viel Häuser gesehen, die ihren Einwohnern Bequemlichkeit verstatteten, du hast große Heerden, Felder voll Getreide, und Gärten voll Obst gesehen, wieviel aber gehörte davon deinem unglücklichen Volke? Dieser Wald giebt uns Schatten, diese Erde ist mit Blumen und Gras bedeckt; wo aber ist eine Handbreit Erde, die uns gehört, wo ist der Brunnen, der uns gehört, daß wir

unſern Durſt daraus ſtillen könnten? Siehe, mein Sohn! dieſe Welt iſt ſchön und herrlich, wir Menſchen ſind Brüder, wir haben gleiche Rechte auf alles, was in dieſer Welt iſt, der Zufall hat es geordnet, daß der eine mehr, der andere weniger davon hat, wer nur ſo viel davon beſitzt, daß er ſeine Blöße bedecken, ſeinen Hunger und Durſt ſtillen kann, den kann der Stärkere mit Recht dafür züchtigen, wenn er ſich an fremdem Eigenthume vergreift; aber diejenigen, denen man nichts zur Befriedigung ihrer ſtrengſten Bedürfniſſe überließ, die haben ein Recht dieſe Befriedigung auf jedem Wege zu ſuchen, der ihnen offen ſteht, und alles Uebel, was daraus entſpringt, komme über die, die uns ſo zu handeln zwingen.

Die Richtigkeit dieſer Art zu denken ſahe ich freylich ein, aber ich konnte mir nicht einbilden, daß es dem Manne, der arbeiten wollte, zu arbeiten verwehrt werden könnte. Ich war müde, mein Brodt durch Ungerechtigkeit zu erwerben, ich verließ im Stillen unſern Trupp, um irgend ein Handwerk zu erlernen, oder, da ich einen Körper von vorzüglicher Größe hatte, Soldat zu werden.

Ich kam ins Stadtthor, sogleich wurde ich von der Schildwacht angehalten, mit Schmähungen überhäuft, gefesselt, und ins Gefängniß gebracht. Ich frug nach meinem Verbrechen, und Stockschläge waren die Antwort. Nach einigen Tagen erfuhr ich endlich, mein Verbrechen bestünde darin, daß ich ein Zigeuner wäre. Ich sah ein, daß mein Volk, wegen seines Diebstahls und seiner Betrügereyen, Unwillen verdient haben müßte, aber ich beschloß durch mein Betragen zu zeigen, daß ich von den Sitten meines Volks eine Ausnahme machte. Gleich nach einigen Tagen, da ich verhört wurde, beschloß ich dieses zu beweisen. Ich sagte, daß ich arbeiten wollte, und bat, mich auf die Probe zu setzen; demohngeachtet waren meine Richter bereit, mich zur Vestung zu verdammen, blos einer von ihnen widersetzte sich diesem Urtheile. Seine Kollegen verlachten ihn wegen seines Mitleidens; er aber blieb kalt, und that den Vorschlag, daß man mich auf einige Zeit zur Probe bey seinem Nachbar, dem Grobschmidt, arbeiten lassen sollte. Da seine Kollegen hieben den Kopf schüttelten, ging der edle Mann so weit, daß er sich für den Nachtheil, der hieraus entsprin-

ſpringen könnte, Bürgſchaft zu leiſten, erbot. Er nahm mich bey Seite; mein Sohn! ſagte er: mich hat oft das unglückliche Schickſal deines Volks gerührt, gieb einen Beweis, daß ihr arbeiten wollt, wenn man es euch geſtattet, du wirſt mich hiedurch in den Stand ſetzen, mehreren deiner Mitbrüder Gutes zu thun. Ich dankte ihm mit Thränen, und wurde ſetzt dem Grobſchmidt zur Probe übergeben. Ich arbeitete den Tag über, und kehrte des Nachts in mein Gefängniß zurück. So vergingen einige Wochen, in denen ich durch Fleiß und Aufmerkſamkeit die Liebe meines Meiſters erwarb. Er erklärte, daß er mich mit Vergnügen in die Lehre nehmen wollte, und mein edler Beſchützer erbot ſich, bey dem Gewerke das Einſchreibegeld zu erlegen; aber wie ſchrien jetzt die ehrbaren Meiſter und Geſellen, daß ein Zigeuner, der keinen ehrlichen Geburtsbrief hätte, ins Gewerk kommen ſollte. Vergeblich ſuchte der Rathsherr, der mir wohlwollte, ihnen die Nichtigkeit der Geburtsbriefe darzuthun. Sie geſtanden ein, daß es Fälle gegeben hätte, daß der Sohn eines ehebrecheriſchen Weibes, die ihr eigener Mann einem Wollüſtling verkauft

hätte, ins Gewerk gekommen wäre. Er frug sie, ob dieser besser als ich wäre; freylich, antwortete der Aeltermann, denn er hatte einen Taufschein von unserm Herrn Pfarrer, daß er einer ehrlichen Mutter Kind sey, und da ich nun einen solchen Taufschein nicht vorzeigen konnte, so ward mir die Erlernung eines Handwerks untersagt. Mein Beschützer führte mich also zum General des hier in Garnison liegenden Regiments. „Teufel, sagte dieser, da er mich sah, der Kerl ist gut gebaut, er hat sechs Fuß, hundert Dukaten Handgeld wollte ich ihm geben, wenn es kein Zigeuner wäre,„ und auf vieles Bitten meines Beschützers entschloß er sich endlich, mich an ein Garnisonregiment bringen zu lassen; aber alle meine Kameraden, verschiedene darunter Böswichter, die man hier zur Strafe abgegeben, lebten anfänglich glücklicher als ich; sie erhielten noch zuweilen Gelegenheit, etwas durch Arbeit zu verdienen, ich aber wurde als ein Missethäter bewacht, und jedermann scheute mich. Endlich fand sich ein ehrlicher Zimmermann, der mich zum Tagelöhner annahm. Durch meinen starken Körper und meinen Fleiß wurde ich bald bekannt, und

hatte

hatte nun täglich Arbeit; aber ich war ein Menſch und hatte Leidenſchaften, mir gefiel ein armes und fleißiges Mädchen, die Tochter eines andern Tagelöhners. Das Mädchen vergaß, daß ich eine gelbe Haut hatte, und entſchloß ſich, mein Weib zu werden. Ihr Vater hatte nichts dagegen, aber die Mutter ſchrie und heulte, raufte ſich die Haare aus, und wollte außer ſich werden, daß ſie die Schwiegermutter eines Zigeuners, und Großmutter von kleinen Zigeunerchen werden ſollte. Sie trieb einen ſolchen Lerm, daß aus der ganzen Heirath nichts wurde. Das Mädchen wäre ein gutes arbeitſames Weib geworden; ſie erhielt wegen ihrer Armuth keinen andern Freyer, wurde von einem Fähndrich unſers Regiments verführt, und verfiel, da ſie nun einmal der Schaam entſagt hatte, ins liederlichſte Leben.

## Neuntes Kapitel.

Fortgeſetzter Lebenslauf eines Mannes, der durch ſeine Haut ein unnützer Bürger des Staats zu werden gezwungen wurde.

Mein letztes Glück (fuhr der alte Zigeuner fort,) war meine Arbeit; aber da der Giebel an einer großen Scheune aufgebracht wurde,

riß ein Strick, der Giebel ſtürzte herab, und zerſchmetterte mir den rechten Arm. Ich wurde hiedurch zu Kriegsdienſten und zu ſchwerer Arbeit untauglich gemacht, ich erhielt meinen Abſchied, und das rühmlichſte Zeugniß meines Wohlverhaltens. Mein Hauptmann ſchenkte mir einige Thaler, eben dieſes that der ehrliche Zimmermeiſter; womit aber ſollte ich nun fürs künftige mein Brodt erwerben? Ich wünſchte Bedienter zu werden, niemand aber wollte den Zigeuner in Dienſte nehmen: ich verließ alſo den Ort, wo ich bis jetzt gelebt hatte, und beſchloß, nach der Hauptſtadt zu gehen. Man denke ſich meine Verwunderung, als ich ſahe, daß hier die Vornehmen darauf ſtolz thaten, einen Mohren im Dienſte zu haben, ſo liederlich, ſo nichtswürdig der Kerl auch immerhin ſeyn mochte. Da aber mit meiner gelben Haut nicht fortzukommen war, beſchloß ich den Mohren zu ſpielen, ſchwärzte mein Geſicht, meinen Hals und meine Hände an, mein ſchwarzes Haar war ohnehin ziemlich kraus, und ich war nach wenig Tagen unter ſehr vortheilhaften Bedingungen im Dienſte eines angeſehenen Mannes. Der Mann

war ein wenig fromm, so daß er sich oft von seiner Mätresse den Morgen- und Abendsegen vorlesen ließ. Diese mochte aber wahrscheinlich dabey nicht bekehrt worden seyn, und ließ mir, sey es nun, daß sie, als Liebhaberin des hohen Gout, an meiner Farbe Geschmack fand, oder daß sie sich viel von meiner Größe versprach, in kurzem deutlich merken, daß sie sich eben nicht sehr dagegen sträuben würde, wenn ich bey ihr die Stelle meines Herrn vertreten wollte. Mein Herr behandelte mich so gut, so liebevoll, daß ich ohnmöglich so gegen ihn handeln konnte, vielmehr beschloß ich, einfältiger Tropf, ihm Dorchens Undankbarkeit und Antrag zu entdecken. Ein paar Thränen, die Dorchen vergoß, bewiesen meinem Herrn, daß ich ein Lügner sey, und ich wurde mit Schimpf aus dem Hause gejagt.

Bald fand ich einen andern Herrn. Ich diente ihm zwey Jahre lang treu und redlich, und hörte, daß er oft Gespräche führte, die mir den Glauben beybrachten, daß er frey von Vorurtheilen sey, und mich auch in meiner wahren Gestalt, meiner gelben Haut

ohngeachtet, nicht verſtoßen würde. Mir war das ewige Anſtreichen zum Eckel, ſo wie die Lügen, welche ich den Leuten vom Mohrenlande erzählen mußte; zumal da ich bey den letztern mich oft verſtieß, weil meine ganze Kenntniß von Afrika nur aus dem curiöſen Antiquarius entlehnt war, den ich während meines Soldatenſtandes, da ich leſen und Schreiben gelernt, einmal durchgeleſen hatte. Ich reinigte mich eines Tages, da mein Herr bey gutem Humor war, von aller Schwärze, und zeigte mich ihm in meiner natürlichen Geſtalt. Er erſtaunte, überhäufte mich mit Fragen, wurde, da ich ihm alles aufrichtig geſtand, höchſt aufgebracht, ſagte, die ganze Gegend würde, wenn dieſes bekannt werden ſollte, über ihn ſpotten. Er jug mich ſofort aus ſeinem Dienſte, und drohete, wenn ich mich in der Gegend würde ſehen laſſen, mich als einen liederlichen Zigeuner in die Veſtung bringen zu laſſen. Dies that einige Wochen darauf ein anderer Herr, bey dem ich wieder als Mohr in Dienſten getreten, und bey dem die andern Bedienten, meine Schlafkameraden, den Betrug entdeckten. Man glaubte, daß ich

mich

mich in dieſer veränderten Geſtalt, blos um zu ſtehlen, in Dienſte begeben. Ich wurde deswegen durch richterlichen Ausſpruch zum Veſtungsbau verdammt; entlief aber aus der Gefangenſchaft, und ſah nun kein ander Mittel, als zu meinen Gefährten in den Wäldern zurückzukehren, und die Lebensart meiner Jugend wieder anzufangen.

## Zehntes Kapitel.

### Verſuch zur Disciplinirung eingebohrner Wilden, und Erſcheinung einer Laterna Magica.

Jonathan wurde durch die Erzählung des alten Zigeuners gerührt; er ließ ſich weiter mit ihm ein, und fand ſo viel geſunden Menſchenverſtand, und ſo viel Einfalt des Herzens, daß er am folgenden Morgen ihn, nebſt noch verſchiedenen Zigeunern, die der Alte ihm vorſchlug, zurück behielt, um den Verſuch zu wagen, ob dies Volk nicht noch einiger Kultur fähig ſey. Jonathan ſah es ein, daß dieſe Leute nicht gleich zu ſchwerer Arbeit fähig wären; er gab ihnen alſo Hütten

ein, und einiges Gartenland, nebst Geſäme, lehrte ihnen den Krap zu bauen, und gab ihnen einige Anweiſung zur Bienenzucht. Der Alte, der die Aufſicht über ſie hatte, gab ihnen Unterricht im Korbflechten, und im Ausſchneiden von allerley hölzernem Hausgeräthe. Die Weiber erlernten allmählig ſpinnen und weben, und da ſie wenig Bedürfniſſe kannten, ſo waren dieſe kleine Arbeiten zu ihrem Unterhalte hinreichend. Jonathan machte in der Folge die, welche er für die beſten unter ihnen hielt, zu Schäfern und Hirten, und wenn er gleich von manchen unter ihnen betrogen wurde, ſo hatte er doch das Vergnügen aus einigen dieſer Wilden, die man doch durchgängig für krebsartige Glieder des Staats gehalten hatte, gute und brauchbare Menſchen zu bilden.

In dieſem Zeitpunkte hatte Jonathan eines Abends noch eine ſonderbare Erſcheinung. Es erſchien ein Kerl mit einer Laterna Magica, und Jonathan ließ ihn auf das Bitten ſeiner Kinder ins Zimmer kommen.

men. Es war eine Gestalt, fähig beym ersten Anblick Abscheu zu erregen, doch schien Jonathan den Mann irgendwo gesehen zu haben, und als er sprach, verrieth seine Stimme einen Mann, den auch meine Leser kennen. Es war Jaquin, der, nach dem Tode des Hauptmanns, noch mancherley Abentheuer hatte, wegen seiner Kenntniß der französischen Sprache eine Accisebedienung erhielt, die Kasse bestahl, in die Vestung kam, nach seiner Entlassung aus derselben sich verheirathete, ein Häuschen einrichtete, worin er Leuten beiderley Geschlechts, die sich an keinem andern Orte unter vier Augen sprechen konnten, Zusammenkünfte verschaffte. Er trieb die Sache ein wenig zu weit, wurde vor Gericht gezogen, und (ob ihn gleich ein Gönner seiner Frau, der ihm monatlich eine kleine Summe zur Unterstützung seiner Wirthschaft gab, die Madam Jaquin wöchentlich ein paarmal abholen mußte, auf das kräftigste unterstützte,) dennoch nebst dieser seiner Hälfte zum Zuchthause verurtheilt. Nachdem er seine Strafe ausgestanden, mach-

machte er einige Versuche, sich als Tanz- und Fechtmeister zu ernähren, woran ihn aber die Gicht hinderte; und da ihm auch das Pflugscharbein beschädigt wurde, konnte er als Sprachmeister keine Kundschaft erhalten; so griff er aus Verzweiflung zu seinem gegenwärtigen Erwerbe, wobey er noch in großen Städten als Kupler pfuschte, deshalb aus einigen derselben gejagt wurde, und jetzt auf dem platten Lande sein Fortkommen suchte.

# Viertes Buch.

— bene ſi quaeras; fortunae crimen in illo,
Non ſcelus inuenies: quod enim ſcelus errot habebat?

## Erſtes Kapitel.

### Häusliche Freuden und Leiden.

Jonathan lebte von jedem, der ihn kannte, von jedermann, der wahres Verdienſt zu ſchätzen wußte, geliebt und geehrt. Er wurde von vielen beneidet, aber der tiefgeſunkene Schurke ſchämte ſich doch zu ſagen, daß er ſein Feind ſey. Täglich fand er Gelegenheit mehr Gutes zu wirken, und erwarb ſich auch Freunde unter Männern, die durch Stand und Glücksumſtände weit über ihn erhaben waren. Hierunter war der Graf von Dornbach. Dieſer Mann, der ſich von der Gottheit über ſeine Unterthanen geſetzt zu ſeyn glaubte, um als Vater für ihren Wohlſtand und ihr Glück zu ſorgen, lud unſern Jonathan ſelbſt zu ſich ein, der, ſo wenig er ſich auch

zu

zu leuten drängte, die über seinen Stand erhoben waren, dennoch von der Einladung des Grafen gern Gebrauch machte, weil er auf dem Gute desselben glückliche Menschen antraf, und jede Gelegenheit benutzt fand, die Unterthanen nicht blos wohlhabend zu machen, sondern auch zu guten und redlichen Menschen zu bilden. Jonathan wohnte auch hier dem häuslichen Gottesdienste bey; aber wie sehr war dieser von den vorerwähnten Betstunden der gnädigen Tante verschieden. Innigst wurde er gerührt, hier noch eine Aehnlichkeit jener patriarchalischen Verfassung zu erblicken. Der Graf, der strenge auf das Symbol seiner Kirche hielt, begleitete seine Lehre durch That, war der Vater aller derjenigen, welche ihm die Vorsicht anvertraut hatte; und Jonathans Freude stieg auf einen hohen Grad, als der Sohn des Grafen sich mit der ältesten Tochter der Hauptmannin, die jede Tugend ihrer Mutter besaß, vermählte.

Jonathan erlebte auch viel häusliche Freuden. Lottchen, seine älteste Tochter, wurde eines der herrlichsten Geschöpfe ihres Geschlechts; jeder bewunderte die Schönheit ihrer

rer Bildung, aber Sanftmuth und Herzensgüte zeichnete sie noch ungleich vortheilhafter aus. Die vortrefflichsten natürlichen Gaben, gesunder Menschenverstand, ein richtiges Gefühl, und eine besondere Fertigkeit zur Erlernung einer jeden weiblichen Geschicklichkeit, machten sie ihrem Vater unendlich theuer. Sie tröstete ihn über den Tod seiner übrigen Kinder, wovon drey auf einmal an bösartigen Blattern hinstarben. Jonathan war ein zärtlicher Vater, der Verlust seiner Kinder ging ihm zu Herzen; aber als ein vernünftiger Mann, als ein Mann, der sein Christenthum nicht blos auswendig gelernt, sondern von der Vortrefflichkeit desselben überzeugt war, ertrug er diesen Verlust mit ruhiger Ergebung in den Willen der Vorsehung, die ihm ja noch eine geliebte Tochter zum Troste übrig ließ. Die Vorsehung setzte ihn bald noch einer härtern Prüfung aus; er verlor sein redliches, treues Weib, indem sie mich gebar.

Mein Vater litt viel, denn er hatte nicht der Befriedigung seines Geschlechtstriebes wegen, nicht um seiner Bequemlichkeit willen, nicht zur Verbesserung seiner Glücksumstände,

nein,

nein, er hatte ſich, ſo fabelhaft dieſes auch immerhin den mehrſten meiner Leſer ſcheinen mag, aus inniger, herzlicher Zuneigung mit meiner Mutter vermählt. Beide liebten ſich noch im funfzehnten Jahre ihrer Ehe; hegten wechſelſeitige Achtung für einander, und Jonathan fühlte den Verluſt meiner Mutter ſo ſchmerzlich, wie irgend ein redlicher Gatte nur den Verluſt eines Weibes fühlen kann, die ſein größtes Glück und ſein größter Schatz auf Erden iſt.

Die Entbindung war glücklich, nur eine freylich nicht unterrichtete, aber doch für die Sporteln gehörig examinirte und approbirte Hebamme veranlaßte durch eine Verwahrloſung ihr Ende. Sie ließ den Pfarrer Erich rufen, empfahl ihren Mann und Kinder der Freundſchaft des redlichen Geiſtlichen, ſprach mit Freuden von den Hoffnungen einer beſſern Ewigkeit, ließ ihren Mann und Kinder an das Bette kommen, und nahm den zärtlichſten rührendſten Abſchied. Jonathan, ſo ein kalter redlicher Mann er auch immerhin war, konnte ſeinen Unwillen nicht bergen: er verfluchte die Hebamme, die er als Mörderin ſeines lieben Weibes betrachtete. Meine

Mut-

Mutter bat ihn, sich zu beruhigen. „Darf ich,“ setzte sie hinzu, „dich noch um etwas bitten; so ist es, dem armen Weibe, die aus Unwissenheit die Ursache meines Todes ist, die Gelegenheit zu verschaffen, mehr Kenntnisse ihres Gewerbes zu erlangen, oder, wenn dieses nicht möglich ist, so schütze sie, wenn sie durch meinen Tod ihren bisherigen Ruf verliert, für Mangel und Elend.“ „Edles Weib!“ schrie Jonathan. „Vergebet, damit euch wieder vergeben werde,“ sagte meine Mutter, mit schwacher gebrochener Stimme, streckte ihre kalte Hand noch einmal nach meinem Vater aus, und verschied.

Mein Vater, meine Schwester, litten viel bey diesem ihnen ewig theuren Verluste. Der Trost des guten Pfarrer Erich, und des edelmüthigen Grafen besänftigten die ersten Aufwallungen des Schmerzes, und die Ueberzeugung von einer bessern Welt, von einem Lohn der Tugend, jenseits des Grabes, verwandelte ihn in stille Wehmuth. Mein Vater trat seinen Pacht einem andern ab, lebte in der Stille auf seinem Gütchen, und freute sich jeder Tugend, jeder Vollkommenheit, die sich immer mehr bey meiner lieben Schwester

entwickelte. Es war ein herrliches Geschöpf: noch schwebt mir ihr Bild, aus den frühern Jahren meiner Kindheit, lebhaft vor Augen. Sie hatte einen großen regelmäßigen Wuchs, und aus jedem Zuge sprach Heiterkeit der Seele. Wenn ein großer Künstler das Bild der Unschuld mit dem Bewußtseyn einiger Würde verbunden, und ein Ideal von weiblicher Schönheit hätte entwerfen wollen, er hätte nur sie zum Muster gebraucht. Sie besaß eine sanfte melodische Stimme, und mein Vater, ein großer Freund der Tonkunst, hatte ihr selbst Unterricht auf der Harfe ertheilt, worauf er noch von dem Feldprediger Born Unterweisung erhalten hatte. Freylich konnte meine Schwester keine italienische Opern-Arie aus der Kehle herauszwingen, keinen französischen muthwilligen Chanson trillern, ja ich zweifle, ob sie sich jemals dazu würde verstanden haben, manche der beliebtesten Arien aus unsern heutigen Operetten zu singen, so schalkhaft sie auch immerhin seyn mögen. Auch ihre Lektüre war so sehr eingeschränkt, daß sie jetzt sicher eine schlechte Figur machen würde. Die Belustigungen des Verstandes und Witzes, der englische Zuschauer,

der

der Tod Abels, Gellerts und Rabners Schriften, diese und einige andere wenige Werke war alles, was sie kannte. Noch schwebt oft ihr Bild vor meiner Seele, wenn sie durch: „Lobt den Herrn ihr Frühlingsdüfte;„ oder, „singt dem göttlichen Propheten,„ uns alle zur Andacht hinriß; und nie kann ich noch jenes Meisterstück der Tonkunst: „Ihr weichgeschaffnen Seelen,„ ohne die innigste Rührung anhören, so lebhaft ist ihr Andenken, aus den frühsten Jahren meiner Jugend; denn, ach! sie ist hin aus Vorurtheil, durch einen gleißnerischen Betrug, und mit ihr auch mein redlicher Vater ermordet.

## Zweytes Kapitel.

Eine nicht zu verachtende Eroberung ohne Coquetterie gemacht.

Der Graf von Dornbach war, wie gesagt, der Freund meines Vaters. Der edle Mann schätzte auch meine Schwester, und lud beide oft zu sich ein. Er wurde von beiden innigst verehrt, und da sie noch, ein paar Jahre nach dem Tode meiner Mutter, auch den redlichen Pfarrer Erich durch den Tod verloren, so

wurde Graf Dornbach für sie der erste Mann auf Erden. Sie lernten in seinem Hause den Lieutenant Grafen von Straußberg kennen, einen herrlichen jungen Mann, mit einem edeln Anstande. Offen und feurig, voll Witz und Munterkeit, und mit einem Herzen, das bey jeder Gelegenheit die vorzüglichsten Eigenschaften verrieth. So einen Mann hatte Lottchen noch nie gesehen; sie erröthete, wenn ihr Blick von ohngefähr auf ihn fiel, und wußte nicht, wie sie sich eine Empfindung erklären sollte, von der die liebe Unschuldige bis diesen Augenblick keinen Begriff gehabt hatte. Ich muß euch beide Tonkünstler, sagte der Graf, (indem er Straußberg zu meiner Schwester führte,) näher mit einander bekannt machen. Er sagte Beiden einige Lobsprüche wegen ihrer musikalischen Kenntnisse; Lottchen mußte ihre Harfe holen lassen, und Straußberg ihre Stimme mit seiner Flöte begleiten. Ihr Spiel war sanft und voll Ausdruck, alle Anwesenden wurden befriedigt, nur mein Vater wurde, wie er nachher oft erzählte, äußerst schwermüthig; ob eine dunkle Idee die Veranlassung hiezu war, weiß ich nicht zu bestimmen.

Der

Der Graf, dem dies kleine Concert viel Vergnügen machte, lud meinen Vater nach einigen Tagen zur Wiederholung ein, der, so sehr er sich weigerte, dennoch mit meiner Schwester erscheinen mußte. Es waren gerade ein paar junge Herren aus der Nachbarschaft zugegen, die sich über die freundschaftliche Art, womit der Graf meinen Vater, den bürgerlichen Jonathan Eiche, behandelte, lustig zu machen schienen. Der edle Graf bemerkte es kaum, als er meinen Vater bey der Hand nahm, und ihn zu den jungen Herren führte. Ich habe, sagte er, die Ehre, Ihnen hier meinen Freund, Herrn Eiche, vorzustellen, einen pünktlich rechtschaffenen Mann, der deshalb jeder Gesellschaft, die er seiner Gegenwart werth hält, Ehre macht. Die beiden jungen Herren verbeugten sich tief, und freuten sich stotternd, die Ehre seiner Bekanntschaft zu machen. Graf von Straußberg hatte bisher wahrscheinlich mehr meine Schwester als meinen Vater betrachtet. Die auszeichnende Aufmerksamkeit des Grafen veranlaßte ihn indessen, sich auch bey ihm nach meinem Vater zu erkundigen. Dieser erzählte ihm sogleich einige der edlen von ihm verübten Züge, und

Straußberg ließ sich jetzt näher mit meinem Vater ein. Zwey gleichgestimmte gute edle Seelen bedürfen keiner langen Zeit, um mit einander vertraut zu werden. Auch hier gewannen beide einander lieb, um so mehr, da der Graf bey demselben Regimente stand, wo ehemals der Herr Hauptmann gewesen, und ihm von allen seinen alten Bekannten Nachricht zu geben wußte. Bär war im siebenjährigen Kriege erschossen worden, eine Todesart, welche sich der Alte oft selbst gewünscht hatte, und Hänschen, der Sohn des entlaufenen Schwarz, war jetzt als Wachtmeister vom ganzen Regimente geliebt und geschätzt.

Mein Vater gewann den Grafen von Straußberg so lieb, daß er, der sonst keinen Besuch eines jungen Menschen annahm, ihn selbst zu sich einlud. Noch dunkel erinnere ich mich des herrlichen Mannes, wie er so ganz mit mir Kind wurde, und sich zu jedem mit einer Herzlichkeit nahete, die ihm allgemeine Liebe erwarb. Oft unterhielt er sich auch mit meiner Schwester; ihr natürlicher Verstand, die Herzensgüte des vortrefflichen Mädchens, vollendete jenen Eindruck, den ihre Bildung gemacht hatte. Auch Lottchen wurde der

Mann

Mann immer theurer, kein Wunder, da er einer der erſten ſeines Geſchlechts war. Mein Vater ſchien beſorgt zu werden; er ſuchte die öftern Beſuche des Grafen zu hindern; und Graf Dornbach, dem er ſeine Beſorgniß entdeckte, war ihm hiezu behülflich. In Begleitung des letztern erſchien endlich Graf Strauß-berg, um Abſchied zu nehmen; er umarmte meinen Vater wie einen alten geliebten Freund, näherte ſich meiner Schweſter mit einer Schüchternheit, die bey dem feurigen Mann um ſo mehr befremdete. Beide wußten keine Worte zu finden, der gute liebe Graf Dornbach, der ihre Verlegenheit merkte, zwang ſich zu einigen Scherzen. So lenkte er ſie beide in den Ton kalter Höflichkeit ein, nur konnte meine Schweſter ein paar Thränen nicht verbergen, und der Blick des Grafen verrieth, daß er ſie bemerkte.

## Drittes Kapitel.

### Zwey ſehr verſchiedene Heirathsanträge.

Es vergingen einige Tage, und mein Vater glaubte jetzt meiner Schweſter an eine Sache denken zu müſſen, die er längſt im Sinne ge-

habt hatte. Liebes Kind! sagte er eines Abends, da beide vertraut bey einander saßen, ich werde alt, und du bist groß geworden. Ich habe noch einen Wunsch auf Erden, dich bald versorgt zu sehen. Es ist Bestimmung des Weibes, ihr Glück in Erfüllung der Pflichten als Gattin und Mutter zu finden, und ich habe nur noch diesen Wunsch, dich bald in den Armen eines würdigen Mannes zu sehen. O mein Vater! — sagte Lotte, drückte erröthend seine Hand an ihr Herz, und die Thränen stiegen ihr ins Auge. Du kennst, fuhr mein Vater fort, den guten Heinrich, ihr seyd zusammen erwachsen, er steht jetzt im Begriff, sich zu Tilse als Kaufmann niederzulassen. Giebt Gott seinem Handel Gedeihen, so wünscht er dich zum Weibe, und ich würde mich freuen, wenn du nichts dagegen hättest. Keine Trennung von Ihnen, mein Vater! sagte Lotte. Hast du etwas gegen Heinrich? frug mein Vater. Ich liebe ihn wie meinen Bruder, sagte Lotte; aber lassen Sie mich, bester Vater! Ihre Pflegerin im Alter seyn. — Dieser Wunsch kann mit dem meinigen vereinigt werden, fiel mein Vater ein, noch bin ich stark und gesund, wenn aber

mein Benjamin erwachsen ist, so übergeb ich ihm das Gut und ziehe zu dir, um meine letzten Tage mit dir zu verleben. Ueberdenke diese Sache, wir wollen bey bequemer Zeit weiter davon sprechen. Meine Leser werden sich dieses Heinrichs erinnern. Es war der Sohn des Commercienraths Schneider, aus dessen Nachlaß mein Vater das Gut gekauft hatte. Pfarrer Erich, der meinem Vater den Vorschuß dazu gegeben, hatte es ihm dabey zur Pflicht gemacht, den nachgelassenen Sohn des Commercienraths zu erziehen. Dieses war unser gute Heinrich. Er wurde von meinen Eltern wie ihr Sohn geliebt und behandelt. Gott gab zu ihrer Erziehung das Gedeihen, es wurde aus ihm ein rechtschaffener Mann, er widmete sich, da er erwachsen war, der Handlung, und wie dankbar er gegen meinen Vater dachte, wie er mich, da ich von Armuth und Elend verfolgt wurde, mit Wohlthaten überhäufte, werden meine Leser in der Folge erfahren.

Es vergingen einige Wochen, als mein Vater einen Brief des Grafen von Straußberg erhielt, den ich hier meinen Lesern mittheile.

„Betrachten Sie, theuerſter Freund! „dieſen Brief nicht als die Folge einer jugend„lichen Aufwallung, es iſt das Reſultat einer „kalten Ueberlegung. Nie werde ich den „Schritt zurück thun, den ich hier wohlge„prüft unternehme, ſondern vielmehr alles „Mögliche zur Durchſetzung deſſelben aufbie„ten. Verzeihen Sie mir dieſe Erklärung, „die ich deshalb herſetze, um durch dieſelbe „alle Ausflüchte und Bedenklichkeiten aus „dem Wege zu räumen.

„Die Bildung, die ich von meinem red„lichen Vater erhielt, lehrte mich wilde Na„turtriebe bezähmen, und einige Weiber, die „ich von einer nachtheiligen Seite kennen lern„te, erzeugten bey mir eine Geringſchätzung „ihres Geſchlechts, und dieſes ſind vielleicht „die Gründe, weshalb ich bis in mein fünf „und zwanzigſtes Jahr von Liebe keinen Be„griff hatte. Vor meiner Seele ſchwebt in„des ein Ideal von weiblicher Schönheit, „und ich glaubte der Mann könnte glücklich „ſeyn, der ein Weib wie Miltons Eva, oder „Klopſtocks Cidli, zur Gefährtin ſeines Le„bens erhalte; immer aber zweifelte ich, ein „Geſchöpf dieſer Art auf Erden anzutreffen.

„Durch

„Durch ein Ungefähr lernte ich Ihre Tochter
„kennen, und wurde durch das Regelmäßige
„ihrer Bildung, durch das Ausdrucksvolle
„ihrer Züge überrascht. Als Freund gestehe
„ich Ihnen, daß es anfänglich blos Ueberra-
„schung war, die vielleicht schnell vorüberge-
„gangen wäre, wenn ich nicht mit jedem Au-
„genblick die vortrefflichsten Eigenschaften ent-
„deckt hätte. Jene erhabene Einfalt, jene
„Würde der Unschuld, die ich so oft vergeb-
„lich gesucht hatte, gründliche Beurtheilungs-
„kraft ohne Stolz, Witz ohne Bitterkeit,
„frohe Unschuld und immer gute Laune, wä-
„ren hinreichend gewesen, mich an Ihre
„Tochter zu fesseln, wenn sie auch nicht den
„geringsten körperlichen Reiz gehabt hätte.
„Meine Leidenschaft wuchs, jemehr ich die
„Vorzüge des liebenswürdigen Mädchens
„kennen lernte; aber noch immer setzte sich
„das Vorurtheil des Standes meinen Wün-
„schen entgegen. Ungleich war der Kampf
„zwischen Liebe und Vorurtheil; die erste sieg-
„te, da ich (weshalb sollte ichs heuchlerisch
„verhehlen,) allmählig bemerkte, daß auch
„ich dem lieben Mädchen nicht ganz gleichgül-
„tig sey. Ich kehrte indes mit dem Entschlusse

„aus

„aus Preußen zurück, dieſe meine erſte Liebe,
„wenn es möglich ſey, zu unterdrücken. Ich
„wähnte, daß Abweſenheit und Zerſtreuung
„mir hiebey zu ſtatten kommen würden; aber
„vergeblich — meine Leidenſchaft wuchs mit
„jedem Tage; Lotte iſt mein einziger Gedanke;
„mein einziger Wunſch — ihr Beſitz. Stolz
„werde ich darauf ſeyn, meinen Nachkommen
„eine ſolche Mutter zu geben, und kein Hin-
„derniß iſt ſo groß, das ich nicht um ihrent-
„willen überwinden werde. Flehentlich bitte
„ich Sie, theurer, verehrungswürdiger
„Mann! mir keine Einwendungen zu ma-
„chen; es iſt keine, an die ich nicht ſchon
„ſelbſt gedacht, und die ich nicht nach genauer
„Prüfung als unwichtig verworfen hätte.
„Durch die Entſagung eines Vorurtheils,
„dem blos menſchliche Eitelkeit, nicht die
„Natur, einen Werth gab, erhalte ich ein
„edles geliebtes Weib, erlange durch ſie das
„Glück meines Lebens, und für meine Nach-
„kommenſchaft eine tugendhafte geſunde Mut-
„ter. Legen Sie beides auf die Wage, und
„ſicher geſchiehet der Ausſchlag zu meinem
„Vortheile. Deshalb rechne ich auf ihre
„Einwilligung und Ihren väterlichen Segen.

„Er

„Er verwandle ſich in Fluch, wenn ich jemals „nur einen Augenblick die Pflicht des zärt„lichſten geliebteſten Gatten verſäume, und „mit jener Liebe, jener Achtung, die Ih„nen meine Freundſchaft erwarb, werde ich „ſtolz darauf ſeyn, Sie meinen Vater zu „nennen.„

## Viertes Kapitel.

### Schreckliche Gefahr einer Mesalliance.

Durch einen ähnlichen Brief wurde der Graf Dornbach erſucht, Straußbergs Antrag bey meinem Vater zu unterſtützen. Dieſer eilte ſogleich mit dem erhaltenen Briefe zu dem Grafen. Ich kann, ſagte dieſer, den Schritt des guten Straußberg nicht ganz billigen, aber eben ſo wenig auch verwerfen. Wenn ich mich ſelbſt in die Jahre des Jünglings zurückdenke, und ein Mädchen, wie ihre Tochter, fände; ſo würde ich ſchwerlich anders handeln. Oft habe ich über das Vorurtheil des Standes nachgedacht; ich will es einräumen, und die Geſchichte liefert uns Beyſpiele, daß ſich die Tugenden und Vorzüge der Väter durch Erziehung, Lehre und Beyſpiel auf ihre

Kin-

Kinder fortpflanzen. Ich bin überzeugt, daß es für den Vater keine größere Belohnung giebt, als seine Kinder geehrt und glücklich zu wissen, deshalb bin ich auch für den Geschlechtsadel, und weit entfernt es zu misbilligen, wenn ein tugendhafter, edler, verdienstvoller Mann für sich und seine Nachkommen in eine höhere Volksklasse erhoben wird, seine Kinder werden bey guter Erziehung ihm ähnlich werden, und das Beyspiel ihrer Anherren wird sie zur Nacheiferung reizen. So, Freund! denke ich in Ansehung des Adels; aber ich sehe nicht ein, weshalb man ihn auch dem weiblichen Geschlechte mittheilt. Unschuld, Tugend und Herzensgüte sind wie Schönheit und Verstand, die doch nur allein ein Weib adlen, oder zur Edelsten ihres Geschlechts machen. Diese Vorzüge sind an keinen Stand gebunden. Das Weib kann sich nicht als Held, nicht als Gesetzgeber auszeichnen, folglich nicht die Verdienste um den Staat erhalten, die den Mann adlen; weshalb wird es also dem edlen Manne verweigert, oder wenigstens unter seiner Würde gehalten, wenn er weibliche Verdienste und Tugenden zu belohnen sucht, die, welche sie

besitzt, in seinen Stand erhebt, sich hiedurch eine gute Gattin, seinen Kindern eine gute Mutter erwirbt, und hiedurch dem Staate eine edle Nachkommenschaft verbürgt?

So dachte Graf Dornbach, dieser edle vortreffliche Mann, und war es also meinem Vater zu verargen, wenn er Straußbergs Antrag nicht ganz verwarf? Freylich gab er ihm nicht gleich seine Einwilligung, gestand die Leidenschaft seiner Tochter für ihn nicht ein, sondern setzte ihm blos alle Hindernisse auseinander, und bat ihn, das Glück seines Lebens nicht einer Leidenschaft aufzuopfern, der vielleicht über kurz oder lang die Reue nachfolgen könnte.

Es vergingen aufs neue einige Wochen, ohne daß Graf Straußberg schrieb, und mein Vater, der den Antrag meiner Schwester verheimlicht hatte, hoffte bereits, daß alles vorüber sey. Graf Dornbach schüttelte bedenklich den Kopf. Ich kenne, sagte er, meinen jungen Freund, er kennt seine eigene Festigkeit, und deshalb ist er langsam in seinen Entschlüssen und prüft genau; hat er aber auch einmal einen Entschluß gefaßt, denn ist er fest und unerschütterlich. Beide, der Graf

und mein Vater, waren voll Erwartung. letzterer saß an einem schönen Sommerabend mit mir und meiner Schwester unter der groſſen Linde, am Eingange unſeres Dörfchens, als eine Poſtſchaiſe herbey rollte; dieſe Erſcheinung war uns neu, mein Vater ſtand auf, und ſein Herz ſchlug von ängſtlicher Erwartung, die ihn auch nicht betrog. Graf Straußberg, in bürgerlicher Kleidung, ſprang aus dem Wagen, und ſtürzte in ſeine Arme. Mein Vater und mein Freund! Ich habe dem Kriegsdienſte entſagt, habe zum Theil die Einwilligung meiner Mutter, und nun, er drückte Lotten an ſeine Bruſt, ſoll mir nichts den Beſitz dieſes Engels entreißen. Lotte wurde bleich und beynahe ohnmächtig, und dieſes milderte das Ungeſtüme des Grafen. Nach einigen abgebrochnen Geſprächen kam es zur Erklärung. Der Graf wies meinem Vater einen Brief ſeiner Mutter, worin dieſe die Einwilligung zur Heirath mit meiner Schweſter, freylich mit einigem Widerwillen, aber doch endlich unter der Bedingung gab, daß ihr Sohn ein Jahr bey ihr auf den Gütern zubringen ſollte, und erſt nach Verlauf deſſelben, wenn ſeine Leidenſchaft noch ſo ſtark

wie gegenwärtig wäre, seine Hochzeit feyern sollte. Zweifeln Sie, sagte der Graf, daß ich dieses Probejahr überstehen werde? (indem er meinem Vater und meiner Schwester steif ins Auge blickte.) Nein, sagte mein Vater mit entschlossener Stimme. O nein, fügte Lotte hinzu, und drückte zärtlich die Hand ihres Geliebten. Ich habe also, frug dieser, auch Ihre Einwilligung, lieber Vater? Die Thränen standen diesem im Auge, Gott gebe euch, sagte er, seinen Segen, und so viel Glück, daß ihr nie diesen Schritt bereuen möget. Alle Theilnehmende waren so gerührt, und ihre Empfindungen so stark, daß sie diesen Abend über nicht viel zu Worten kamen.

## Fünftes Kapitel.

Der Glanz der Familie wird unbefleckt erhalten.

Der Graf blieb vierzehn Tage im Lande, die er theils bey uns, theils im Hause des Grafen von Dornbach zubrachte, wo wir alsdenn auch gegenwärtig waren. Nach Verlauf dieser Zeit eilte er zu seiner Mutter. Der Abschied war so zärtlich, wie man es von einem solchen Paare erwarten konnte, und mein

Vater gab es zu, daß beide, bis zur Vollziehung der Heirath, einen Briefwechsel mit einander führen konnten. Durch diesen wurde ihre Liebe angeflammt, das Jahr verstrich, und schon bestimmte der Graf den Tag seiner Ankunft, schon ordnete Lotte ihren Hochzeitsschmuck, und wartete mit zärtlicher Sorgfalt die Blumen zum Strauße, als der erwünschte Tag, und mit ihm ihr Geliebter erschien. Er kam mit einigem Pomp, um meine Schwester standesmäßig abzuholen, und hatte auch den ehemaligen Kammerdiener seines Vaters in seinem Gefolge; der aber schon ein paar Stunden früher als sein Herr ankam, die Ankunft desselben meldete, und einen Brief der alten Gräfin überreichte. Er ersuchte meinen Vater den Brief allein zu lesen, und alsdenn die Einlage an Mademoiselle einzuhändigen.

Dieser Brief zerstörte unser Glück; er war mit teuflischer List gerade so eingerichtet, die schwache Seite meines Vaters zu verwunden. Die Gräfin sagte meinem Vater, sie habe ihn, durch den Ruf, als einen der edelsten vortrefflichsten Männer kennen gelernt, und deshalb gezweifelt, daß er die Einwilli-

gung

gung zur Heirath ſeiner Tochter geben werde. Sie habe ihrem Sohne die ihrige ertheilt, weil ſie gehofft, daß dieſe flüchtige Leidenſchaft in einem Jahre vorüber gehen würde, in der That aber könne ſie, ohne aller mütterlichen Liebe zu entſagen, nie in dieſe Heirath willigen. Sie traue meinem Vater Edelmuth genug zu, um eine Handlung zu begehen, deren freylich eine gemeine Seele unfähig ſey, ſie hoffte, daß mein Vater ſelbſt den Grafen zurückweiſen und die Heirath hintertreiben werde. Der Brief an meine Schweſter war im nemlichen Ton: voll Lobſprüche ihrer Schönheit und Tugend, voll Vertrauen auf ihr edles Herz, wurde auch ſie aufgefordert, einen Beweis der uneigennützigſten großmüthigſten Liebe zu geben, und den Grafen, um ſein ganzes zeitliches Glück nicht zu zerſtören, gleich bey ſeiner Ankunft die Erklärung zu thun, daß aus ihrer Heirath nichts werden könne.

Mein Vater, der arme gutherzige, offene, redliche Mann, der hier die Argliſt nicht durchſchaute, der ſo gerne alles thun wollte, was edel, groß und gut war: der die alte Gräfin für eine der erhabenſten Seelen hielt, wollte ihrem Zutrauen genug thun; er fiel

also in die Schlinge der Arglistigen. Meine unglückliche Schwester wurde durch seine Bitten überrascht und betäubt: auch die Edelmuth ihrer erhabenen sanften Seele grenzte an Schwärmerey, sie liebte ihren Straußberg so innig, wurde jetzt aufgefordert, den größten Beweis der edelsten uneigennützigsten Liebe zu geben, ihn mit Entsagung ihrer Liebe, ihres größten Glücks selbst glücklich zu machen. Wer kann der armen Unglücklichen sein Mitleid, seine Thränen verweigern? da sie endlich nach einem fürchterlichen Kampfe nachgab.

Der Wagen des Grafen rasselte herbey, langsam und bleich ging ihm mein Vater entgegen. Der Graf las in seinen Blicken die Vorboten seines Unglücks, wo, rief er ängstlich, wo ist meine Lotte? Mein Vater öffnete die Thür, und noch überfällt mich ein kalter Schauder, wenn ich an diese Scene zurück denke: Ihrem hervorgequollenem Auge mangelten Thränen, das im Herzen zusammengepreßte Blut suchte jede der hervorgequollnen Adern zu sprengen, ihre Wangen glühten fieberhaft, und der Mund war krampfhaft auf die eine Seite gezerrt. Der

Graf

Graf hatte seine Arme ausgebreitet um sie zu umfassen, und blieb todtenbleich in dieser Stellung stehen. Herr Graf! sagte Lotte: nie kann ich die Ihrige werden, mein Entschluß ist fest. Lotte! Lotte! schrie der Graf, und drückte sie in seine Arme, um Gottes willen erwache. Sein Blick wurde wild, er entriß sich ihr mit Ungestüm. O Schlange! rief er! tödte mich. Das arme Mädchen war zu sehr erschüttert; sie sank ohnmächtig nieder, wurde aus dem Zimmer gebracht, und erholte sich, um in eine neue Ohnmacht zu sinken. Der Graf hatte sich auf das Sopha hingeworfen, das Gesicht gegen das Küssen gedrückt, und sprach kein Wort. Mein Vater, bleich wie eine Leiche, schwankte umher, stand bald beym Bette seiner Tochter, bald beym Grafen, sprach kein Wort, aber seine Züge verriethen die Pein seiner Seele. Freylich hatte er sich diese Leiden zum Theil selbst veranlaßt, aber seine Absicht war edel und gut. Gott! erbarmender Gott! vergieb ihm, er hat schrecklich gebüßt.

So vergingen einige Stunden, als ein benachbarter Arzt erschien. Meine Schwester phantasirte im heftigsten Fieber, und der

Graf war in einem Zustande, der nicht weit von dem ihrigen entfernt war. Bey letzterem siegte die Stärke der Natur; aber am siebenten Tage war meine Schwester nicht mehr am Leben. Mein armer Vater betrachtete sich als den Mörder seines Kindes, er hatte noch nie die Vorwürfe des Gewissens gefühlt, und deshalb war ihm sein Zustand unerträglich. Graf Dornbach gab auch hier wieder die Beweise des edelsten Herzens, er besorgte das Begräbniß meiner unglücklichen Schwester, er eröffnete dem unglücklichen Grafen die ganze Geschichte, und versöhnte ihn mit meinem unglücklichen Vater, der hiedurch noch den letzten Trost auf Erden genoß.

## Sechstes Kapitel.

### Noch ein Opfer des Vorurtheils.

Zu schwer wird es meinem Herzen, den Begräbnißtag meiner Schwester zu schildern. Gleich nach demselben verließ Graf Straußberg das Land, er begab sich nicht auf seine Güter, sondern nahm seinen Aufenthalt zu Potsdam, diesem freylich großen, aber stillen und wenig bevölkerten Ort. Hier lebte er im abge-

abgelegenſten Theile der Stadt, von allen Menſchen entfernt. Ein Gemählde meiner entſeelten Schweſter war ſeine liebſte Geſellſchaft, ſein unaufhörlicher Schmerz raubte ihm alle Kräfte der Jugend, und ein ſchleichendes langſames Fieber, wogegen er keine Hülfe ſuchte, näherte ihn bald dem Grabe. Seine Mutter, die immer von dieſem Schmerz, ſo wie von ſeiner Leidenſchaft, gehofft hatte, daß es ſchon mit der Zeit vorübergehen würde, hörte jetzt die Nachricht von der Annäherung ſeines Todes. Sie eilte zu ihm. Der vor kurzem noch blühende Jüngling lag abgezehrt mit eingefallenen Augen, als ſeine Mutter zu ihm ins Zimmer trat. Er ſah ſie ſteif an, drehete dann plötzlich das Geſicht auf die andere Seite, und machte ihr mit der Hand ein Zeichen, ſich zu entfernen. Sie nahm einen Stuhl und ſetzte ſich neben ſeinem Bette. Wie geht es dir, lieber? frug ſie mit ſanfter Stimme; ſchlecht, ſagte der Graf, ſchlecht, und das durch Ihre Schuld. O mein Sohn! ich hatte die zärtlichſte Sorgfalt für dein Glück. Glück! ſchrie der Graf, ha Mörderin, gieb ihr das Leben wieder (und wies auf Lottens Bild). Er wurde wüthend, Mutter! ſchrie er, um

Gottes willen Mutter! ich mag Ihnen nicht fluchen, hören Sie, der Sohn, den seine Mutter ermordet, er will ihr nicht fluchen; entfernen, entfernen Sie sich.

Dieser Auftritt erschütterte die Gräfin, die in der That mehr Mitleid als Haß verdiente. Ihr Bruder, ein eiteler von Vorurtheilen verblendeter Mann, hatte den ganzen Plan ersonnen, und sie blos in die Ausführung desselben gewilligt. Er hatte während des Jahres, in welchem der Graf sich bey seiner Mutter aufhielt, die Lustbarkeiten ersonnen, wodurch er den Grafen zerstreuen, und Lottens Andenken bey ihm schwächen wollte; er hatte alle Schönheiten der Gegend versammlet, um die Leidenschaft seines Neffen für eine derselben rege zu machen; ja er hatte sogar (kein Teufel hätte sich dieser Erfindung geschämt,) ausgelernte Buhlerinnen aufgeboten, den Sohn seiner Schwester mit der Wollust bekannt zu machen, weil er ihn durch den Genuß der Ausschweifungen, gegen reine unschuldsvolle Liebe, unempfindlich zu machen hoffte. So weit ging die Macht des Vorurtheils, daß er lieber den Sohn seiner Schwester in den entehrenden Umarmungen einer niederträchtigen verächtlichen

chen Buhlerin, als in den Armen eines treuen tugendhaften Weibes wissen wollte, an welcher er doch selbst nichts weiter auszusetzen hatte, als daß sie eine Bürgerliche war. Der Graf, tugendhaft durch Grundsätze und Erziehung, verachtete die Lockungen der Wollust, und deshalb hatte der gnädige Onkel jenen feinen Plan ersonnen, der die Quelle so vieles Jammers wurde. Die Gräfin, durch den Besuch bey ihrem Sohne äußerst gerührt, erzählte dieses einem verdienstvollen Geistlichen, dem sie es übertrug, eine Aussöhnung mit ihrem Sohne zu vermitteln. Der ehrwürdige Mann übernahm dieses Amt, aber der letzte Auftritt hatte den Grafen so angegriffen, daß er ihn nicht mehr für stark genug hielt, noch einen solchen Auftritt zu ertragen. Die Aerzte, welche man jetzt herbeyrief, zuckten die Achseln, sie erklärten, die Natur sey zu schwach, um die Wirkungen der Arzeneymittel zu unterstützen. Der Graf lag in einem beständigen Schlummer, aus dem er zuweilen ängstlich auffuhr, es war eine Art von Betäubung, nur ein thierisches Leben, worin er seiner Sinne nicht mehr mächtig war. Er blieb in diesem Zustande einige Tage, bekam eine

heftige Verzuckung und starb. Die Mutter wollte verzweifeln, sie warf sich auf den entseelten Leichnam, klagte sich selbst als die Mörderin ihres Sohnes an, schrie laut, sie habe ihn ihrem Stolze aufgeopfert; aber jetzt war diese Reue zu spät. Hin war der edle junge Mann, der vielleicht noch tausend gute Handlungen verübt, manche Thräne des Elends getrocknet, und der Welt eine edle, tugendhafte Nachkommenschaft geschenkt haben würde. Sein Vermögen fiel an entfernte Lehnsvettern, und seiner Mutter blieb von ihrem ehemaligen Glanze nichts, als ein mäßiger Wittwengehalt.

## Siebentes Kapitel.

### Neue Scene des Jammers.

Mein armer Vater, unaufhörlich von den Vorwürfen seines Gewissens gemartert, fand nirgends Ruhe; und bald noch größern Grund sich selbst zu peinigen. Ein Wetterstrahl zündete die vollen Scheunen, und das ganze Dorf verbrannte. Mein Vater wurde von seiner Schwermuth dahin verleitet, dies als einen Beweis vom Zorne des Himmels,

und

und als die Strafe seiner Vergehungen zu betrachten. Wäre damals Pfarrer Erich noch am Leben gewesen, er würde meinen Vater beruhigt haben; aber seine Stelle war mit einem galanten jungen Herrn besetzt worden, der am Christenthume so lange aufgeklärt und so lange gemodelt hatte, bis er endlich auf den herrlichen Einfall gekommen war, daß alle unsere Handlungen eine Folge der Erziehung und der Nebenumstände, folglich so nothwendig wären, daß jeder, wenn es die Umstände so mit sich brächten, ein Schurke und ein Böswicht seyn müßte, und die Gottheit folglich weder das Gute belohnen, noch das Böse bestrafen könne. Dieser moderne aufgeklärte Mann riß durch Lehre und Beyspiel nieder, was Pfarrer Erich gebaut hatte. Er redete meinem Vater viel von seiner Nothwendigkeit vor, der aber bey seinem Christenthume zu alt geworden war, um an diesen Trostgründen Geschmack zu finden. Mehr wirkte die Edelmuth des Grafen von Dornbach, der auch den Verlust meines Vaters auf alle Weise zu ersetzen strebte; aber der unglückliche Mann war einmal zu tief gebeugt, um sich wieder emporzuheben. Er ver-

vernachläſſigte ſeine Wirthſchaft, floh die Menſchen, und war am glücklichſten, wenn er an irgend einem abgelegenen Orte ſich ſeinem Schmerze überlaſſen, oder durch Thränen ſein Herz erleichtern konnte. So vergingen einige Jahre, in denen ich erwuchs, und das Vermögen meines Vaters außerordentlich abnahm. Gott erhörte endlich ſein Gebet und nahm ihn von dieſer Welt, wo er manchen glücklichen Augenblick gehabt, aber auch ſicher den Kelch des Jammers bis auf die Neige geleert hatte.

Ich blieb verwaiſt zurück, und ein Rechtsgelehrter wurde mein Vormund. Er beſtimmte mich auch zum Rechtsgelehrten, und gab mich in eine Erziehungsanſtalt, wo ich einiges Gute, aber auch viel Böſes kennen lernte. Endlich ſtand ich im Begriffe aus derſelben auf die Akademie entlaſſen zu werden, als mein Vormund ſtarb. Bey ſeinem Tode mittelte es ſich aus, daß er die ihm anvertrauten Gelder durchgebracht, und ich auch um mein Vermögen gekommen war. Das Gut meines Vaters wurde ſubhaſtirt, ich hatte nicht, wo ich mein Haupt hinlegen konnte, und wußte nicht, wovon ich in der Zukunft

mein

mein Brodt eſſen ſollte. Flehentlich bat ich Gott, meinem unglücklichen Leben ein Ende zu machen; als der Graf von Dornbach und mein lieber Heinrich mir ihre Unterſtützung zugleich anboten. Ich liebte letztern als meinen Bruder, erlernte bey ihm die Handlung, und wurde nach einigen Jahren ſein Kompagnon. Durch unſere Arbeit erwarben wir uns Wohlſtand, und mehr als zu unſerm täglichen Brodte nothwendig iſt, aber die Freuden der Welt ſind für uns beide dahin!

## Achtes Kapitel.

### Todtenfeier und ein Grabmahl, wozu den Erben kein Fond im Teſtamente angewieſen wurde.

Oft, wenn ich und mein Freund unſer verfloſſenes Leben, die Schickſale unſers Vaters überdachten, fühlten wir uns bewegt, aber auch getröſtet; oft war daher dieſer Gegenſtand auch unſer Geſpräch. Wir bemerkten, daß einige Gute und Edele, denen wir Bruchſtücke davon erzählten, Empfindungen äußerten, die mit den unſrigen übereinſtimmten, deshalb entwarfen wir gemeinſchaftlich dieſen

Lebens-

Lebenslauf meines Vaters, und schon oft hegte ich die Absicht, diese Blätter zu veröffentlichen. Ein Besuch, den ich vor wenig Wochen bey dem Grabe meines Vaters abstattete, brachte diesen Entschluß zur Reife.

Der junge Graf von Dornbach (denn der Freund meines seligen Vaters erndtet schon den Lohn seiner Tugenden in einer bessern Welt,) hatte mich oft zu sich eingeladen. Ich und mein lieber Heinrich beschlossen jetzt, von der Einladung Gebrauch zu machen. Wir wallfahrteten hier zu dem Kirchhofe, wo alle die Meinigen lagen, der Graf, seine Gemahlin und Kinder, und alle Bekannte meines Vaters, alle Einwohner seines ehemaligen Gutes begleiteten uns dahin. Wir errichteten auf dem Grabe meiner Vorfahren einen Leichenstein, es war ein dreyeckigter, oben zugespitzter Stein, einfach und ungekünstelt, wie ihr Leben und Wandel, oben mit einer Urne und einem Todtenkopfe verzieret; neben der Urne stand ein Kreuz, das Symbol der Religion, die ihnen Trost im Leiden beschert hatte; auf der einen Seite des Dreyecks stand: „Hier liegen die Gebeine einiger tugendhaften und edler Menschen;

schen; sie liebten Gott und ihren Nächsten, hatten keinen Feind, und die Thränen jedes Redlichen begleiteten sie in die Gruft, denn die Erfüllung ihrer Pflicht war ihnen Freude und ihr Trost im Todeskampf.„ Auf der andern Seite standen die Namen meines Großvaters, meiner Großmutter, meines Vaters, seiner Geschwister; meiner Mutter und Schwester, des Pfarrer Erichs und aller Seinigen. Und auf der dritten Seite des Steines stand jene Stelle aus einem unserer Dichter:

Ach wie schnell ist sie verschwunden,
Unsre Lebenszeit,
Und die letzte meiner Stunden
Kömmt vielleicht schon heut:
Drum laßt Gottes Weg' uns wandeln,
Laßt uns fromm und redlich handeln,
Bis wir, wenn der Vater ruft,
Fröhlich sinken in die Gruft.

Während der Aufrichtung des Steines wurde das Lied, das der fromme Simon Dach auf den Tod seines Freundes Robertin machte, nemlich: „Ich bin ja, Herr! in deiner Macht,„ mit allgemeiner Rührung abgesun-

ſungen, und bey unſerer Zurückkunft hielt der liebe Graf uns eine Rede, die deutlich wies, daß ſeines Vaters Geiſt auf ihm ruhe. Wir beſchloſſen, jährlich einmal bey dieſem Grabe zuſammen zu kommen, und uns durch das Andenken der Verſtorbenen gemeinſchaftlich aufzumuntern, unſere Pflicht getreu zu erfüllen; demüthig das Glück und jedes Unglück geduldig zu ertragen. Und nun — ruhet ſanft ihr lieben; kein Fluch wird euch im Grabe drücken, und eure Auferſtehung wird einſt fröhlich ſeyn, denn eure Werke folgen euch nach.

Bayerische Staatsbibliothek München

Lit. Germ. eleg.

Bacz. p.

# Legenden, Volkssagen, Gespenster- und Zaubergeschichten.

Gesammelt und bearbeitet

von

L. v. Baczko.

Halle und Leipzig,
in der Rufflschen Verlagshandlung,
1815.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Es gehört in der That zu den sonderbaren und widersprechenden Erscheinungen, daß in einem Zeitalter, worin so viele Menschen sich, um ihrer Sinnlichkeit und dem Lebensgenuß ganz zu fröhnen, über Pflicht und Gewissen, alles Heilige und Ehrwürdige hinwegsetzen, Gespenster-, Zauber- und Teufelsgeschichten eine Lieblingslektüre sind. Sollte vielleicht dieses Streben des menschlichen Geistes, sich mit dem Uebernatürlichen, wovon wir doch unmöglich vollständige Begriffe erreichen können, zu beschäftigen, nicht selbst ein leiser Fingerzeig seyn, wodurch unsre Seele uns selbst durch eine uns nicht deutlich bewußte Idee andeutet, daß wir für etwas mehr, für etwas Höheres bestimmt sind, als der in dieser armseligen Hülle eingekerkerte Geist hier faßt und begreift? Oder, da es wohl dem

Menschen die höchste Würde giebt, Moralität als den ersten Zweck zu verfolgen: so scheint vielleicht bei allem Gräßlichen dieser Geschichten doch ein gewisses angenehmes Gefühl dadurch zu entstehen, indem man uns berichtet, daß da, wo keine Strafe den Frevler hienieden erreicht, dennoch eine strafende Gerechtigkeit, selbst über die Gränzen der Körperwelt, die verletzte Moralität ahndet. — Weit bin ich entfernt, hierdurch dieser Art von Geschichten das Wort reden zu wollen, die ich bloß darum niederschrieb, weil ich zu meinem eigenen und meines Verlegers Vortheil wünschte, daß auch, was ich schrieb, abgesetzt und gelesen würde; und daher stimmte ich in diesen Ton ein.

Der Stoff gehört mir ursprünglich nicht an. Ich habe ihn theils aus Chroniken, so wie gleich den Gedanken zu der ersten Legende aus Hennebergers Erklärung der alten preußischen Mappen oder Landtafel, bei den übrigen zum Theil aus mir mündlich mitgetheil-

ten Erzählungen entlehnt. Da aber dieser Stoff oft höchst ärmlich war, so habe ich ihn bloß als einen Funken betrachtet, der meine Phantasie entzündete, und dieser daher bei Bearbeitung des Ganzen ungehindert freien Lauf gelassen. Die Namen wählte ich, wie es mir einfiel; daß ich aber die Namen mancher, in dem Zeitpunkte, worin sich die Begebenheit zutrug, lebender Personen, wie den des Doktor Polyander einschaltete, hatte wohl in meiner Liebe zur Geschichte den Grund, und da ich keinen dieser Genannten von einer schlechten Seite schilderte, so werden es mir ihre Manen hoffentlich verzeihen.

Die Begebenheiten fügte ich dergestalt zusammen, daß die darin liegende Moral von selbst ins Auge springt; denn ich wünschte, durch diese größtentheils schauerlichen, vielleicht selbst gräßlichen, Geschichten den guten Zweck herbeizuführen, daß derjenige, der nun einmal aus Liebe zu dem allweisen und gütigen Vater, und aus Achtung für alles Schöne,

Gute und Edle, nicht jedes Gute, selbst mit eigener Aufopferung, zu thun bereit ist, wenigstens aus Sklavenfurcht vor Horn und Klauen des höllischen Büttels oder Henkers, und durch die Erinnerung an die hier dargestellten schrecklichen Folgen mancher Unthat zur Unterlassung des Bösen bestimmt werden möchte. Wäre ich in der That so glücklich, diese Absicht zu erreichen, so hätte ich diesen Beitrag zur Modelektüre auch zu einem bessern und nützlichern Zwecke geliefert.

# Die
# Geisterbeschwörer.
## Eine Legende.

Das Kloſter der grauen Mönche zu Königsberg war erbaut. Die päbſtliche Bulle, auf welche ſie geſtützt hiezu Almoſen ſammelten, hatte freilich manche fromme Seele zur milden Spende veranlaßt; weil aber auch um die nämliche Zeit Luthers Lehre in Preußen überall Eingang gefunden hatte, ſo wurde auch von den guten Ordensbrüdern bei ihrem Terminiren nicht ſelten Spott und Hohn ſtatt der Almoſen eingeerntet, und ſie wurden endlich von den ſtürmenden Volkshaufen aus ihrem Kloſter vertrieben. Nachdem einmal der Anfang gemacht, jede vormals ehrwürdige Schranke durchbrochen war, widerfuhr allen Klöſtern das nämliche Schickſal; mit Ausnahme des Franziskaner Kloſters in der Mönchenſtraße auf dem Steindamm gelegen. Das alte Gebäude mit den dicken, von der Zeit geſchwärzten Mauern, den kleinen Fenſtern mit runden Scheiben, dem engen düſtern Kreuzgange, auf wel-

dem ein Mönch, in der Wüsterei wohl bewandert, die letzten Tugenden verschiedener Heiligen, die unter gräßlichen Martern starben, vorgebildet hatte, die Kleine zum Theil baufällige Kirche, worin die Zeit und der Dampf so vieler Kerzen und Lampen die Wände mit einem düstern Grau überzogen hatten, gaben diesem ganzen Kloster ein schauerliches Ansehn, so daß auch derjenige, welcher mit feindseligem Gemüthe hineintrat, von einem besondern Schauder oder Grausen überfallen wurde. Noch größere Achtung aber verschaffte ihm der Lebenswandel der Mönche, die das Gelübde der Armuth nicht allein abgelegt hatten, sondern es auch treulich hielten, und hierdurch auch bei dem, der ihnen nicht zugethan war, wenigstens doch Ansprüche auf Schonung und Mitleid besaßen. Doch schien ihr Zustand mit jedem Tage bedenklicher zu werden. Sie durften es nicht mehr wagen, um Almosen anzusuchen; höchst selten wurde von ihnen eine Messe begehrt, und oft wurden ihnen selbst von den Vorübergehenden harte Scheltworte zu Theil.

Pater Antonius der Guardian nahm dieß besonders sehr zu Herzen. Er, ein hochge-

jahrter Mann, hatte zuvor seine theologischen und philosophischen Studia zu Krakau vollkommen vollendet; hatte aber, da er einst zur Wahl eines Ordensgenerals nach Rom geschickt wurde, und sowohl dort, als zu Bononien und Padua eine Zeitlang verweilte, eine nicht geringe wissenschaftliche Nachlese gehalten. Besonders war er am letzten Orte mit einem Ordensbruder, Namens Agapetus, wohl bekannt geworden, und weil er diesem bei der Generalswahl seine Stimme gegeben hatte, so wurde solcher, dem, wenn er auch gleich nicht die Würde des Generals erhielt, doch die ihm dadurch erwiesene Ehre schmeichelte, dem guten Antonius besonders dafür zugethan, und gab ihm zur Dankbarkeit Unterricht in manchen geheimen Wissenschaften. Antonius, der nichts Bedenkliches in der weißen Magie fand, weil alles mit Gott und den Heiligen geschah, faßte den erhaltenen Unterricht gar wohl, brachte manche magische Bücher aus Welschland mit, erbeut auch auf sein fleißiges Forschen noch manche solcher Bücher mitgetheilt, die in Klöstern seines Ordens noch von Alters her aufbehalten waren. Ueber solchen Büchern saß er oft ganze Tage lang mit großem Fleiß. Auch

hatte er ein feines Sehrohr, wodurch er bei gestirntem Himmel die Planeten beobachtete und manche bedenkliche Weißagungen niederschrieb. Die Brüder seines Ordens, besonders die seines Klosters, wurden dadurch sehr aufmerksam und Pater Donus, so wie Pater Felix, beides gelehrte Männer, suchten an solcher verborgenen Wissenschaft Antheil zu erhalten. Der Guardian verweigerte ihnen dieses nicht, gab ihnen den gebührenden Unterricht, und zwar um so fleißiger, da er ihnen vorher verkündete, daß sein Leben hier auf Erden nicht mehr lange dauern würde, indem er überzeugt sey, zur himmlischen Freude einzugehen, ehe noch die Trübsale, welche ihm die Sterne vorher verkündigten, über seinen Orden und Preußen völlig eingebrochen wären.

Da nun die Väter eines Tages bei den Büchern saßen, erblickten sie unter denselben ein großes Buch, welches an einer eisernen Kette wohl befestigt und mit drei Schlössern verwahrt war. Auf ihre Anfrage erklärte ihnen der Guardian, daß dieses der Höllenzwang des berühmten Doctor Faust, ein abscheuliches und gar verwerfliches Buch, wäre, welches er blos darum aufbewahre, weil zwischen

der weißen Magie, die eine Verbindung mit den guten Geistern oder Dämonen suche, und der schwarzen Kunst oder Zauberei, durch welche man mit den bösen Geistern in Verbindung komme, oft nur eine schmale und leicht zu überschreitende Gränze sey, und darum werfe er auch zuweilen einen Blick in den Höllenzwang; nicht um sich dessen zu bedienen, sondern gleichsam wie in einen Spiegel, worin er das Böse erblicke, um solches nachher desto sorgfältiger zu vermeiden. Gerade als sie in diesem Gespräche waren, hörten sie ein wildes Geschrei und Getümmel, worüber Alle, besonders aber der Vater Antonius, sich nicht wenig entsetzten. Dieser wurde ganz bleich und bekam ein solches Zittern, daß er kaum von seinem Sessel aufzustehn vermogte; denn schon seit einigen Tagen hatten sich allerlei wunderliche Gerüchte verbreitet, wie nämlich wilde Rotten, von den Prädikanten aufgereizt, umherzögen, und nicht ohne große Mühe abgehalten würden, in Kirchen und Klöstern Unfug zu treiben. Daher hielt man auch das Franziskaner Kloster wohl verschlossen, und selbst das Kirchlein, wenn darin nicht Gottesdienst statt fand. Nun aber hörten sie ein großes Getöse und Vater Formo-

sus, der Sakristan, kam herzugelaufen und verkündigte mit Entsetzen, wie der wilde Haufe mit Hebebäumen die Thüre der Kirche zu erbrechen suche. Darüber sank Antonius ohnmächtig in den Lehnstuhl zurück, und ehe noch die ehrwürdigen Väter einen Rath fassen konnten, hörten sie mit wildem Jubelgeschrei den Zug den langen Klostergang hinaufstürmen. Antonius schlug noch einmal die Augen auf, als er aber unter den Ersten, welche zur Thüre hineintraten, den Layenbruder Kalocerius gewahrte, der schon das Ordenskleid von sich geworfen, eine Jacke angezogen und ein Barett auf den Kopf gesetzt hatte, wogegen Einer der Aergsten, der mit ihm die Kleidung getauscht, und das Mönchskleid angelegt hatte, in demselben allerlei Unfug trieb; so bekam der ehrwürdige Guardian heftige Zuckungen und gab den Geist auf.

Der Anblick des Sterbenden machte doch ein Entsetzen rege. Auch war in der Zelle nichts, was die Raubgier hätte reizen können. Daher zogen die Klosterstürmer davon und ließen die Mönche bei dem entseelten Leichnam stehen, verließen auch in Kurzem das Kloster. Donaus, der von Allen der Muthigste war, wagte

sich zuerst aus der Zelle. Ueberall hatte man wild gehauset. Als er aber in die Kirche trat, die Altäre zerbrochen, die Bilder der Heiligen schändlich verstümmelt, die heiligen Gefäße geraubt fand, da konnte er sich des Jammergeschreies nicht enthalten. Die übrigen Mönche, welche hinzuliefen, stimmten bald darin ein; nur der ehrliche Hermolaus hieß einigen Muth zu fassen. In dem Kloster, sagte er, ist einmal nicht unser Bleiben, die Speisekammer zu Hause dem Keller sind rein ausgeleert, in unserm Ordenshabit dürfen wir uns nicht einmal auf der Straße zeigen, vielweniger wird man uns Almosen reichen. Als die Mönche dieses hörten, schlugen sie an ihre Brust, und hoben ein Miserere so laut als erbärmlich an. Da sich aber ihr Jammer gestillt hatte, fuhr Hermolaus fort: was ist zu thun, lieben Brüder? Die Kirche ist profanirt, die Fenster und Thüren sind überall zerschlagen, überdem treibt uns der Hunger aus dem Kloster: lasst uns also noch das letzte gute Werk thun, welches hier in unsern Kräften steht und den Leichnam des ehrwürdigen Guardians zu seiner Ruhe bringen. Ich aber will, wenn es ganz dunkel ist, mich in die Stadt schleichen, und weil ich beim Ter-

miniren mit manchem ehrbaren Bürger gute Freundschaft geschlossen habe, so will ich versuchen, ob ich nicht Einen oder den Andern dahin bewege, uns in sein Haus aufzunehmen.

Solcher Vorschlag gefiel Allen gar wohl, und nachdem sie den Bruder Antonius in die Gruft, welche sich unter der Kirche befand, hinabgetragen, und ihr Gebet bei demselben verrichtet hatten, gingen sie in die Zelle des Verstorbenen, die einzige, die noch unverwüstet war. Dort brachten sie den Rest des Tages ohne Speise und Trank hin, weil in dem geplünderten Kloster nicht ein Bissen Brod anzutreffen war; und als die Nacht hereinbrach, sie aber kein Licht oder Lampe hatten, so stieg ihre Betrübniß und ihr Grauen um so mehr. Formosus aber sprach ihnen guten Muth ein, und trat, als es dunkel geworden war, seine Wallfahrt an. Die Mönche saßen indeß einer neben dem andern, einer weinte, ein anderer betete, und bei Domus, der immer nicht zu den eifrigsten und frömmsten gehört hatte, stieg bereits der Gedanke auf, sich ganz für das Lutherthum zu bekennen. Plötzlich überfiel sie ein unerwartetes Entsetzen, Einer drängte sich an den Andern, als sie auf dem Tische, worauf

die Bücher lagen, ein blaßgelbes Licht bemerkten, welches aber, als sie sich mit dem Kreuze bezeichneten, schnell wieder verschwand. Bald darauf hörten sie auch Tritte im öden Kreuzgange, aber ihr Grauen machte der Freude Platz, als Formosus mit einer Leuchte in der Hand hereintrat, nebst zwei Männern, die einen grosen Korb trugen. Anfänglich erkannten sie ihn nicht, weil er weltliche Kleidung an hatte. Er aber hieß sie frohen Muths seyn, langte Wein, Fleisch und Brod aus dem Korbe und setzte es ihnen vor. Das ließen sie sich denn wohl schmecken; er indeß theilte jedem ein weltlich Kleid zu, indem er ihnen sagte, daß, wenn sie nicht gesteinigt seyn wollten, sie solches so fort anlegen müßten. Donus ließ sich dazu nicht lange nöthigen, Felix aber erklärte, daß er lieber sterben, als seiner Ordensregel entsagen wolle. Darum bat er, daß man ihm nur einen Mantel und ein Barett leihen möge. Wenn er dieses angelegt, hoffe er unerkannt aus der Stadt zu schleichen, des Nachts hindurch zu wandern, des Tages über sich zu verbergen, und auf diese Weise, weil er des Weges gut bekannt war, Braunsberg zu erreichen. Formosus räumte indeß in der Zelle auf,

warf die Bücher in den Korb, und als er eine Schublade, die unter dem Tisch war, aufzog, fand er darin allerlei seltsame Instrumente und magische Siegel, die er nebst einem Bündel Schlüssel, dem Sehrohr und der Himmelskugel an sich nahm, und nachdem er und Domus dem guten Peter, der von seinem Vorhaben nicht abzubringen war, eine glückliche Reise gewünscht hatten, gingen sie alle aus dem Kloster davon.

Das Haus aber, wohin sich nun Formosus und Domus wandten, war ein Gasthaus, und weil Willibald, der Wirth, zwei seine mannbare Töchter hatte, so sprachen viele junge Gesellen dort ein, die wacker zechten und oft bis spat in die Nacht hinein allerlei Kurzweil trieben. Den beiden Fremden aber gab Willibald eine eigene Kammer, und pflog mit ihnen Rath, wie sie kunftighin ihr ganzes Wesen einrichten sollten. Er selbst hatte sich zu Luthers Lehre bekannt, rieth ihnen daher ein Gleiches zu thun, den Klosternamen abzulegen, zu freien, und irgend ein bürgerlich Gewerbe zu treiben. Keiner war dazu williger als Formosus, der schon während seines Mönchsstandes in diesem Hause aus und eingegangen war.

Dieser sagte sofort, er wolle sich Formhold nennen, und wenn ihm Wilibald seine älteste Tochter Maria zum Weibe geben wolle, so sey er einige hundert Mark zur Anlegung eines Gasthauses herbeizuschaffen bereit. Wilibald versprach die Sache in Ueberlegung zu ziehen, und ging hinab zu seinen Gästen. Da trat der nun sogenannte Formhold vor Domus und sprach: Woher so in Sorgen? Mach's so wie ich, verehliche dich mit Margareth, der zweiten Tochter unsers Wirths, und zum Beweise, daß ich's gut mit dir meine, will ich dir auch etwas von meiner Beute verehren. Da ging er an den Korb, wickelte die darin liegende Kutte auseinander, holte einen silbernen Kelch hervor, reichte ihm denselben dar und als er merkte, daß Domus sich darüber entsetzte, fuhr er fort: Ich müßte doch wohl ein dummer Sakristan gewesen seyn, wenn ich dem wilden Volke das Kirchengeräthe zur Beute überlassen hätte. Denn sein Treiben gegen die Kirchen und Klöster war mir schon vor einigen Tagen bekannt, und der Guardian, dem ich solches anzeigte, verband mit mir einen Theil des Kirchengeräthes. Die Erbschaft ist mir nun zugefallen; doch kann ich sie mir allein nicht he-

sen. Dazu fordere ich nun deinen Beistand. Was aber vom Kirchengeräthe noch zum täglichen Gottesdienst vorräthig war, habe ich, als das Volk heranstürmte, zusammengerafft, gut verborgen und jetzt unvermerkt hieher gebracht. Donus hörte das alles mit beklemmtem Herzen, und es war ihm, als ob er noch eine Warnung seines Schutzengels vernehme. Da brachte ihm Margarethe eine Flasche Wein, die ihm Wilibald zum Schlaftrunk zusandte. Fromhold hieß sie freundlich willkommen, bat sie den Wein an Donus zu kredenzen, und als solcher ein paar Gläser getrunken hatte, sprach Fromhold: was meint Ihr Margarethe, wenn dieser rüstige junge Geselle Euch zum Weibe begehrte; würdet ihr ihn wohl ohne Trost von Euch weisen? Die Jungfrau erröthete und schlug die Augen zu Boden. Da aber trat der Versucher zu Donus, der nun auch nicht länger gegen Fleisch und Blut kämpfte, sondern Margarethen viele schöne Worte gab, so daß diese, wenn der Vater nichts dagegen habe, ihn zu ehelichen versprach. Sie leerten nun die Flasche mit Freuden; Fromhold ließ eine zweite und dritte bringen. Donus versprach, sich fortan Donnersberger zu nen-

nen, und die beiden apostatirten Mönche gingen nun wohlbezecht zu Bette.

Tages darauf gingen sie zu Herrn Polyander, dem Pfarrherrn der Altstadt, bekannten sich öffentlich zu Luthers Lehre, und bewarben sich nun sofort um die Töchter Wilibalds. Der aber war ein alter Schalk und sprach: Wenn ihr Brod habet, so mag's wohl angehen, früher aber nicht. Da sprach Formhold: das Brod verschaffen, laßt meine Sorge seyn. Da aber die Nacht einbrach, nahm Formhold eine Leuchte, und forderte Donnersbergern auf, mit ihm zu gehen und das verborgene Kirchengeräthe zu holen. Es war eine regnige, stürmische Nacht. Sie traten in die Kirche des Klosters; der Wind pfiff durch die eingeschlagenen Fenster, und der Schutt der umgestürzten Altäre knirschte unter ihren Füßen; beide schwiegen und sahen sich ängstlich um, doch verbarg Jeder seine Furcht vor dem Andern. Beide öffneten nicht ohne große Mühe die Leichengruft; sie stiegen hinab, und sahen zu ihrem Schrecken einen Mönch, der vor einem leeren Sarge kniete und betete. Sie wollten fliehen; aber er wandte sich; sie erkannten ihn, denn er rief, wiewohl mit schwacher

Stimme: ich bin Antonius, Euer Guardian! Er winkte, hieß sie näher treten, und sagte ihnen, oft durch Schwachheit unterbrochen, sie hätten ihn, der nur von einer starken Ohnmacht befallen war, in den Sarg, der zufällig vorräthig gewesen, voreilig gelegt, und so lebendig begraben, er wäre erwacht, habe mit großer Anstrengung den Deckel abgestoßen. Angst und Krankheit hätten ihm bald die letzten Kräfte geraubt. Er fühle jetzt des Todes Annäherung, habe sich Gott und den Heiligen empfohlen, und hoffe, was er erlitten, sey zur Strafe für die Vermessenheit, daß er, ein sündiger Mensch, die Bekanntschaft mit seligen Geistern gesucht. Darum sollten sie alle seine Bücher, besonders Faust's — — —. Die Worte vergingen ihm, er sank nieder. Vergeblich war alles Rütteln des Todten, er erwachte nicht wieder.

Formhold eilte in eine Ecke des Gewölbes, hob dort mit Hülfe seines Begleiters eine Steinfliese auf und trug das Kästlein, welches darunter verborgen war, mit ihm davon. Als beide nach Hause gekommen waren, wollte Donnersbergern fast angst werden. Als aber Formhold ihm tüchtig zutrank, und die golde-

nen Monstranzen, Kelche, Patenen, die silbernen Kreuze und Leuchter verwies, und ihm die lustige Zukunft schilderte, da wurden sie beide frohes Muths, und blieben dem bösen Vorsatze getreu. Mit Willibalds Hülfe wurde das Kirchengeräthe verkauft, die Hochzeit mit den schönen Töchtern froh und lustig gefeiert. Willibald betrieb die Sache schnell und zwar aus einem besondern Grunde. Bei ihm verkehrte das Hofgesinde vom Schlosse, und das hatte ihm dann unter Anderen, wie es ihm und seinen Kindern zu merklichem Nutzen gereichen würde, dahin bestimmt, sich zur weltlichen Gunst wissen für Luthers Lehre zu erklären, womit aber Frau Brigitta, seine alte reiche Muhme, höchst unzufrieden war, so daß er ihr nebst seinen Kindern nicht mehr vor Augen kommen durfte, obwohl sie ehedem häufig erklärt hatte, daß Niemand als Margarethen, welcher sie ganz besonders zugethan war, ihr Vermögen erben sollte. Brigitta aber war dem alten Glauben sehr ergeben, und hielt die Franziskaner, welche im Vertrauen auf Gottes Hülfe bis auf den letzten Augenblick im Kloster verharret waren, in großen Ehren. Da gedachte nun Willibald: wenn diese Mönche selbst sich für die neue Lehre

erklären, ihrem Gelübde entsagen und heirathen würden, so dürfte auch Brigitta in ihrem Glauben wankend werden; besonders auf Zureden der abtrünnigen Mönche, sich alsdann selbst für Luthern erklären, und wieder mit ihm und den Seinen aussöhnen. Allein der alte Schalk betrog sich gar sehr. Brigitta blieb der alten Lehre getreu, und gebot, Niemanden aus Wilibalds Hause, am wenigsten die verlaufenen Mönche ihr vor Augen zu lassen.

Vergeblich suchte Wilibald sie zu versöhnen, allein sie blieb auf ihrem Sinn; er aber, weil er schon alt war, beschloß nun sich in Ruhe zu setzen, und trat daher, besonders weil er auch ein Wittwer war, seiner Tochter Margarethe und ihrem Mann die Wirthschaft ab. Von Formhold aber wurde ein neues Gasthaus angelegt. Da dieser alles Muthwillens voll war, den Gästen allerlei Possen vormachte, selbst gerne mit Würfeln und im Brette spielte, oft verlor, so daß seine Gäste nicht selten freie Zeche hatten und noch Geld nach Hause nahmen, so zogen sich alle Gäste zu Formhold, und Wilibalds Haus verlor die bisherige Nahrung. Darüber grollte Wilibald, Margarethe wurde grämlich. Beide machten Donnersbergern,

dem sie die Schuld beimaßen, harte Vorwürfe, besonders durch die Verbindung mit ihm die Erbschaft von Brigitta verloren zu haben, so daß dieser, um ihnen zu entgehen, oft viele Stunden einsam in jener Kammer zubrachte, welche er bei seinem Eintritte in dies Haus bezogen hatte.

Einst saß er dort, als die Dunkelheit schon einbrach, den Kopf auf die Hand gestützt und war allmälich eingeschlummert. Da träumte ihm, ein grosser Mann, mit einem Purpurmantel und einer goldenen Krone auf dem Haupte, trete zu ihm, sprechend: Was trauerst du, da dir doch große Schätze zu Gebote stehn! Wenn du von hier nach Schaaken reisest, so wirst du an einen Bach kommen, der durch die Haide ins Curische Haff läuft; folgest du diesem, so wirst du an einen Berg gelangen, auf welchem ein altes Gemäuer, zwischen diesem eine hohe Linde steht. Hier stand die Burg eines heidnischen Fürsten der alten Preußen, der vor den Brüdern deutsches Ordens einen großen Schatz von Gold und Silber verbarg, und wenn drei geweihte Priester nach diesem Schatze graben, so werden sie ihn auch erheben. Er stampfte auf die Erde, diese öffnete sich.

Ein Gewölbe kam zum Vorschein, die Decke verschwand, und eine Menge goldner und silberner Münzen, Stangen von Gold und Silber, viel köstliche Harnische und Kleinode lagen über einander gehäuft; da geschah ein heftiger Donnerschlag. Alles verschwand, denn — der Schläfer erwachte. Der Traum aber stand lebhaft vor seiner Seele, er konnte sich eine Zeitlang weder besinnen noch erholen. Er ging hinunter, kein einziger Gast war zugesprochen. Margarethe saß in einer Ecke und weinte, nannte ihn, da er ihr Trost zusprechen wollte, den Urheber ihres Unglücks. Wilibald aber sagte unter Scheltworten: seitdem er in sein Haus gekommen, sey der Segen davon gewichen. Das, was er selbst entbehren und was er auf irgend eine Weise zusammen zu bringen vermogt, das habe er einem Kaufmann auf Handschrift geliehen, der eine Schiffsladung Wein aus Hispanien verschrieben, und ihm, so viel er davon bedürfe, für einen geringen Preis zugesagt; allein das Schiff sey auf dem Meere zu Grunde gegangen; der Kaufmann, weil er seinen Gläubigern nicht heute gerecht werden können, wäre entflohen.

Donnersberger meinte: es sey noch nicht Alles verloren, gedachte seines Traumes, eilte zu Formhold, und ihm tönte schon von fern das Lärmen und der Gesang der vielen Gäste entgegen. Von Maria aber hörte er: Formhold sey oben in ihrem Schlafgemach. Das war ihm recht, und weil er ihn allein zu sprechen wünschte, eilte er zu ihm, fand ihn aber zu seinem nicht geringen Befremden bei jenen Büchern sitzen, welchen Vater Antonius so fleißig obgelegen hatte. Unverholen gestand ihm Formhold, daß er, weil er immer mitgezecht und gespielt, auch Manchem, der ihn nicht bezahlen könne, geborgt habe, so hätte er hierdurch seine ganze Habe vergeudet, und von Gläubigern gedrängt, habe er schon vor einiger Zeit sich aus diesen Zauberbüchern Raths zu erholen gesucht. Da wäre er denn heute in der Dämmerung, vom Nachdenken ermüdet, eingeschlummert und hätte einen bedenklichen Traum gehabt. Er fing an, ihn zu erzählen; da fiel ihm Donnersberger ins Wort, erzählte weiter und siehe da! Beide hatten zur nämlichen Zeit auch den nämlichen Traum gehabt. Beiden befremdete die Sache nicht wenig; aber da sie jetzt in den Büchern Aufschluß

suchten, fanden sie solchen nicht. Sie suchten unverdrossen noch zwei Tage lang. Am dritten sprach Formhold: Ey, Lieber, was meinst du, ob Fausts Höllenzwang uns nicht Aufschluß geben könnte. Darüber erschrack Donnersberger und gedachte der letzten Worte des sterbenden Antonius. Formhold aber bedeutete ihm, daß der fromme Antonius auch zuweilen einen Blick hinein gethan hätte, und daß sie jetzt auch weiter nichts thun wollten; er langte auch sogleich die Schlüssel herbei, welche er aus dem Kloster mitgebracht hatte; aber kein einziger wollte in die drei Schlösser passen. Da aber die Schlösser nicht groß waren, versuchte er nun solche abzuschlagen. Weil dieses nicht ging, holte er ein großes Messer, und wollte den Deckel entzweischneiden; aber kein Messer wollte eindringen, und da bemerkten sie dann wohl, daß es mit dem Buche eine besondere Bewandtniß haben müßte. Nach langem Hin- und Herdenken that Formhold den Vorschlag, daß sie am folgenden Tage in das verwüstete Kloster gehen und dort in der Zelle des Guardians noch weiter nachsuchen wollten. Anfänglich trug Donnersberger groß Bedenken. Da aber Formhold sagte, daß er alle Sünden

dabei auf sich nehme, und daß sie den Gang bei hellem Tage thun wollten, er auch bedachte, daß seine Frau und sein Schwiegervater beständig auf ihn schmähten, so trat er am folgenden Tage, da Fernhold ihn abholte, den Weg mit ihm an.

Alles in dem verfallenen Kloster war öde und menschenleer. Die Trümmer die umherlagen, und die Heiligen-Bilder mehrten das Schauerliche des einsamen Ortes und als sie sich dem Kreuzgange näherten, flog ihnen ein Paar aufgescheuchter Eulen entgegen. Sie kamen in die Zelle des Guardians, manches zerrissene Papier lag noch auf der Erde. Sorgfältig hoben sie Alles auf. Da fiel ihnen auch ein Päckchen in die Hände, welches sie wahrscheinlich bei ihrem Auszuge verstreut hatten. Fernhold wickelte es auf, und sprang hoch auf, vor Freuden; denn es waren darin drei kleine Schlüssel, mit besonderen Charakteren bezeichnet und ein Pergamentblatt, worauf geschrieben stand: Anweisung zum Gebrauch des Höllenzwanges. Da ertönte plötzlich ein Stöhnen und Seufzen wie eines Sterbenden oder Kranken, ganz vernehmlich zu drei verschiedenen Malen. Donnersberger er-

bläßte, Fernhold aber versicherte: es sey das Gelächter der Eulen. Als sie aber die Zelle verließen, da ward die Thüre hinter ihnen mit größter Gewalt zugeworfen, und als sie nun durch die Kirche gingen, da hörten sie ganz vernehmlich eine Stimme aus dem Leichengewölbe, die dreimal Wehe! rief. Donnersberger kam höchst erschüttert nach Hause; eben war ein reicher Kaufmann aus Polen eingekehrt, und alles, ihn aufzunehmen, beschäftigt. Nun, sagte Wilibald, kann er sich auch etwas mit seinem Latein verdienen; unser Gast kann nicht deutsch, ist aber der lateinischen Sprache wohl kundig, und so habe ichs schon abgemacht, daß er ihn begleiten und zum Dollmetscher dienen soll.

Donnersberger war mit allem wohl zufrieden, denn da Margarethe im Kurzen Mutter werden sollte, so freute er sich, wenigstens etwas für sein Weib erwerben zu können. Dadurch ward er nun einige Tage so beschäftigt, daß ihm Alles, was sich in dem verfallenen Kloster ereignet hatte, und auch Fernhold darüber aus dem Gedächtnisse kam. Er aber erhielt nun von ihm einen Gevatterbrief, wodurch er ihn, weil Maria von einem gesunden

Söhnlein entbunden war, die Pathenstelle dabei zu übernehmen, einlud. Das ließ er sich denn wohl gefallen, und da der Neugeborne ein gar holdseliges Knäblein war, so vergaß selbst der alte Willbald über den neugebornen Enkel Alles, was ihm auf dem Herzen lag, und Alles war fröhlich und guter Dinge bei dem stattlichen Schmause, den Fernhold den Taufzeugen und der ganzen Verwandtschaft gab.

Während aber Alles zechte und guter Dinge war, gab Fernhold seinem Schwager einen Wink und zog ihn mit sich in sein Gemach. Nun sprach er: wisse, all unser Leid hat ein Ende, denn unsern Traum hat uns ein großer mächtiger Geist gesandt, siehe nun selbst —. Er legte Fausts Höllenzwang auf den Tisch. Mit großer Reverenz nach dreimaliger Kniebeugung, indem er einige Worte murmelte, öffnete er die Schlösser, und schlug das Buch auf. Ein blasses Licht und ein Schwefelgeruch verbreitete sich durch das ganze Gemach. Dennersberger wollte entfliehen; aber die Füße waren ihm wie eingewurzelt, und es war, als ob eine verborgne Macht ihm die Augen nach dem Buche lenkte. Da sah er gleich auf den ersten Blättern mancherlei Abbildungen. Un-

ter diesen suchte Formhold und sprach: siehe du wohl? und da war der Mann mit dem Purpurmantel und der goldnen Krone, so wie sie ihn im Traume erblickt hatten, abgeschildert und drunter stand geschrieben: „Chasriel, ein mächtiger Fürst der Geister und Aufbewahrer geheimer Schätze." Er schloß nun das Buch unter vielen Zeremonien wieder, und sprach: er ist's, der uns helfen wird, und die Art und Weise, ihn zu beschwören, habe ich auch bereits aufgefunden; nur müssen drei geweihte Priester zugegen seyn; auf Dich rechne ich gewiß. Den dritten habe ich bereits ausgemittelt, Einen unsers Gelichters. Im Kloster der heiligen Dreifaltigkeit hieß er Laurentius, jetzt nennt er sich Lauermann. Auf den nächsten Neumond fangen wir das Werk an; nun aber komm zu den Gästen, damit man unsre Abwesenheit nicht vermerke.

Donnersberger wußte nicht, was er thun oder sagen sollte, sondern taumelte wie ein Trunkener mit Formhold zu den übrigen Gästen zurück. Welchen Entschluß er fassen sollte, das wußte er nicht; aber als er an Margarethens Seite heimkehrte, und diese zu ihm sagte: meine Schwester ist glücklich, und weiß von keinem

Mangel, da ward ihm gar schwer ums Herz, und er beschloß Alles zu wagen. Als sie aber in ihrem Kämmerlein waren und Margarethe noch ein Abendlied anstimmte, da wards ihm, als ob eine innere Stimme ihm zarief: Laß ab! laß ab! Er wollte beten, und konnte nicht; es war ihm, als ob ein glühendes Feuer durch alle seine Adern brannte. Gräßliche schiefe Gesichter, welche lange rothe Zungen aus ihrem Munde herausstreckten, schienen mit Flammen vermischt an die Vorhänge seines Bettes angeheftet zu seyn. Er machte die Nacht hindurch kein Auge zu, stand auf und ging in die Frühmette. Da predigte eben Herr Polyander scharf, gegen alle, die von Gott gewichen wären, und besonders gegen die, welche sich eines Meineides schuldig gemacht, und drohete diesen mit ewiger Verdammniß. Da gedachte Donnersberger seiner Klostergelübde und seines Meineides, es ward ihm schwarz vor den Augen, und lief ihm kalt über den Rücken, und so, nachdem die Frühmette geendet war, wie ein todter Leichnam gestaltet, und indeß jedes seiner Gelenke zitterte, ging er zu Polyandern. Der merkte ihm gleich ab, daß sein Herz getroffen war, und als er ihm nun bekannte, daß

ihm sein Gewissen den Meineid, den er durch Verletzung seiner Gelübde begangen, vorhalte; da sprach der fromme ehrwürdige Mann: Habt ihr Euer Gelübde gebrochen, aufgereizt durch Fleisch und Blut, und um in der Welt nach Euern Gelüsten zu leben, so mag Euer Gewissen wohl mit Recht die schwere Sünde rügen; habt ihr aber aus Ueberzeugung, und um des Heils Eurer Seele willen das Kloster verlassen, und den Eid gebrochen, so seyd Ihr auch vor Gott gerechtfertiget.

In dem nämlichen Augenblicke ward Pelvander zu einem Sterbenden gerufen, und ging daher eiligst davon. Donnersberger aber schlich, wie ein Verurtheilter, der zum Hochgerichte gehet, nach Hause. Da tönte ihm lauter Jammer entgegen; Margarethe vermochte vor Schluchzen und Weinen nicht zu sprechen, Wilibald aber warf ihm unter Flüchen und Verwünschungen eine Schrift auf den Tisch; daraus er sah, daß, wenn Wilibald nicht zur Auslösung einer Handschrift innerhalb vierzehn Tagen dreihundert Mark schaffen würde, er ausgepfändet, sein Haus verkauft werden sollte. Guter Rath war nun theuer, und da Margarethe um die nämliche Zeit Mutter werden soll-

te, so fragte ihn Wilibald: was er nun beginnen würde, und wovon er sein Weib ernähren wolle, wenn sie nebst dem Neugebornen aus dem Hause gestossen werden sollte. Donnersberger hob in der Seelenangst die Hände gen Himmel, da aber sagte Wilibald höhnend: ey ja doch, Gott wird dem verlaufenen Pfaffen zu Gefallen ein Wunder thun; sehet zu und schaffet selbst Rath.

Wo aber sollte sich der Elende hinwenden? den Jammer konnte er nicht ansehen; daher ging er aus dem Hause und stand ohne zu wissen, warum er dahin gegangen war, vor Formholds Thüre, der empfing ihn freundlich, und sagte ihm, daß sie morgen den Weg nach der schaakner Haide antreten wollten. Da trat auch Lauermann hinzu, dessen dicker Wanst und rothe Nase sogleich erkündeten, daß Wohlleben und der Bauch sein Gott sey. Der lachte jeder Beschwernis aus, erzählte viel schöne Historien, wie Schatzgräber reich und glücklich geworden, und daß man selbst den Satan beschwören könne, ohne ihm zu dienen, sondern der stolze Höllengeist müsse selbst noch zur Vermehrung seiner Qual gezwungen werden, den Menschen dienstbar zu seyn.

Durch solche Reden und indem Formhold seinen besten Wein auftischte, wurde Donnersberger, der beinahe nicht wußte, was er that, wenn nicht beruhigt, doch betäubt, und unter dem Vorwande, Geld von einem Freunde aufzutreiben erklärte er seinem Schwiegervater, eine Reise thun zu müssen, und so trat das saubere Kleeblatt am folgenden Morgen die Reise an. Sie fanden Alles, wie es der Geist ihnen im Traum bezeichnet hatte. Da legten sie ihr Gepäck ab, und errichteten einen Altar, um diesen zog Formhold einen Zauberkreis, machte darin sonderliche Zeichen. Und Donnersberger erstaunte nicht wenig, als Lauermann Alles, was zu einer heiligen Messe nöthig war, herbeiholte. Er legte das Meßgewand an, und bedeutete die andern Beiden, daß sie ihm zu der Messe dienen sollten. Formhold aber gab eine kleine Rolle an Donnersbergern mit dem Bedeuten: daß er, sobald eine Flamme auf dem Altar ausbrechen würde, solche hineinwerfen sollte. Dieser aber stand da, und gedachte der Vergangenheit, wie er in Einfalt seines Herzens Gott und den Heiligen gedient habe. Es war ein schöner, herrlicher Abend, und es ward ihm so, als ob ihm es

was leichter ums Herz wurde; denn er vermochte an Gott zu denken.

Da ging der Neumond auf, und Fernhold nahm nun den Höllenzwang. Sogleich erloschen die Sterne, aber das bekannte matte Licht und der Schwefelgeruch verbreiteten sich. Allerlei Unwesen trieb nun Fernhold, und sprach Worte der Beschwörung, eine Wolke umzog den Mond, den Wald durchheulte ein wilder Sturm. Da trat Lauermann vor den Altar, auf welchen Fernhold sechs schwarze Kerzen gesetzt hatte, die, als er einige geheime Worte sprach, sich von selbst entzündeten. Lauermann begann seine Messe, und als nun Donnersberger das Confiteor aussprechen sollte, da erinnerte er sich der Knabenjahre, wo er es oft vor dem Altar des Herrn ausgesprochen hatte; es ward ihm, als wenn ihm eine Thräne ins Auge treten wollte. Er vermochte nun kein Wort mehr als Diener zu sprechen. Alles that daher Fernhold. Jetzt stieg eine Flamme auf dem Altare empor, er wollte die Rolle hineinwerfen, aber, als ob ihn ein guter Geist warnte, er wickelte sie zuvörderst auf, und sah mit Schrecken, es war das Bild des Herrn am Kreuze. Statt es ins Feuer zu werfen, küßte

er es mit Ehrfurcht und sprach: Gott sey mir Sünder gnädig! Da erfolgte ein schrecklicher Donnerschlag, die Erde erbebte, und Chasriel, so wie sie ihn im Traume gesehen hatten, aber eine Riesengestalt, stand auf dem Altar. Ihr habt mich gerufen, sagte der Unhold mit einer Donnerstimme, aber in der Beschwörung gefehlt. Dieser that's, rief Formhold, und wies auf Donnersbergern, nimm ihn hin! Du bist mein, erwiederte der Geist, und wandte sich zu ihm. Mit nichten, rief Donnersberger, drückte das Bild an seine Brust und sprach: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! Nun, sagte Chasriel, ich muß etwas haben, gieb mir dein noch ungebornes Kind. Mit nichten, rief Donnersberger. Nimm meinen Knaben, rief Formhold. Ist mir zu wenig, sprach das Ungethüm, gieb mir auch Dein Weib dazu. Nimm sie, sagte Formhold. So verführe sie, sagte der Geist, zu jedem Laster, jedem Frevel, damit sie einst verzweifeln müssen in ihrer Sterbestunde, und ihre Seelen mein werden zu ewiger Verdammniß, willst Du das?

Ich will, sagte Formhold. So wie das lachende Geheul von tausend Hyänen, wenn dies zugleich erklänge, so schallte das Gelächter

des Höllengeistes. Du bist mein, sagte er zu Formhold, denn deine Zusage macht dich des Teufels und der Hölle würdig, und unter dem Purpurmantel streckte er jetzt zwei lange Tatzen mit gräßlichen Krallen hervor. Du magst, sagte er zu Lauermann, noch zum Schreckbilde drey Tage leben. Du aber, brüllte er zu Formhold, — und schlug seine Krallen in ihn, daß dessen Blut hoch emporspritzte, und du, wandte er sich zu Donnersbergern; der aber machte schnell das Zeichen des heiligen Kreuzes. Da bebte der Geist zurück, die Erde spaltete sich weit auf, Flammen schlugen aus der Kluft empor, und unter schrecklichem Donner und Blitz stürzte er sich mit Formhold in die Flamme hinein.

Lauermann aber begann nun zu brüllen und zu toben, riß sich das Gewand und alle Kleider vom Leibe, und lief wie ein Rasender davon. Donnersberger aber fiel auf seine Knie, dankte Gott für seine Rettung und eilte unter Gebet und Gesang aus der Haide. Als er aber am folgenden Tage zu Königsberg ankam, da sah er einen großen Auflauf und hörte: man habe einen Menschen eingebracht, der brülle immer überlaut: er habe den Teufel beschworen, und sey nun dessen Eigenthum. Da-

mit er sich aber mit den Zähnen und Nägeln nicht unaufhörlich zerfleischen könne, habe man ihn jetzt mit schweren Ketten gebunden. Dieses war Lauermann, der auch am dritten Tage dahinfuhr.

Donnersberger, der bebend nur einen Blick auf ihn hingeworfen hatte, eilte nach seinem Hause. Da kam ihm Wilibald freundlich mit der Nachricht entgegen, daß Margarethe von einem gesunden Töchterlein entbunden wäre. Die empfing ihn dann sehr liebreich und auf seine Bitte wurde das Kind noch an dem nämlichen Tage zu Ehren der gebenedeiten Jungfrau Maria getauft. Er aber ging am Abend in sein Kämmerlein, dankte Gott für seine Errettung und bat um Erleuchtung. Da gedachte er, was ihm einst Doktor Polyander gesagt hatte und ging des folgenden Tages zu ihm, und wurde gar ehrlich empfangen, und als er ihm Alles aus einander gesetzt hatte, sprach Polyander: Forschet in der Schrift, und, giebt Euch die Meinung Lutheri des frommen Mannes Trost, so ergreifet ihn freudig, wo nicht, so denket: wer recht thut, aus allerlei Volke, ist dem Herren angenehm; ein jeglicher wird seines Glaubens leben. Das merkte er

ſich, aber Margarethe und ſein neugebornes Kind im Elende zu laſſen, dies konnte er nicht.

Da blieb er vor Brigitta's Hauſe ſtehen, und es ſchoß ihm ein Gedanke aufs Herz. Er trat hinein, als er aber das Gemach eröffnete, da ſchrie Brigitta, die ihn ſofort erkannte, daß ſie mit ihm nichts zu thun haben wolle. Er aber rief: ſo Ihr wollt, daß Euch Gott in der Sterbeſtunde höre, ſo höret auch mich; denn ich fordere von Euch, daß Ihr auch meine Seele errettet von dem ewigen Verderben. Da hörte ſie ihn denn an, wurde gerührt von ſeiner Reue, und ließ ihn nicht ungetröſtet von ſich. Sogleich ſuchte und erhielt Donnersberger von dem Gläubiger Wilibalds eine kurze Friſt, und als Margarethe ihren Kirchgang gehalten hatte, geſtand er ihr, daß er keine Ruhe auf Erden habe, als wenn er in ſeinen Orden zurückkehre, er aber bat ſie, ihm alles zu vergeben und ſeinem Andenken nicht zu fluchen. Margarethe bat ihn mit vielen Thränen um ihrer und ihres Kindes willen, von ſolchem Vorhaben abzutreten, denn ſie würde ja dadurch wie eine Wittwe und ihr Kind wie eine Waiſe. Als er aber erklärte, von ſeinem Ent

schlusse nicht abgehn zu können und ihr manchen Trost zusprach, besonders, daß Brigitta sich ihrer wieder annehmen, und wenn er, von Heilsberg aus, ein Zeugniß übersandt hätte, daß er in den Schooß der heiligen Kirche zurückgekehrt wäre, auch die dreihundert Mark zahlen wolle: da sagte sie auch, wiewohl nicht ohne Thränen, er solle mit Gott und in Frieden ziehn.

Donus — so nannte er sich fortan, zog gen Heilsberg, warf sich vor dem Bischof auf die Knie und bat, daß man ihn mit jeder Pönitenz, selbst mit der Todesstrafe belegen, nur zuvor noch von seinen Sünden absolviren, und ein Zeugniß von seiner Reue und Buße an Frau Brigitta nach Königsberg senden möchte. Das letzte that dann auch der fromme und freundliche Bischof, sprach ihm Trost zu, und schickte ihn in das Karthäuser-Kloster Marien-Paradies genannt, unweit Danzig, wo er, wie ein weinender Petrus, achtzehn Jahre lang zubrachte, und wegen seiner Bußfertigkeit und großen Frömmigkeit allen Ordensbrudern ein Muster ward. Als aber der Heilige Vater zu Rom ein großes Jubiläum durch die ganze Christenheit verkünden ließ, da bat Donus den

Bischof und die Obern seines Ordens, ihm die Wallfahrt nach Rom zu gestatten, um dort bei den Gräbern der Apostel von seinen Sünden losgesprochen zu werden. Die Bitte ward ihm gewährt; und fest umgürtet mit einem Stachelgurte, den er nie ablegte, trat er die Wallfahrt an, und genoß während derselben nichts, als Wasser und Brod. So auch auf der Rückreise.

Auf derselben wollte er auch noch das Gnadenbild zu Czenstochow in Groß-Polen besuchen. Als er aber nur noch wenig Meilen davon entfernt war, überfiel ihn eine schwere Krankheit, so daß er den ermatteten Körper kaum mühsam fortschleppen konnte. Da gewahrte er in einem lustigen Walde einen klaren Bach, der über Kiesel rann; er setzte sich ans Ufer und schöpfte Wasser in der hohlen Hand, um seine trockene Zunge zu letzen. Gütiger Gott, sagte er, schmeckt dieser Trunk Wasser nicht besser, als aller köstliche Wein, den ich während meines sündlichen Lebens genoß? Er blickte dankbar gen Himmel. Da rollte ein köstlicher Wagen vorüber, worin ein stattlicher Mann an der Seite eines schönen jungen Weibes saß. Als diese den bleichen zitternden Greis bemerkten, befahlen sie dem

Kutscher zu halten; redeten den Mönch an, und als sie hörten, wie er von Rom komme, und auf der Reise erkrankt wäre, luden sie ihn ein, auf ihren Wagen zu steigen, und mit ihnen auf ihr Schloß zu fahren. Das nahm Donus, der vor Mattigkeit nicht weiter fort konnte, mit großem Danke an, und als er erzählt hatte, daß er aus Preußen wäre, redete ihn die junge Frau in deutscher Sprache an, sagend, daß sie seine Landsmännin wäre.

So kamen sie an das Schloß, der kranke Donus ward freundlich von dem Wagen gehoben, und als er in ein Gemach geführt war, sah er dort ein Gemälde, dessen Züge ihm wohlbekannt waren, und fragte zitternd: wessen ist dieses Bildniß? Meiner Schwiegermutter Margarethe, antwortete der Hausherr, die vor Kurzem hier verstorben ist; dort in dem Walde, wo wir Euch trafen, ihrem Lieblingsplätzchen, ist ihr Grab, worüber ich eine Kapelle erbaut habe. Und Eure Frau heißt Maria? fragte Donus. Woher, ehrwürdiger Vater, fragte die junge Frau, wißt ihr meinen Namen? Da konnte Donus sich nicht länger halten; er legte die Hand segnend auf ihr Haupt, warf sich auf die Knie nieder, hob

die Hände gen Himmel und vermochte vor Weinen und Schluchzen kein Wort hervorzubringen. Als sich aber der Sturm der ersten Gefühle gelegt hatte, kam es zur Erklärung, daß Donus Mariens Vater, ihr Mann aber der Sohn des polnischen Kaufherrn wäre, dem Donus vormals zu Königsberg gedolmetscht hatte. Dieser, da Wilibald gestorben, hatte sich Margarethens, und ihres verlaßenen Kindleins angenommen, sie gleich seinem eigenen Kinde erzogen, und als sein einziger Sohn sie zum Weibe begehret, solches bewilligt.

Aller Freude war unendlich, und sie wußten nicht, wie sie Gott genugsam loben und preisen sollten. Ob nun aber die übergroße Freude auf den alten Donus wirkte, oder ob sein Stündlein geschlagen hatte, es ging ihm, wie einer Lampe der Oel gebricht; seine Krankheit nahm zu und seine Schwäche mehrte sich täglich. Nachdem er sich nun zum Tode bereitet hatte, bat er die Seinen, ihm, wenn er dahingeschieden wäre, ein Grab an Margarethens Seite zu gestatten. Dies geschah, und seine frommen Kinder, welchen er seine Lebensgeschichte vor seinem Ende mitgetheilt hatte, erbauten über die Gruft ein stattliches Kloster,

und stifteten darin eine ewige Meße für die Verstorbenen, welche dort von den frommen Mönchen gelesen wird — bis auf den heutigen Tag. Unfern dem Altar hängt ein großes Bild, worauf die Beschwörung Charels von einem Mahler kunstreich abgeschildert ist, und diesem gegenüber ein anderes, wie der reuige und bekehrte Donus mit der hohlen Hand das Wasser aus dem Bache schöpft. Die ehrwürdigen Mönche aber deuten einem Jeden, der geziemend darnach frägt, der beiden Gemälde Bedeutung.

Das

# Gericht Gottes,

nach einer Volkssage.

In Danzig lebte am Ende des sechzehnten Jahrhunderts der Bürgermeister Müller, beider Rechte Doctor, ein hochgelehrter, aber auch gar strenger Mann, der ein Schrecken der Verbrecher war, und jeder Bürger sagte: Niemand, der es irgend verdient habe, sey ungestraft entlassen worden. Aber daß er bloß nach strenger Gerechtigkeit, nach dem todten Buchstaben richte, des Wohlwollens, der Theilnahme, des Mitleids, kurz — sanfter Gefühle unfähig sey, und im Verbrecher nicht mehr den Menschen ehre, darüber seufzte so Mancher im Stillen. Er aber lebte ohne Sorge, denn er bedurfte nicht viel, und hatte weit mehr als ihm und den Seinen von Nöthen war, denn sein Bruder Petrus Müller war ein reicher Kauf- und Handelsherr. Dessen Schiffe kamen, wenn hundert andere beim Sturme verunglückt waren, unbeschadet aus den entfernten Meeren; und jede Unternehmung brachte

ihm, zugleich aber auch seinem Bruder, dem Bürgermeister, der all sein Vermögen in dieser Handlung angelegt hatte, reichlichen Gewinn.

Drum gab auch der Schöffenherr Arnold seinen Sohn Johannes, einen feinen Jüngling von seltner Schönheit und Sanftmuth, bei Herrn Müller in die Lehre. Der war denn auch treu, fleißig und ließ sich nichts verdrießen, so daß Müller, wiewohl er ein alter grämlicher Mann war, da er keinen Sohn hatte, den jungen Arnold so lieb gewann, als ob er sein eigenes Kind gewesen wäre, und weil solcher von einem ehrbaren, aber armen Geschlechte war, so schien Petrus Müller dem Gedanken nicht abgeneigt, daß dieser Arnold dereinst, mit Barbara, der Tochter des Bürgermeisters, vermählt, seine Handlung übernehmen sollte; denn der Herr Bürgermeister, der zwei Söhne hatte, wollte nicht, daß solche der Handelschaft, sondern der Gelahrtheit oblägen, und dereinst als weise rechtserfahrne Männer sichere Stützen der lieben Vaterstadt werden sollten. Der älteste, der selbst schon Rathmann war, hatte die Tochter seines Oheims geehlicht, das Vermögen kam also nicht in fremde Hände. Doch wünschten auch alle,

daß die Handlung, die einen so großen Ruf besaß, nicht untergehen, sondern noch den Ihrigen zu Nutzen kommen möchte. Daher fiel ihr Auge auf den jungen Arneld, weil derselbe überall so höflich und bescheiden war, und daher auch der Jungfer Barbara, die sechs Jahre jünger denn er war, wohl zu gefallen und sich jederzeit nach ihr zu sehnen schien. Nun konnte wohl wegen der freilich vergänglichen Schönheit Niemand diese Barbara ehelichen; denn sie war von bleicher Gesichtsfarbe, die Blattern hatten ihr gar arg mitgespielt, und wenn man Alles gleich auf mancherlei Weisen zu verstecken und zu glätten suchte, so entging doch wohl Niemanden der merkliche Höker, den sie sowohl hinten als auf der Brust hatte, und doch war sie zugleich auf ihres Vaters hohe Würde und ihren Reichthum stolz, schmückte sich mit goldenen und silbernen Spangen, mit edeln Perlen und köstlichen Edelsteinen, so daß es ihr an prächtiger Kleidung und köstlichem Geschmeide keine Frau, noch Jungfrau zu ganz Danzig hierin gleich that, wodurch sie dann aber auch ihres Stolzes wegen in kein geringes Gespött kam. Dieses Alles aber mochte wohl der Grund seyn, daß

ihr ein jeder junge Geſelle gern aus dem Wege ging.

Der junge Arnold aber, der gegen alle Welt demüthig und liebreich war, ſuchte auch aus groſſer Ehrerbietung gegen ſeinen Patron und deſſen Herrn Bruder, ihr in Allem gefällig und nach Willen zu ſeyn, und die alten Herren ſtimmten nun darin überein, daß, weil er arm wäre, er wohl dereinſt mit Freuden nach Barbara und der ſchönen Handlung greifen würde. Darum ſandte ihn auch ſein Patron, zur Erlernung aller Handlungsgeſchäfte, nicht bloß nach den nordiſchen Reichen, ſondern auch nach England und Burgund, ja ſelbſt nach Venedig. Die Aufträge ſeines Herrn richtete er treulich aus, erwarb ſich aber auch überall ſolche Güte und Freundſchaft, daß ihm ein jeder zuſagte, wenn er ſelbſt eine Handlung errichten wolle, ihm auf alle Weiſe dienſtlich und förderlich zu ſeyn.

Daher als er nach Danzig zurückgekehrt war, und ſein Vater indeſſen das Zeitliche geſegnet, ihm aber ein Paar tauſend Gulden zurückgelaſſen hatte, errichtete er ſofort eine eigene Handlung, und machte viele ſchöne und große Geſchäfte. Der Herr Bürgermeiſter

aber und dessen Bruder empfingen ihn bei seiner Rückkehr mit Freuden, richteten ein jeder ihm zu Ehren ein großes Gastmahl aus, wobei Barbara in großer Pracht und fürstlichem Geschmeide erschien, und immer an Arnolds Seite ihren Platz erhielt, ihm auch sehr viele freundliche Blicke und Worte gab. Darauf erwiederte er immer mit gebührender Reverenz, nur an Heirath und Liebe wollte er nicht denken. Solches verdroß Herrn Peter Müller nicht wenig, und darüber ließ er einst im Aerger einige Worte gegen seine alte Muhme, Frau Rahel, fallen.

Die gedachte Rahel aber, die, seitdem Müller seine Frau verloren hatte, dessen Hauswesen vorstand, war ein böses Weib, das nie genug hatte, und Benedikt, der jetzt der Müllerschen Handlung vorstand, hatte sich mit mancher Verehrung an sie gewandt, um den alten Herrn dahin zu bringen, daß ihm solcher die Handlung dereinst abtreten möchte. Weil er aber gar nicht einfältig war, so merkte er bald nach Arnolds Rückkehr, worauf es eigentlich abgesehn sey, erklärte daher an Frau Rahel, daß er gegen eine Heirath mit Barbara gar nicht abgeneigt sey, wenn er nur mit ihr

zugleich die Handlung erhalte. Rahel aber dachte: es iſt beſſer von Zweien zu nehmen als von Einem. Drum, als Herr Müller einige Worte gegen ſie fallen ließ, ſagte ſie: Ihr wollet doch nicht zürnen über den guten Arnold, der ſo züchtig und demüthig iſt, daß er es gar nicht waget ſein Auge gegen eine Jungfrau aufzuſchlagen, am wenigſten gegen die Tochter des erſten Bürgermeiſters. Wenn es mir aber vergönnet wäre, ihm merken zu laſſen, wie günſtig man gegen ihn denket; ſo ſollte wohl alles zum Guten gedeihen. Müller war damit wohl zufrieden, und verlangte bloß, daß Alles fein verblümt geſchehen ſollte. Nun aber traf es ſich durch ſonderbare Schickung, daß Arnold noch ein Barett von ſeiner verſtorbenen Mutter fand, aus Sammet mit breiten goldenen Spangen, und weil er der Frau Rahel nichts aus der Ferne mitgebracht, dieſe ihm aber, wie höchſt unzufrieden ſie damit war, deutlich genug zu verſtehen gegeben hatte, ſo ſchickte er ihr ſolches Barett gerade damals zum Geſchenk. Da meinte denn die geizige Alte, jetzt ſey es Zeit das Eiſen zu ſchmieden. Sie konnte daher nicht länger warten, ſondern eilte am nämlichen Tage zu Arnold. Der aber

hatte gerade herrlichen Wein aus Alicante bekommen, mit ein Paar guten Freunden einige Flaschen davon angezecht, sie hatten ihn so eben verlassen, er selbst aber war frohes Muths und guter Dinge, als Rahel zu ihm hineintrat. Er setzte ihr sogleich von diesem Weine vor, schenkte fleißig ein und die Alte, die dadurch noch beredter wurde, berichtete ihm augenblicklich ohne Umstände, daß er sogleich die Müllersche Wohnung erhalten könne, wenn er Jungfer Barbara heirathen wolle. Da antwortete Arnold lachend, daß ein Ritter, um den Schatz zu erhalten, den Drachen, welcher solchen bewachet, tödtet, habe ich wohl in alten Historien gelesen, nicht aber, daß er sich auf Zeitlebens zugleich mit dem Schatz auch den Drachen auf den Hals ladet, und darum habe ich dazu auch gar keine Lust.

Der Alten, die vom Wein erhitzt war, verdroß es nicht wenig, daß er ihren Antrag ablehnte, und Barbara dabei einen Drachen nannte. Darum gab sie ihm harte Worte, die denn Arnold nicht aufs freundlichste erwiederte, und endlich, da es die Alte gar zu arg machte, sie zur Thüre hinauswarf. Diese, durch den Wein und aus Wut ganz außer sich,

erzählte nun gleich auf der Straße jedem ihrer Bekannten den Vorgang. Dadurch wurde bald solcher in der ganzen Stadt bekannt, und Mancher, der es der Barbara gönnte, gab ihr nun den Spottnamen Drache.

Benedict aber glaubte, nun sey es Zeit rasch zuzugreifen, erhielt auch nach Wunsch die Handlung abgetreten, und feierte nach wenig Wochen mit Barbara die Hochzeit, hatte aber in seinem Ehestande wenig Freude, denn seine Frau machte ihm bei jeder Gelegenheit seine Armuth zum Vorwurf, und ihre Verwandten hatten beständig was an ihm zu meistern. Darüber wurde Benedict mißmüthig, suchte Trost außer dem Hause, zechte und spielte, vernachlässigte darüber seine Handlung, gab den Verwandten schnöde und harte Worte; und da er alles in Verwirrung gebracht, und sich mit Schulden belastet hatte, nahm er ins geheim das Geschmeide seiner Frau, und ging zu Schiffe davon. Arnolds Handel war indeß mit jedem Tage blühender geworden; aber zwischen ihm und der Familie Müller, die ihn als die Ursach alles ihres Unglücks betrachtete, herrschte der tödtlichste Haß. Doch Arnold geachtet von allen seinen Mitbürgern, kehrt

sich nicht daran; blieb aber doch unverheirathet, wiewohl ihm ein Jeder gern seine Tochter zum Weibe gegeben hätte.

Eines Tages aber, da ein Schiff aus Antwerpen kam, fragte ein feiner schwarzlockiger Knabe, der sich noch in der deutschen Sprache nicht recht auszudrücken vermochte, nach Herrn Arnold. Dieser saß eben in seiner Schreibstube, als der Knabe hineintrat und ihn sofort umhalste. Arnold erschrak heftig. Beide sprachen viel in welscher Sprache, die Arnold auf seinen Reisen erlernt hatte, und Olivio (so nannte sich der Knabe) blieb seit dieser Zeit in Arnolds Hause. Die Sache hätte weniger Aufsehen erregt, wenn nicht der Argwohn, daß Olivio ein Frauenzimmer wäre, durch das Müllersche Haus, und besonders durch Barbara in der ganzen Stadt umhergetragen wäre, so daß Arnold, wo er sich zeigte, überall den spähenden Blicken und auch mancher verfänglichen Frage entgegen ging. Um dies zu vermeiden war er beständig zu Hause, und Olivio wich dort gar nicht von seiner Seite. Darüber wurde nun beinahe in der ganzen Stadt mancherlei gesprochen und gemuthmaßet, doch auf den rechten Grund ver-

mochte Niemand zu kommen. Arnold schien aber täglich schwermüthiger zu werden, entzog sich selbst seinen Hausgenossen, so daß er größtentheils nicht zu Tische kam, und ob er gleich vormals ein fleißiger Kirchengänger war, so gab er auch selbst dieses auf, und der alte Doctor Färber, der es immer gut mit Arnold gemeint hatte, und schon ein Freund seines Vaters gewesen war, glaubte nun, daß es Pflicht sey, ihn zu besuchen, und wo möglich, auf den rechten Weg zu bringen.

Beim Eintritte des ehrwürdigen Greises entfernte sich Olivie, Arnold aber wurde äußerst verlegen. Allein die Sanftmuth und Herzlichkeit des frommen Mannes, den er jederzeit wie seinen Vater ehrte, machte auch bald wieder das vorige Zutrauen rege. Beide sprachen lange mit einander. Am folgenden Morgen ging Arnold zu Frühmette, am nächsten Sonnabende zur Beichte, und am darauf folgenden Sonntage zum Tische des Herrn. Arnolds sämmtliches Hausgesinde aber sagte in der Folge aus: Olivie habe die ganze Woche hindurch verweinte Augen gehabt, oft und viel mit Arnold in welscher Sprache geredet und dabei häufig geschrien und getobt. Arnold aber

habe einem seiner Handlungsdiener geboten, mit einem Fuhrmanne zu verdingen, der gerade nach Breslau ging, daß er den Olivio dorthin mitnehmen solle, den er seit dieser Zeit nach Möglichkeit zu vermeiden gesucht habe, dieser aber hätte von der Reise nichts hören noch wissen wollen.

So stand die Sache, als Arnold aus der Kirche kam, sein Gemach verschloß, und nachdem er dort gebetet und gesungen hatte, mit seinen Hausgenossen zu Tische gehen wollte; so wie dies schon seit einigen Tagen geschehen war. Allein als er die Thüre geöffnet, trat Olivio, der schon vor der Thüre gewartet hatte, hinein, und nöthigte ihn, so wie dies vormals geschehen war, mit sanfter Stimme, auf seinem Zimmer mit ihm allein zu speisen. Nach Tische aber hörten die Hausleute, daß Olivio schrie und weinte. Plötzlich riß Arnold die Thüre auf, rief nach Hülfe, und daß man nach dem nächsten Arzte laufen sollte. Alle, die im Hause waren, eilten herbei, sahen nun, daß Olivio auf der Erde liegend in seinem Blute schwamm, und ein Messer in seiner Brust stecken hatte. Dieser aber deutete auf Arnold und sagte vernehmlich: das, das mein Mör-

der! — zuckte noch einige Mal und starb. Der Arzt kam zu spät. Die Nachbaren waren zusammengelaufen, und bald kam auch der Rathsherr Müller nebst der Wache, verhörte die Hausgenossen, und nachdem er ihre Aussage, so wie hier erzählt ist, niedergeschrieben hatte, gebot er, daß man den Arnold, so sehr dieser auch seine Unschuld betheuerte, ins Gefängniß führen und als einen Mörder in Ketten legen sollte. Tages darauf wurde er verhört, und nachdem er nochmals seine Unschuld betheuert hatte, gab er folgenden Bericht, den der Gerichtsschreiber aus seinem Munde niederschrieb.

„Als mich Herr Müller auf Reisen gesandt hatte, kam ich auch gen Venedig und die mitgebrachten Empfehlungsschreiben bewirkten mir überall eine freundliche Aufnahme. Besonders wurde ich in dem Hause Grimaldi mit vieler Güte behandelt, und ich schloß bald mit Dominico, dem ältesten Sohne, die größte Freundschaft, der mir alles Merkwürdige in Venedig zeigte und jedes Vergnügen zu verschaffen suchte; aber um einiger jungen Venetianer willen vergab: ich wäre sehr reich, und der Sohn eines vornehmen Handelsherrn aus

Danzig. Diesem widersprach ich nicht, und daher ward jener Glaube in Venedig allgemein, wo ich nun in Herrlichkeit und Freuden lebte. Deutsche Zucht und Ehrbarkeit war mir jederzeit theuer und werth; aber die freiern Sitten des Auslandes, der warme Himmelsstrich, die feurigen Weine, der Mangel bestimmter Beschäftigung und der Anblick so vieler schönen Bildsäulen und Gemälde hatte auch mein jugendliches Herz für manche Gefühle mehr geöffnet, die es im lieben Vaterlande früher nicht gekannt hatte, und wollte Gott, daß ich der Versuchung nimmer Gehör gegeben hätte. Alles war in Welschland für mich neu und reizend, besonders konnte ich mich an den schönen Landhäusern und Gärten, die an den beiden Ufern der Brenta lagen, nicht satt sehn, und weil Grimaldi selbst ein schönes Landhaus besaß, so fuhr ich und Dominico oft auf einer Gondel dahin.

Einst thaten wir dies, noch von einigen jungen Männern begleitet, alle jubelten, sangen und zechten bis gegen den Morgen. Da sie nun zu Bette gingen, ließ mich die Glut in meinen Adern nicht schlafen. Daher ging ich ins Freie, weil mir so wunderlich und wehmü-

thig ums Herz war, ich ſahe die Sonne aufgehen, badete mich in der Brenta, und machte nun einen Spaziergang zwiſchen den herrlichen Gärten, wo überall die Blüten dufteten und die Geſänge der Nachtigallen ertönten. Aber dieſe übertraf der Geſang einer weiblichen Stimme, von einer Zither begleitet. Wie angefeſſelt ſtand ich da, und horchte noch immer, als die Töne ſchon längſt verhallt waren. Da kam eine Jungfrau aus einem duftenden Pomeranzenwäldchen; die Zither in ihrer Hand bewies, daß es die Sängerin war. Der Morgenwind ſchlug ihren Schleier zurück. So ein wunderſchön Gebild hatte ich noch nie geſehn.

Wir fuhren nach Venedig zurück, ſtumm ſaß ich da, denn die Sängerin konnte ich nicht vergeſſen. Mit Dominico oder Andern von ihr zu ſprechen, ſchien mir Entweihung, aber denſelben Abend ließ ich mich durch einen getreuen Gondelführer wieder zurückbringen und harrete am Pomeranzenwäldchen. Es kam eine junge Dirne vorüber, ich fragte ſie, ob ſie mir nicht ſagen könne, wer die Sängerin geweſen ſey. Ei, ſagte ſie lachend, wer ſollte die ſchöne Olivia nicht kennen? So entſpann ſich ein Geſpräch, ſie geſtand mir, daß ſie Olivia's

Dienerin wäre, erzählte, daß solche häufig in dies Wäldchen komme. Sie fragte nun auch, wer ich wäre. Ohne Bedenken, sagte ich ihr meinen Namen, wie ich mit Dominico hergekommen, und zufällig ihre Gebieterin erblickt habe. Ich besuchte das bewußte Wäldchen einige Nächte hindurch, aber vergeblich, und dies ängstliche Harren und dieser Schmerz und dieses Sehnen erhöhten meine Leidenschaft. Wachend sprach und handelte ich wie ein Träumender, so daß Dominico und seine Gefährten mich oft verlachten. Ich aber dachte nur an die unbekannte Sängerin, und wie groß war mein Entzücken, als ich zur Karnevalszeit auf dem Sanct Marcusplatz mit andern ganzen Leuten umherging, und ohne, daß es diese bemerkten, von einem verlarvten Frauenzimmer, das ich an ihrem Wuchs sogleich für die Sängerin erkannte, einen leisen Schlag auf die Schulter bekam. Ich suchte mich unter einem Vorwande abzusondern, und folgte der Verlarvten, die aber bald in einen großen Pallast ging, der, wie ich wohl wußte, dem Senator Condottieri, einem der edelsten und reichsten Venezianer, gehörte. Es blieb mir wohl kein Zweifel übrig, daß dieses seine Tochter wäre,

und der Gedanke, daß eine solche Liebschaft Verwegenheit sey, und es für mich die größte Thorheit seyn würde, an die Heirath mit einer so vornehmen Venetianerin zu denken, beugte mich tief, und ich beschloß eine solche Leidenschaft mir ganz aus dem Sinne zu schlagen.

Da kam ein Mädchen aus dem Pallaste, das mir bekannt schien, und ich erinnerte mich bald an die Dirne, die ich an dem Pomeranzenwäldchen gesprochen hatte. Sie blickte mich freundlich an, und sagte, indem sie schnell bei mir vorüber ging: vergeßt nicht, in künftiger Mitternacht wieder an dem Orte zu seyn, wo ich euch früher erblickte. — Ich wußte jetzt nicht, was ich thun und lassen sollte. Ich, der arme verwaiste Arnold, der einzig durch die Gunst des Müllerschen Hauses bestand, und die Tochter des Condottieri, denn dafür konnte ich sie doch nur halten, — was sollte ich thun? mich ihr entdecken, und dann mit Verachtung zurückgewiesen werden? oder sollte ich sie, die ich liebte, schändlich hintergehen? So kämpfte ich mit mir selbst; allein die Liebe riß mich fort. Sie noch ein Mal zu sehn, den Silberton ihrer Stimme noch ein Mal zu hören, nur hieran konnte ich denken, und so war ich schon

lange vor Mitternacht an dem bestimmten Orte. Mit jedem Augenblicke stieg meine Angst, daß ich hier verachtlich seyn könnte. Bald hielt ich mich für getauscht, bald fürchtete ich Nachstellungen; ich hatte einen Dolch mitgenommen, aber als ich ihn ergreifen wollte, da gedachte ich auch, daß es ein Glück seyn würde, wenn mich Jemand [illegible] freudenlosen Lebens berauben wollte. Da hörte ich von Ferne die Zither, und die Stimme der schönen Sängerin; ich eilte den Tönen nach; schon kam mir die bekannte Dienerin entgegen, winkte mir lächelnd, ich folgte ihr in einen herrlichen Gartensaal. Zu Olivia's Füßen zu sinken und ihre Hand schweigend an meine glühenden Lippen zu drücken, dies war Alles, was ich vermochte. Freundlich hieß sie mich aufstehen, setzte mir köstliche Erfrischungen vor, fragte mich nach meinen Bekanntschaften, und als ich ihr Grimaldi und meinen Freund Dominico nannte, verbot sie mir aufs strengste, diesen etwas von unserer Bekanntschaft zu entdecken, sagte, daß ich ihrer Dienerinn vertrauen und sie jederzeit um Mitternacht an diesem Orte, vielleicht auch künftig zu Venedig, doch immer nur auf wenig Augenblicke sprechen könnte. Sie geeet

mir daher auch, mich bald wieder zu entfernen. Ich gehorchte, wie wohl mit schwerem Herzen, machte der Dienerinn, die mich begleitete, ein ansehnliches Geschenk, war fortan meiner Seele nicht mehr mächtig, und dachte den ganzen Tag hindurch nur an die Augenblicke der Mitternacht. Selbst meinen Umgang mit Dominico brach ich ab, und dieser suchte mich auch nicht auf. Doch kam er eines Tages zu mir; vergieb, sagte er, daß ich dich einige Tage vernachlässigt habe; mein Vater hat endlich vom Senator Condottieri für mich die Hand seiner Tochter erhalten. Das Mädchen zaudert zwar mit ihrer Einwilligung, und soll, wie es heißt, eine geheime Liebschaft haben; auch ist an dem alten tückischen Condottieri, einem bekannten Wollüstling, nicht viel Gutes, aber was kümmerts mich, das Mädchen ist schön wie eine Liebesgöttin, und der Alte hat Gold die Fülle. — So sprach er noch weiter fort, und ich, im Begriffe ohnmächtig niederzusinken, gewann Zeit zur Besinnung, und klagte über Krankheit. Dominico bezeugte, daß man solche mir gleich ansehn könnte, und empfahl mir einen Arzt.

Was sollte ich thun? meinem Freunde, und diesem überdem noch thöricht und vermessen in den Weg treten? — Ich beschloß mich loszureißen, aber je näher die Mitternachtsstunde rückte, je mehr trieb es mich auch nach den Ufern der Brenta. Olivia dort noch ein Mal zu sehen, sie zu bitten, meinen Freund glücklich zu machen, dieses war mir in Verlangen. Beim Anblick der Beiden ward es mir schwer ihn zu erfüllen; aber als ich ihre Hände mit Thränen benetzte, kein Wort hervorbringen konnte, sie mich zu reden beschwor, und ich nun, wiewohl mit schwerem Herzen selbst in sie drang, dem Willen ihres Vaters gemäß, Hand und Herz meinem Freunde Dominico zu schenken, da umschlang sie mich mit ihren Armen und that einen solchen Eid, daß sie nur mit mir leben und sterben wolle. Sie zog mich in ein ander Gemach; vor einem schönen Marienbilde nahm sie einen köstlichen Ring von ihrem Finger, und weil ich auch gerade einen Ring, ein Andenken von meiner verstorbenen Mutter, am Finger trug, so forderte sie, daß ich diesen gegen den ihrigen umtauschen sollte. Wer hätte solches in diesem Augenblicke verweigern können? Sie umarmte mich auf's zärtlichste,

sagte nun', daß sie sich vor Gott und allen Heiligen als mein Weib betrachte, und nun fiel zwischen uns die letzte Scheidewand nieder. Ihre Dienerin brachte mich zu ihrem Vater, einem benachbarten Gärtner. Bei diesem schlug ich meine Wohnung auf, ging höchst selten nach Venedig und brachte alle übrige Zeit bei Olivia hin.

Nun aber forschte auch Olivia nach meinen Eltern, meinem Wohnorte, und da ich ihr Alles freimüthig bekannte, schien ihr Auge sich zu trüben, doch ermannte sie sich bald. Sie gestand mir, daß sie mich nach meinem Umgange mit Grimaldi und andern vornehmen Häusern, auch dem Gerüchte zufolge, für den Sohn irgend eines reichen Handelsherrn gehalten habe; doch soll, fügte sie sofort hinzu, Euer Geständniß unserer Liebe keinen Abbruch thun, wenn Ihr nur Alles für mich zu wagen bereit seyd. Ich Thörichter beschwor dieses sofort mit einem theuren Eide, sie aber lohnte mir solches mit vielen Küssen, und gebot mir, sobald ein Schiff nach der Levante segelfertig läge, ihr sofort davon Nachricht zu geben, und zuvor für uns Beide und unser Geräthe einen Platz darauf zu verdingen. Zu Allem war ich

willig und bereit, denn Olivia hatte mich gleichsam bezaubert. Auch fand ich bald ein Schiff, welches in wenig Tagen nach Smyrna abgehen sollte.

Aber nun stieß auch manches Bedenken in mir auf. Sollte ich meinen Patron, auf dessen Kosten ich gereist war, so schnöde verlassen, meine Vaterstadt, das mir so werthe Danzig, nimmer wieder erblicken? Auch sah ich nicht ein, was ich gerade in der Levante thun sollte. Aber alle Bedenklichkeiten, die ich der schönen Olivia vortragen wollte, waren bei ihrem Anblicke sogleich wieder vergessen. Sie selbst aber brachte mich wieder darauf, als sie mir gebot, mich mit zwei getreuen Gondelführern zu einer bestimmten Zeit einzufinden. Wir wollen, sagte sie, nicht armselig von hier scheiden, denn außer ihrem Geschmeide und vielem köstlichen Silbergeschirr, hoffe sie, mir noch eine beträchtliche Geldsumme überliefern zu können. O, sagte ich, laßt Eurem Vater seine Schätze, es ist ja genug, daß ich seine Tochter ihm raube. Sie schmeichelte mir freundlich, verlachte aber meine Bedenklichkeit, und es schien mir, als ob meine Liebe einen kleinen Stoß bekommen wollte, und hiedurch in etwas abgekühlt, konnte

ich nun die Frage aufwerfen, warum wir gerade nach der Levante gehen wollten. Ei, sagte sie, da sind wir ja am sichersten; denn wenn man uns ausspähen, und die Auslieferung fordern sollte, so sind wir, sobald Ihr den Mahomed als Propheten anerkennt, und Euern Glauben abgeschworen habt, völlig sicher. — Mich überlief es eiskalt, ob ich gleich die Rede nicht für Ernst hielt. In dem Augenblick kam die Dienerin, redete insgeheim mit Olivia, die mir nun mich eiligst zu entfernen, und um Mitternacht mit den Gondelführern wiederzukommen, gebot.

Ich eilte nach Venedig. Oft war es, als ob mein guter Engel mir sagte; ich sollte Olivia's Vorschlägen kein Gehör geben. Aber ich war doch dermaßen verblendet, daß ich mich von ihr nicht losreißen konnte. Da stieß ich unerwartet auf Dominico, der fiel mir freudig um den Hals, sagte mir: er sey ehegestern mit Condottieri's Tochter Leonora verlobt, und lud mich ein, nach acht Tagen seinem Hochzeitsfeste beizuwohnen. Leonore? fragte ich, hat denn Condottieri zwei Töchter? Daß ich nicht wüßte, antwortete Dominico. Nun, sagte ich, wiewohl mich in etwas verheimlichend, ich habe ja

auch von einer gewiſſen Olivia etwas gehört. Doch wohl nicht, antwortete Dominico, daß dieſe verſchmitzte Courtiſane Condottieri's Tochter iſt? dieſe Olivia iſt weiter nichts, als eine argliſtige Buhlerin, die den alten Thoren, meinen künftigen Schwiegervater ſo beſtrickt hat, daß er ganz nach ihrem Willen handelt und ſie mit Gold überſchüttet. Doch ſoll ſie ihm nicht einmal treu ſein, ſondern Bertrand, der Sohn eines reichen Handelsherren aus Antwerpen, der vor ein Paar Monaten hier war, erzählte mir damals, als von meiner Heirath noch gar nicht die Rede war, daß er bei dieſer Olivia ſehr oft um Mitternacht, durch ihre verſchmitzte Dienerin, in das an der Brenta liegende Gartenhaus des alten Condottieri eingeführt worden, und ſo mit ihr einige Wochen lang eine geheime Liebſchaft gepflogen habe."

Dieſes konnte ich nicht ertragen, ohnmächtig ſtürzte ich nieder. Dominico brachte mich nach meiner Wohnung; dort verfiel ich in eine ſchwere Krankheit, redete irre und ſprach nur einzig von Olivia. Dominico ſorgte für mich als ein redlicher Freund. Nur langſam genas ich, und als ich zum erſten Male wieder nach Olivia fragte, da bat mich Dominico fle-

hentlich, des argliſtigen, boshaften Geſchöpfs nicht weiter zu gedenken, ſondern rieth mir, da meine Geſchäfte beendigt wären, bald möglichſt wieder nach meiner Vaterſtadt zu eilen. Dieſes that ich denn auch, und wie es mir in Danzig hier weiter erging, iſt männiglich wohl bekannt. Nur will ich nicht verbergen, daß Olivia's Bild noch oft vor meiner Seele ſtand, und ich mich der Thorheit ſchuldig machte, da ich mit dem Handelshauſe Bertrand zu Antwerpen in Verbindung kam, mich bei dem jungen Bertrand, den ich auf meinen Reiſen perſönlich kennen gelernt hatte, insgeheim nach dieſer Olivia zu erkundigen.

Mit Schrecken, doch nicht ohne einige Freude, erfüllte mich nun ein Brief von Bertrand, worin ſich auch ein an mich von Olivia gerichtetes Brieflein befand. Dieſes alſo lautete:

„Ohne Dich, Du geliebter Treuloſer, kann ich nicht leben. Daß Du mich ſo ſchnöde verließeſt, gegen Deine feierliche Zuſage unſere Liebe dem Grimaldi verriethеſt, darüber müßte ich Dich verabſcheuen, mit unverſöhnlicher Rache bis ans Grab verfolgen, wenn meine Liebe nicht noch größer wäre, als mein Zorn. Alles

habe ich Dir aufgeopfert. Alles durch Dich verloren, nur nicht den Ring, der vormals Deiner Mutter gehörte, und den Du selbst beim feierlichen Gelübde heiliger Treue an meinen Finger steckteſt. Ihn werde ich Dir vorhalten, er mag Dich an Deine Schwüre erinnern; denn ich eile zu Dir, um in Deinen Armen der Liebe höchstes Glück, oder durch Dich den Tod zu finden."

Alle Gefühle der ersten Liebe erwachten; gerne hätte ich Olivien für unschuldig und engelrein erklärt; nur daß dieser Brief durch Bertrand kam, dieß bestärkte Dominico's Aussage, die mein liebetrunkenes Herz so gerne für eine Lüge erklärt haben würde. Ich schwankte einige Tage unentschlossen; endlich schrieb ich an einen Freund nach Antwerpen, und bat ihn im Vertrauen, mir über Olivia's Verhältnisse mit Bertrand Nachricht zu ertheilen. Zugleich schrieb ich nach Venedig an Dominico, daß er mir von Olivia, und auf was für eine Art sie von dort sich entfernt hätte, Nachricht geben möchte. Mich ängstigte zuweilen der Gedanke: sie würde hieher kommen, und oft war dies wieder mein innigster Wunsch; denn jene thörichte Leidenschaft war noch immer in meinen Herzen.

Bevor ich noch über sie und das Betragen, welches ich gegen sie zu beobachten hätte, einen bestimmten Entschluß gefaßt hatte, langte sie hier an, und bei meiner Denkungsart wars mir schon äußerst angenehm, sie für einen mir empfohlenen Jüngling ausgeben zu können. Sie bot Alles auf, mich wieder zu fesseln und bald hatte sie auch ihren Zweck erreicht. Ich Thörichter glaubte dem Mährlein von ihrer Unschuld, denn ich wünschte sie unschuldig. Sie drang nun in mich, daß ich mein Eheversprechen erfüllen sollte, und ich war hierzu schon nicht abgeneigt, als ein Brief aus Antwerpen ankam, der es nicht unwahrscheinlich darthat, daß sie mit Bertrand in unerlaubten Verhältnissen gestanden, und dieser auf Geheiß seines Vaters die Bublerin fortzuschaffen gezwungen worden. Dieses kühlte mich ab; dennoch so oft ich dazu den Entschluß faßte, und selbst Gott um Beistand bat, war ich mich von ihr loszureißen nicht im Stande. So hatte sie mich bestrickt, und würde vielleicht ihren Zweck dennoch erreicht haben, wenn nicht ein Brief Dominico's mir die Nachricht gegeben hätte, daß Olivia, im Vertrauen ich würde sie in der nächst, kommenden Nacht abholen, nicht nur ihre ei-

gene Habe, sondern auch selbst alles Silbergeschier Condottieri's, und aus dessen erbrochenen Geldkasten eine Menge Zechinen zusammengepackt hatte. Da ich mich aber aus den oben erzählten Gründen nicht einfand, gerieth sie in Schrecken, und eilte mit ihrer Beute nach Venedig um mich aufzusuchen, und wenn sie mich nicht fände, allein abzusegeln.

Ungünstige Winde hielten das Schiff auf; Condottieri entdeckte den Raub, den er doch Niemanden als der Entflohenen beimessen konnte, und da bekanntlich die Polizei zu Venedig so äußerst schlau und strenge ist, so wurde sie bald entdeckt, und in das Gefängniß unter den Bleidächern gebracht. Sie würde auch unstreitig wegen ihres Raubes mit dem Leben gebüßt haben, wenn nicht Condottieri, der noch immer einige Liebe für sie fühlte, es durch seinen Anhang und manche Beschönigung ihrer That dahin gebracht hätte, daß ihr das Leben geschenkt wurde, wozu auch Grimaldi und dessen Sohn, welche sie aber auch gerne entfernt haben wollten, doch bloß unter der Bedingung mitwirkten, daß sie mit der Landesverweisung belegt, doch ihr selbst aus Mitleiden noch einiges Reisegeld zugesandt wurde. Dieser

Brief erschütterte mich heftig. Doch würde ich selbst hierdurch noch nicht zu dem unwandelbaren Entschlusse gekommen seyn, mich völlig von ihr loszureißen, wenn ich nicht durch sonderbare Schickung den Besuch des ehrwürdigen Doctor Färber erhalten hätte.

Gegen diesen frommen Mann schüttete ich mein ganzes Herz aus. Ich gelobte Gott, mich von der arglistigen Buhlerin zu trennen; diese merkte es wohl, daß etwas in meinem Herzen vorging, und bot alle ihre Kräfte auf. Daher vermochte ich nicht, ihr mein Vorhaben ins Antlitz zu sagen. Doch that ich es durch ein Schreiben, worin ich ihr eine Summe, oder, wenn sie es lieber wollte, ein Jahrgeld unter der Bedingung anbot, daß sie nicht mehr vor mir erscheinen, Danzig verlassen und einen andern Wohnsitz erwählen sollte. Sie gab mir keine Antwort, drängte sich aber zu mir, und bot Alles auf, meinen Entschluß wankend zu machen. Ich aber hatte durch Gebet und dadurch, daß ich zum Tische des Herrn gegangen war, eine solche Stärke erlangt, daß ich alle Versuchung von mir zu weisen vermogte. Da ergriff sie ein Messer, mit den Worten, daß, ehe ich sie verstoßen könnte, ich sterben müßte.

Sie stieß gräßliche Flüche und Verwünschungen aus. Ich aber entwand ihr das Messer. Nun aber griff sie nach dem, welches an der Stelle, wo ich gegessen hatte, auf dem Tische lag und stieß sich solches in die Brust." —

Dieser aus den Akten entlehnten und nur etwas abgekürzten Aussage schaffte noch überdem das Zeugniß des ehrwürdigen Färber bei vielen nahmhaften Bürgern, ehrbaren Schöppen und Rathmännern völligen Glauben. Nur der Bürgermeister Müller, dessen ältester Sohn, der Rathsherr, und sein zweiter Sohn der Schöppen- und Gerichtsherr war, stemmten sich dagegen. Alle drei waren hoch studirt, und beider Rechte Doctoren, führten Exempel an, daß große Bösewichte gerade, um ihr Verbrechen desto unwahrscheinlicher zu machen, zuvor zum Tische des Herrn gegangen wären. Auch bewiesen sie aus geistlichem und weltlichem Rechte, wie sehr man die letzten Worte eines Sterbenden ehren müsse. Sie verbreiteten selbst und durch ihre Anhänger allerlei Gerüchte von Arnolds Undank gegen das Müllersche Haus, wie er dessen Handel an sich gezogen, und bei den Unfällen mit Benedict Spott und Schadenfreude geäußert habe. Dadurch erstickten sie

das für ihn erwachende Mitleiden, und brachten es dahin, daß bei allen Ordnungen der Stadt Danzig wenigstens der Argwohn erwachte, Arnold könne doch wohl der Mörder Olivia's seyn, und da er solches herzhaft leugnete, ward gegen ihn auf die peinliche Frage erkannt. Alle Mühe des Doctor Färber, solches von ihm abzuwenden, war fruchtlos. Da begab sich der theure Greis zu ihm ins Gefängniß, ermahnte ihn, sich nicht durch den Schmerz zur falschen Aussage hinreißen zu lassen, sondern auf Gott, den Beschützer der Unschuld zu vertrauen, der bei dem Schwachen mächtig ist. Durch solche Ermahnung und Gebet erhielt Arnold grose Kraft, und ging des folgenden Tags getrost in die Folterkammer. Dort wies man ihm die schrecklichen Marterwerkzeuge, und ermahnte ihn die Wahrheit zu bekennen; er aber blieb bei Betheurung seiner Unschuld. Da legte man ihm die Daumschrauben an und marterte ihn hart; er aber betete während der Pein zu Gott und blieb seiner Aussage treu.

Doctor Färber säumte auch nicht, überall für Arnolds Vortheil thätig zu seyn, besonders da dieser durch die schwere Marter erkrankte.

Und schon wurde hin und wieder die Strenge seiner Richter laut getadelt. Da verhörten diese Arnolds Hausgesinde, und die eine Magd sagte aus, sie habe auf Arnolds Befehl die Tischmesser in der nämlichen Woche schleifen lassen. Arnold läugnete gar nicht, daß er dies, weil die Messer stumpf gewesen wären, befohlen habe; Müller aber deutete dieses, als einen neuen Beweis des bösen Vorsatzes, und gebot, ihn auf die Folterbank zu bringen, um durchaus ein Geständniß zu erpressen. Da schrie Arnold erbärmlich; als er ihn aber noch immer weiter ausdehnen ließ, da rief er: ich sterbe, und fordere dich zur Rechenschaft vor Gottes Gericht! Nun gebot Müller nachzulassen, aber zu spät, denn Arnold verschied.

Um dem Gerede entgegen zu wirken, das Mitleid zu ersticken und den Argwohn zu erregen, als ob gegründeter Verdacht Statt gefunden habe, wollte ihn Müller, gleich einem Verbrecher, zur Nachtzeit unter die Erde bringen lassen; allein Doctor Färber widersetzte sich und sagte laut zu Jedermann: dem unschuldig zu Tode Gemarterten müsse ein ehrlich Begräbniß nicht entgehen. Er begleitete ihn auch selbst zu Grabe, als er auf dem Kirchhofe in der

Stille beigesetzt wurde. Und als er am folgenden Sonntage über den Text predigte: wer da fest stehet, der sehe wohl für, daß er nicht falle; da wandte die ganze Gemeinde einige Mal ihre Blicke auf den Bürgermeister und dessen Sohn. Färber aber war noch zuvor, ehe das Begräbniß Arnolds bewilligt war, mit beiden hart zusammen gerathen, und da hatte denn der Herr Bürgermeister gesagt, er solle nicht vergessen, wen er vor sich habe. Färber aber antwortete ganz getrost: ey was doch, der fromme Kirchenvater Ambrosius vergaß nicht, daß Theodosius, der Kaiser, auch sein Herr war, als er solchem den an den Bürgern zu Thessalonich verübten Mord öffentlich vorhielt. Der Kaiser demüthigte sich, und bekannte seine Missethat, Ihr aber seyd verstockt in Euerm Herzen, darum verkündige ich Euch, wie dieses die Propheten in Israel oft ihrem verstockten Oberherren thaten, Gottes Zorn und Strafe; denn das vergossene Blut schreiet zu Gott um Rache. —

Diese harte Rede hatte bereits den alten Bürgermeister sehr erschüttert; die scharfe Predigt that auch das Ihrige, und Müller kam nun todtenbleich mit gesenktem Haupte aus der

Kirche, und sprach kein Wort, bis man ihn zu Tische lud, und er in das Speisezimmer trat. Da fuhr er laut auf, daß man den Arnold, der so auf seinem Sessel sitze, als er sterbend auf der Folterbank gelegen hätte, eiligst fortschaffen sollte. Jedermann entsetzte sich ob solcher Rede, aber Niemand hatte ein ähnlich Gesicht; Müller rannte aus dem Zimmer und schrie laut, man solle den Arnold zurückhalten, daß er ihn nicht verfolge. Man ließ sofort einen Arzt, und den Beichtvater Doctor Färber rufen. Der Arzt versicherte: Müller habe ein heftiges Fieber, und verordnete kühlende Mittel. Färber aber ermahnte ihn zu Gebet, Reue und Buße; aber Müller achtete darauf wenig, sondern sagte: seine Seele müsse dahinfahren; denn Arnold weiche nicht mehr von ihm, sondern lade ihn vor Gottes Gericht. Weder Gebet, noch Ermahnung wollten hier etwas verschlagen, sondern das Uebel mehrte sich mit jeder Stunde, und er starb nach drei Tagen indem er noch in den letzten Augenblicken sich selbst und seine Söhne, die ihn zum Bösen verleitet hatten, vermaledeite und verfluchte. Der Leichnam wurde schwarz wie eine Kohle, und ging so schnell in Verwesung über, daß man

mit der Beerdigung eilen mußte. Von seinen Söhnen starb der ältere, Marten, kinderlos, nach einem langwierigen Krankenlager; Petrus aber, der in Handelsangelegenheiten nach Gothenburg reiste, scheiterte während eines Sturms bei Bernholm und von allem Schiffsvolke wurde nur einzig der Steuermann gerettet, der beindhe vier und zwanzig Stunden lang auf dem Mastbaume umherschwamm. Müllers Kinder aber geriethen in Armuth und das ganze Geschlecht starb aus, so daß dreißig Jahre nach Arnolds Tode kein Mitglied davon mehr am Leben war.

# Die
# drei Höllengaben
## oder
## des Teufels Großmutter.

Nach einer polniſchen Volksſage.

Der Staroſt Vincentius Czernowolski, zum geiſtlichen Stande beſtimmt, wurde in einem Convict der Jeſuiten erzogen, als ſein älteſter Bruder kinderlos ſtarb und er unerwartet aus der klöſterlichen Stille, worin er ſeine Jugend verlebt hatte, in das Geräuſch der großen Welt trat, gerade in den Jahren, worin der Jüngling zum Manne übergeht. In der Fülle der Geſundheit und Kraft, mit einem höchſt vortheilhaften Aeußern, und als Erbe großer Güter wurde er überall freundlich aufgenommen, jeder ſeiner Wünſche wurde von den liebevollen Eltern, deren einzige Hoffnung er war, befriedigt, und jede Mutter wünſchte, daß der junge ſchöne und reiche Mann ſich um die Hand ihrer Tochter bewerben mögte. Nur eine auffallende Blödigkeit, Folge der einſamen klöſterlichen Erziehung, wurde dem jungen Mann als Fehler angerechnet. Die Eltern ermahnten ihn nicht ſelten, ſolche abzulegen, und manche

Dame, angeblich um den jungen Mann ein wenig zu ängstigen, eigentlich aber um dem blöden Schäfer die ersten Schritte zu erleichtern, erlaubte sich kleine Neckereien und ein zuvorkommendes Benehmen, wodurch dann auch bald die ursprüngliche Blödigkeit des Jünglings verscheucht, und er zu allen Genüssen und zum Taumel der Sinnlichkeit stufenweise geleitet wurde. Die Eindrücke der frühern Erziehung, die Vorwürfe des Gewissens erwachten; es wurden noch hin und wieder gute Entschlüsse gefaßt, diesen aber fehlte Festigkeit und der Umgang mit jungen Männern von ähnlichem Alter in Getümmel der großen Welt, zum Theil von französischen Lehrern erzogen, lehrte ihn bald das Gute vergessen und einzig seinen Genüssen leben.

Die armen getäuschten Eltern freuten sich bald über die Gewandtheit und den guten Ton, worin ihr Sohn mit jedem Tage zunahm, und eine Reise nach Paris, wozu der Zufall die Gelegenheit darbot, sollte seine Bildung vollenden. Denn eine glänzende Gesandtschaft, bestimmt für Polens König Uladislaus um die Hand der schönen Maria Louise Gonzaga zu werben, begab sich damals nach Paris. Jünglinge aus den

ersten Familien schlossen sich an die Gesandtschaft an, unter ihnen auch Vincentius. Die Gelegenheit, hierdurch bei Hofe vorgestellt und mit Männern gleiches Alters aus Frankreichs ersten Familien bekannt zu werden, war ihm so willkommen und der Wunsch, es diesen vornehmen Jünglingen in allen Fällen gleich zu thun, riß ihn zu allen Genüssen fort. Zwei Jahre brachte er zu Paris hin; gleich im ersten starb sein Vater, und alles was der sparsame Arte an baarem Gelde gesammelt hatte, wurde von der gefälligen Mutter dem Sohne zugesandt und schnell verschwelgt. Ansehnliche Summen folgten, gegen Schuldverschreibungen aufgenommen, und endlich als die Mutter erklärte, daß ihr Kredit erschöpft wäre, da kehrte er mißmuthig und verstimmt auf die verschuldeten Güter zurück. Die Einsamkeit des Landlebens verbitterte noch die Zudringlichkeit der Gläubiger. Die Freuden der Tafel, und manches frohe Gelag sollten den Unmuth des Sohnes und der Mutter verscheuchen; allein es fehlten selbst die Mittel zur Fortsetzung dieser Lebensweise, und diese sollten durch eine reiche Heirath herbeigeschafft werden. Allein bedächtliche Eltern scheuten, ihre Töchter dem auch als Verschwender

bekannten Wollüstling zu geben, und Reisen nach Warschau, um dort durch glänzenden Aufwand zu täuschen und hierdurch den vorgesetzten Zweck zu erreichen, erschöpften noch die letzten Quellen, und beförderten hierdurch das Ende der bereits kränkelnden Mutter, die in den letzten Tagen des Lebens in der Religion Trost gesucht und gefunden hatte.

Der Starost war sich jetzt selbst überlassen. Erinnerung an die Vergangenheit wurde nur von Reue begleitet, und vor ihm lag eine trübe Zukunft. Beides wünschte er zu vergessen. Französische Lektüre, die seinen Leichtsinn erhöhte, Umgang mit jungen Männern ohne Kenntniß und Erziehung, die in Befriedigung grober Sinnlichkeit den höchsten Lebensgenuß setzten, tödteten zuletzt jedes gute Gefühl, welches noch aus den frühern Jahren bei ihm zurückgeblieben war, und die Jagd, die ihn frühzeitig nicht an sich zog, als die letzte noch übrige Gelegenheit sich zu zerstreuen, wurde von ihm jetzt leidenschaftlich getrieben.

Ein großer Forst gehörte zu seinen Gütern, und einst, als er in diesem einen Hirsch lebhaft verfolgte, trennte er sich hierdurch von den übrigen Jägern. Es war Herbst. Regen-

güsse stürzten bald vom trüben Himmel herab, und hinderten ihn um so mehr, den Weg nach Hause zu finden. Völlig durchnäßt gerieth er immer tiefer in den Wald, stieß bald die heftigsten Flüche aus und wünschte, nur irgend einen Ausweg zu finden. So irrte er umher bis gegen Mitternacht, und plötzlich glaubte er am Ziel seiner Wünsche zu seyn, da er von ferne ein Feuer bemerkte. Er spornte sein ermüdetes Roß durch das Dickicht, es ward immer heller; da hörte er mit einmal drei Stöße in ein Horn, und sah sich bald von einigen zerlumpten Kerln, wovon jeder ein Gewehr oder eine dicke Keule trug, umgeben, und bei dem Licht, welches die Flamme des großen Feuers verbreitete, sah er, daß es Zigeuner waren. Daß eine starke Bande in diesen Gegenden umherzog, war ihm bekannt. Sich hier mit Gewalt zu widersetzen schien ihm unzweckmäßig; er glaubte daher den Weg der Ueberredung versuchen zu müssen; nannte seinen Namen, sagte, wie er in diese Gegend gekommen wäre, daß er weder Kostbarkeiten noch eine gefüllte Börse bei sich habe, versprach aber eine reichliche Belohnung demjenigen zu ertheilen, der ihn aus dem Walde und auf die rechte Straße bringen wollte. Die Zi-

geuner unterredeten sich nun in ihrer Sprache, und nöthigten ihn hierauf abzusteigen und an ihrem Feuer sich zu setzen. Um dieses hatten sich Männer, Weiber und Kinder gelagert, manche darunter bereiteten ihre Speisen. Sie setzten auch ihm ein großes Stück gebratenes Fleisch vor; da er Hunger fühlte, ließ er es sich wohl schmecken und erneuerte hierauf seinen Antrag.

Zulebebbe, die Großmutter! riefen jetzt die Zigeuner und standen ehrerbietig auf, um einem gräßlichen alten Weibe Platz zu machen, die nun auf den Staroßen zuging. Obgleich schon die Last der Jahre den Rücken krümmte, so war sie dennoch von seltener Größe, der hagere mit Lumpen bedeckte Körper glich einem Gerippe, die grauen Haare, die wild umher hingen, erhöhten das Gelbe der Haut. Das kleine feurige Auge schien mit den Runzeln des Gesichts im Widerspruch zu stehn, und ein freundliches Grinsen vermehrte noch den gräßlichen Ausdruck der Gesichtszüge. Nicht allein aus dem Walde sollen Dich meine Kinder bringen, sagte sie, sondern auch die Zukunft will ich dir enthüllen, Glück und Unglück will ich Dir aus Deiner Hand verkünden, will Dich

wichtige Geheimnisse lehren. — Sie ergriff seine Hand. Du wirst zum Landboten gewählt werden, Reisegeld wirst Du erhalten; ey, wie viele Liebchen und eine Gemahlin, wunderschön und reich, Glück, viel Glück, aber, — nun das kann sich finden; sie ließ die Hand fallen. Was ist unser Lohn?

Fordert! rief der Staroſt, der auf alle die Prophezeiungen nicht achtete, sondern nur davon zu kommen wünschte. Ist's in meinen Kräften, so sollt Ihr es gewährt erhalten.

Nun dann! antwortete die Alte, Du läßt uns hier in Deinen Wäldern ungestört hausen, nimmst hier meinen Enkel Gurreck, der Dich auch nach Hause geleiten soll, einen trefflichen Schützen, zu Deinem Jäger an; lässest, wenn Deine Nachbaren Beschwerde über uns führen und unsere Auslieferung fordern, uns durch ihn davon Nachricht geben. Wenn Du dieses zu thun uns durch einen Eid nach unserer Sitte und unserer Sprache gelobt hast: so kannst Du, sobald es Dir gefällt, sicher nach Hause gehen, und wir wollen Dir noch überdem mit unsern geheimen Künsten, die nicht so geringe sind als Du vielleicht denkst, dankbar zu Dienste seyn.

Der Staroſt freute sich, so wohlfeil abzu-

kommen und gerne ging er Alles ein. Da trat Gurreck hervor und umfaßte seine Knie, ein starker nerviger Jüngling, der bloß durch die etwas gelbe Farbe und ein tückisches Lächeln widerwärtig auffiel. Wann kann ich abziehn? fragte der Staroſt. Sobald Du den Eid geleiſtet haſt, antwortete die Alte. Und da er ſich augenblicklich hierzu bereit erklärte, winkte ſie dem Haufen. Dieſer begann ſofort ein wildtönendes Lied, und ſo oft die Sänger ſchwiegen, ſtieß man in Hörner, die einen heulenden Ton von ſich gaben. Die Alte ſtieg auf einen hohen Stein; um dieſen legte man vier Feuerbrände nach allen vier Gegenden des Himmels. Zwei Zigeuner griffen dem Staroſten unter den Arm und knieten vor dem Steine nieder. Sie ſagten ihm Worte vor in einer unbekannten Sprache, wovon er weiter nichts als den Namen Chriſtus und Maria verſtand, die er langſam nachſprechen mußte. Die Alte lachte wild auf, nachdem er geendet hatte, und dieſes ſchallende Gelächter wurde von allen Anweſenden wiederholt. Den Staroſten überfiel ein heimliches Grauen; doch als Gurreck auf einem ſtattlichen Roſſe herbeikam, und ſich ihm zum Führer anbot, verſchwand alle Furcht.

Die Alte langte nun aus ihrem Kober ein wohlversiegeltes Pergament. Hütet Euch dies zu erbrechen, sagte sie, es würde Euch ein grosses Unglück zustoßen. Es ist darin weiter nichts, als eine Abschrift des Eides, den ihr geleistet habt. Hebet das Pergament wohl auf. Dies versprach der Staroſt zu thun, steckte es bei sich, nahm von den Zigeunern Abschied und jagte davon.

Bei seiner Rückkehr fand er die Seinen bereits sehr besorgt, und er erzählte ihnen nun, wie dieser junge Zigeuner, den er dafür in seine Dienste zu nehmen versprochen habe, ihm im Innern des Waldes begegnet wäre, und ihn glücklich nach Hause geleitet hätte. Niemand war damit unzufrieden, besonders da Gurreck immer fröhlich und guter Dinge war, täglich neue Possen riß, und dadurch bald der Liebling des ganzes Hofgesindes wurde. Nur Vater Protasius, der Hofkapellan schüttelte bedenklich den Kopf, weil Gurreck nie in die Kirche ging und auf die Frage: ob er ein Christ und getauft wäre? geantwortet hatte, daß er Beides nicht wisse. Und da ihn der Mönch nun beten und das Zeichen des Kreuzes lehren wollte, konnte er Beides gar nicht fassen, betrug

sich dabei vielmehr so tölpisch, daß selbst dem ehrwürdigen Mann zuweilen das Lachen darüber ankam, bis er ihn endlich mit den Worten, daß er die Perlen nicht vor die Säue werfen wollte, unwillig von sich jagte.

Indeß hatte der Kammerdiener das versiegelte Pergament in der Tasche des Kleids gefunden, und brachte es seinem Herrn, der solches, ohne viel darauf zu achten, in seinen Schrank verschloß. Daß jetzt ein Reichstag seyn sollte, davon hatte man bisher nichts gehört; als aber nach wenig Tagen ein Circularschreiben erschien, welches den Adel zur Wahl der Landboten zusammenberief, da erinnerte er sich, was ihm die alte Großmutter geweißagt hatte. Zum Landboten gewählt zu werden, hatte er vorher nie gewünscht; jetzt aber wich der Gedanke daran gar nicht mehr von ihm. Er lud die Nachbaren zu sich ein, um sich ihre Stimmen zu erbitten; allein er fand im Ganzen bei ihnen so wenig Neigung dazu, daß er sich des bittersten Aergers darüber nicht erwehren konnte.

Voll Unmuth ritt er auf die Jagd, horchte nicht auf alle die lustigen Lieder, die der hinter ihm reitende Gurreck pfiff und sang. Die

ſer erdreiſtete ſich endlich zu fragen, was ihm fehle und warum er ſo betrübt ſey. Was gehts Dich an, antwortete der Staroſt, Du kannſt mir doch nicht helfen. Wenn ich es nicht kann, erwiederte Gurreck, ſo kann es doch vielleicht meine liebe Großmutter. Die übrigen Anweſenden lachten, weil ſie dieſe Antwort für einen ſeiner Schwänke hielten. Aber dem Staroſten fiel dieſe Antwort ſchwer aufs Herz, und nachdem er alle Jäger bei Seite geſchickt hatte, fragte er, ob Gurreck wohl glaube, daß die Großmutter helfen könnte. Und als Gurreck ſolches bejahete, gebot er ihm, die Großmutter in ſein Schloß zu rufen. Da meinte Gurreck: Vater Protaſius und das ganze Hofgeſinde würden darüber große Augen machen, und ob es daher nicht beſſer wäre, gegen Mitternacht, wenn Alles ſchlieſe, weil alsdann der Herr mit ihm unbemerkt dahin reiten könne, die Großmutter auf die Landſtraße zu beſcheiden. Dieſer war damit zufrieden. Gurreck ſprengte nun ins Dickicht, kehrte nach ein Paar Stunden zurück und ſagte dem Herrn insgeheim, daß Alles wohl beſtellt ſey. Dieſer ſchämte ſich zuweilen vor ſich ſelbſt, wie er von einem alten Weibe ſo viel Hülfe hoffen wolle; allein wenn

Stolz und Hoffnung erwachten, besonders wenn Gurreck in der Nähe war, fühlte er sich wie von einem geheimen Zauber zu der Alten hingezogen, und als er noch einen Besuch aus der Nachbarschaft, und durch diesen die Nachricht erhielt, daß der Kastellan Lipkowski, mit dem er vor dem Grodtgerichte in einen Prozeß verwickelt war, die Stelle des Landboten erhalten würde: so schien ihm die bestimmte Zeit nicht schnell genug herbeizueilen.

Daher als Jedermann schlief schlich er sich aus seinem Schlosse. Gurreck mit den Pferden stand bereit, sie eilten nach dem Walde. Da sahen sie von ferne ein Feuer, und Gurreck, der darauf deutete, sagte nun seinem Herrn: dieses wäre das verabredete Zeichen, daß Zulebebbe ihrer schon am Kreuzwege harrete. Sie fanden die Alte dort neben dem Feuer sitzen.

Ich weiß schon, sagte sie zu dem Staroſten, was Ihr wollt, und ich kann euch ungleich mehr gewähren. Sagt mir drei Wünsche, und wenn Ihr die Bedingungen, die ich Euch vorschlagen werde, eingehen wollt, so sollen sie Euch gewährt werden.

Nun, sagte der Staroſt, vermagſt du so viel, so schaff mir Ehre und Ansehn, Geld so

viel ich bedarf, und die Gunstbezeugungen einer Jeden, die mir gefällt.

Kleinigkeiten, antwortete Zulebebbe, Alles sollt Ihr haben; nur müßt Ihr auch wieder drei Wünsche gewähren, die in Eurer Macht stehen.

Und welche Wünsche? fragte der Staroſt.

Ich weiß nicht, antwortete die Alte, was die Geister von Euch fordern werden.

Geister? wiederholte der Staroſt, dem doch hierbei zu schaudern begann.

Nun, antwortete Zulebebbe mit einem grinsenden Lachen, glaubt Ihr denn, ein altes Zigeunerweib könne Wunder thun? Drei mächtige Könige der Geister will ich Euch rufen; jeder giebt Euch eine Gabe, und Ihr gebt jedem ein Gegengeschenk.

Aber wenn Sie meine Seele forderten. —

Nun, antwortete die Alte, drei Dinge könnt Ihr ausnehmen, so daß sie der Geist nicht fordern darf. Bloß wenn Ihr eine von den geforderten Gaben verweigert, dann kann der Geist, dem sie gebührt, eine von den drei ausgenommenen Sachen, welche er will, an die Stelle setzen. Ich will euch nicht drängen, nehmt Euch drei Tage Zeit, Ihr findet mich

alsdann um Mitternacht an der nämlichen Stelle, kommt Ihr nicht, so hat unser Geschäft ein Ende.

Die Alte stand auf und ging nach dem Walde, der Staroſt rief ihr nach, ſie hörte nicht und verſchwand bald hinter den Bäumen. Der Staroſt aber ritt ſchweigend und nicht ohne banges Herzklopfen nach Hauſe. Er warf ſich die Nacht hindurch ſchlaflos auf ſeinem Lager umher, und als er nach einem kurzen Morgenſchlummer wieder erwachte, da ſchien es ihm, als ob ihn ein böſer Traum geängſtigt habe, bis er wieder Alles lebhaft in ſein Gedächtniß zurück rief, und ſich von der Wahrheit des vorgefallenen überzeugte.

Anfänglich wollte er die Sache dem Vater Protaſius entdecken; aber da er davon keinen Gebrauch zu machen beſchloß, ſo ſchien es ihm bald unnöthig, um ſo mehr, da er über das Zurathezieſen der Mönche und Beichtväter ſo häufig geſpottet hatte. Am zweiten Tage fiel es ihm ein, daß er ja ſeine Seele und ſeinen Leib ausnehmen könne, und daß alsdann die drei Gaben nicht verwerflich wären. Am dritten Tage gedachte er noch, daß er ja auch das Leben und Blut jedes ſeiner Nebenmenſchen

ausnehmen könne. Und alsdann schien ihm an der ganzen Sache nicht viel Bedenkliches zu seyn. Am nämlichen Tage erhielt er noch zwei Briefe, worin ihm seine Gläubiger zu verklagen drohten, die er aber jetzt nicht zu bezahlen im Stande war. Doch hatte er noch keinen Entschluß gefaßt; als aber Gurreck, der während dieser drei Tage nicht vor ihm erschienen war, am Abend des dritten Tages insgeheim anfragte: ob er gegen Mitternacht satteln sollte? bejahete er die Frage. Späterhin wollte er den Befehl zurücknehmen, doch Gurreck war im ganzen Schlosse nicht zu finden, und da es nun gegen Mitternacht kam und ihm seine Einbildungskraft alles Glück vorspiegelte, er den Gurreck unter seinem Fenster pfeifen und singen, und zugleich das Wiehern der Pferde hörte, warf er eiligst den Pelz um und eilte mit Gurreck nach dem bestimmten Ort. Sie sahen das Feuer, fanden die Alte wieder dabei sitzen. Sie befahl nun dem Gurreck, daß er mit den Pferden bei Seite gehen, der Starost hingegen neben ihr in den Kreis treten sollte, den sie nun mit einem Stäbchen in der Erde zog. Er wollte sprechen, sie winkte ihm zu schweigen, zog ein schwarzes Buch unter ihren Kleidern hervor

und las murmelnd. Da heulte der Sturmwind durch den Wald, daß die Eichen erkrachten, dunkele Wolken verhüllten den Mond, am ganzen Himmel war kein Stern mehr sichtbar und von ferne schallte ein Posaunenton, dem Donner ähnlich. Machiel! rief nun die Alte, erscheine.

Ein geharnischter Ritter einem Riesen ähnlich in einer schwarzen Rüstung reichlich mit Gold verziert, darüber ein Kriegskleid von Purpur, kam aus dem benachbarten Walde herbeigetrabt; er ritt auf einem schwarzen Rosse, mit Decken von Purpur und Gold geschmückt; am Arm trug er einen schwarzen Schild, darauf standen drei goldene Todtenköpfe. In der Rechten hatte er eine große Lanze, die streckte er gegen den Kreis aus und sprach mit einer Donnerstimme: Vincentius was willst Du?

Die Alte stieß nun den Staroſten an: Ehre und Ansehn, sagte er zitternd.

Gewährt, erwiederte der Geist, wenn Du mir auch eine Gabe giebst, drei Dinge magst Du dabei ausnehmen.

Von der Alten aufgereizt antwortete er: ich nehme aus meinen Leib, meine Seele, meines Nächsten Leben und Blut.

Gewährt! rief der Geiſt; aber wenn Du die Gabe, welche ich fordere, mir nicht giebſt, ſo mag ich von dem Ausgenommenen wählen, was mir beliebt. Antworte! rief die Donnerſtimme.

Der Unglückliche ſtammelte ein Ja.

Ein kleines Buch warf der Geiſt in den Kreis. Schlage auf! rief Machiel; ſo oft Dir nach Ehre und Anſehn gelüſtet, es wird Dir zeigen, wie Du dazu gelangſt.

Er wankte ſich und jagte davon. Aufs Neue wiederholte die Alte die Worte der Beſchwörung und rief den Namen Apiel. Es rollte ein unterirdiſcher Donner, die Erde erzitterte, es öffnete ſich vor dem Kreiſe eine Kluft und ein Greis ſtieg aus derſelben; er hatte eine Krone von Gold und Edelſteinen auf dem Haupt, und war mit einem königlichen Mantel bekleidet. Frage und Antwort waren den vorigen gleich, außer daß der Verſteckte jetzt nur Geld forderte.

Einen Ring zog Apiel von ſeinem Finger und warf ihn in den Kreis. So lange Du dieſen, ſprach er, am Finger trägſt, wird Dir jeder Alles, was er beſitzt, anvertrauen; kannſt Du Dir aber durch ſolche Anleihen nicht

helfen, so klopfe zur Mitternachtsstunde mit dem Ringe drei Mal auf den Tisch und fordere, was Du bedarfst; doch thue dieses selten, denn Anleihen werden Dir immer helfen.

Zum dritten Mal erfolgte die Beschwörung, und der Name Asmodi wurde gerufen. Ein Jüngling, halb in eine Wolke gehüllt, schwebte zur Erde nieder. Fragen und Antworten wurden wiederholt; Gegenliebe forderte der Starost; ein kleines Fläschchen warf Asmodi in den Kreis.

Wer neun Tropfen, sprach er, daraus genießt, wird von der glühendsten Leidenschaft zu Dir entbrannt. Doch nicht mehr als neun Tropfen; sonst stehe ich für nichts.

Er verschwand.

Nimm die drei Höllengaben, sagte Zulebebbe, Deine Wünsche sind erfüllt.

Und was soll ich dagegen thun? fragte erzitternd.

Zu seiner Zeit wird man es Dir sagen, antwortete die Alte.

Da kam Gureck mit den Pferden, der Starost wischte sich den Angstschweiß von der Stirne und jagte nach dem Schlosse. Am folgenden Morgen gedachte er der Landbotenwahl.

schlug sein Buch auf und fand darin eine Rede, die er vor dieser Wahl halten sollte. Sie war vortrefflich; mit Rührung wurden die Anwesenden ermahnt, ihre Stimmen einem Manne zu geben, der das Vaterland kenne, seine Noth beherzige, Trägheit nebst jeder schonenden Rücksicht verachte, und sich selbst für das allgemeine Wohl aufzuopfern bereit wäre. Es folgte nun eine Danksagung, worin der Gewählte alles Dieses zu erfüllen gelobte, und der Staroſt hielt nun diese Rede; Alles wurde entzückt. Greise, die ihn vorher als einen ausschweifenden jungen Mann gering geschätzt hatten, drückten ihm mit Thränen die Hand. Es erscholl ein allgemeiner Zuruf, daß man keinen würdigern Landboten als ihn erwählen könne, und die Danksagung, die er nun hielt, erhöhte noch den allgemeinen Beifall. Mit hoher Selbstzufriedenheit kehrte er nach Hause zurück, wo ihm der hocherfreute Gurreck seinen Glückwunsch abstattete. Die Wahl, sagte der Staroſt, ist gelungen; aber woher nun das Geld zur Reise und zum erforderlichen Aufwande? Wohnt nicht, antwortete Gurreck, indem er auf den Ring deutete, den der Staroſt bereits am Finger trug, der reiche Jude Gerson im näch-

sten Städtchen? Der Staroſt lächelte ihm Beifall und beſchloß den Verſuch am folgenden Tage.

Gerſon, ein Greis, war geſchätzt von Juden und Chriſten; denn täglich ſtudirte er den Talmud und erfüllte aufs genaueſte die Vorſchriften der Rabbinen; er ließ aber auch keinen Armen, der die Hand bittend gegen ihn ausſtreckte, hülflos von ſich, und gab den Zehenten ſeines Erwerbs den Dürftigen, ohne nach ihrem Glauben zu fragen. Längſt war er Wittwer, auch ſeine Kinder ruheten bereits im Grabe, nur Seba, ſeine Enkelin, führte ſeine Hausweſen und war ſeine Stütze und Freude. Um ihrer Schönheit und auch wohl um ihrer reichen Mitgabe willen hatten ſich die erſten ihres Volks um Seba's Hand beworben; aber dieſe hatte jeden Antrag von ſich gewieſen und erklärt, daß ſie, ſo lange der Großvater lebe, ſich nimmer von ihm trennen werde. Gerſon aber begnügte ſich jederzeit mit einem mäßigen Vortheil, und war daher nicht gleich geizigen Wucherern durch einen großen vorgeſpiegelten Gewinn zu unſichern Anleihen zu verleiten. Vergeblich war daher alle Mühe der Unterhändler des Staroſten, als dieſer unerwartet

selbst in das Zimmer trat. Gerson, der eben den Targum Onkelos mit dem Targum Jeruschalme verglich, sprang eiligst unter dem Tische hervor, um die Knie des gnädigen Herrn zu umfassen, der nun eine Anleihe von 3000 Dukaten forderte. Ohne Bedenken bewilligte Gerson die beträchtliche Summe, und nahm mit der dargebotenen Handschrift vorlieb. Die Blicke des Starosten ruhten indeß auf der schönen Seba. Sittsam beantwortete sie die Fragen des Starosten, schlug bei seinen glühenden Blicken die Augen nieder und entfernte sich bald aus dem Zimmer; aber das Bild des schönen aufblühenden Mädchens erlosch dadurch nicht in der Seele des Wollüstlings.

Gurreck, jetzt der Liebling des Starosten, wurde bald mit dessen Gefühlen bekannt und gab den Rath, das Geschenk Asmodi's hier zu prüfen, und weil, so lange sich Seba in dem Hause des Urgroßvaters befand, dieses Schwierigkeiten haben würde, sie daraus zu entführen. Da aber Gurreck wegen seiner Bekanntschaft in dem kleinen Städtchen und seiner auffallenden Physiognomie ihn mit der Ausführung zu verschonen bat, so wurde solche von dem Starosten Andern übertragen. Die Sache war leicht:

denn oft ging Seba auf den Kirchhof, um gemäß der Vorschrift ihres Gesetzes bei den Gräbern ihrer Eltern zu beten, und machte von dort zuweilen mit ihren Gespielinnen einen Spaziergang in das benachbarte Wäldchen. Hier lagen die Leute des Staroſten auf der Lauer, ſie ſprangen mit gezogenen Säbeln hervor, die Mädchen ſchrien und liefen. Man ließ die übrigen laufen, nur Seba wurde ergriffen; einer der Räuber ſetzte ſie vor ſich aufs Pferd, und jagte mit ihr, der Verabredung gemäß, nach einem abgelegenen Gut des Staroſten, wo ſchon Alles zu ihrem Empfang bereitet war.

Das arme Mädchen jammerte und weinte, nannte unaufhörlich den Namen ihres Großvaters und wollte weder etwas eſſen noch trinken. Endlich erſchien der Staroſt; die gutmüthige, unſchuldige Seba glaubte in ihm ihren Befreier zu erblicken und bat ihn, ſie zu ihrem Großvater zurückzuführen. Er verſprach ihr ſolches und ihr Dank war gränzenlos. Er erlaubte ſich einige Liebkoſungen. Seba's Hoffnungen ſanken, ſie errieth ihr Schickſal und in weſſen Händen ſie war. Zwei Tage ſchon hatte ſie nichts gegeſſen. Sie wurde bleich, zitterte und war einer Ohnmacht

nahe. Nimm, sagte der Staroſt, etwas Wein zu Deiner Erquickung. Er eilte nach dem Weine, öffnete das Fläschchen Akmobi's; aber Zerſtreuung und Heftigkeit machten, daß er die ſchnell herausfallenden Tropfen nicht zählte. Die Unglückliche genoß, und ſchnell äußerten ſich die Folgen des hölliſchen Tranks. Mit glühender Lippe wurden von ihr die Küſſe erwiedert, feſt umſchlang ſie den Staroſten, dieſer hielt ſich am Ziel ſeiner Wünſche, als ſie mit einem gräßlichen Schrei von ſeinem Schoße ſprang. Sie ſprach verwirrt, ihr Auge rollte wild, und in wenig Augenblicken äußerte ſich die höchſte Raſerei. Vergeblich ſuchte der Staroſt ſo viel Hülfe als die gegenwärtige Lage möglich machte; aber ſelbſt Gurreck, in den Wald geſandt, brachte von Zulebebbe die Antwort, daß Alles vergeblich wäre, und nach drei Tagen war Seba nicht mehr. Der nämliche Diener, der ſie entführt hatte, erhielt den Auftrag, ſie zu verſcharren. Er glaubte mit weniger Mühe abzukommen, entkleidete gefühllos den Leichnam und warf ihn in den benachbarten Fluß.

Den alten Gerſon hatte die Nachricht von der Entführung ſeiner Enkelin in das größte

Schrecken gesetzt, er bot umsonst Alles auf, Nachricht von ihr zu erhalten. Da kamen am sechsten Tage einige Fischer mit der Nachricht, daß sie einen Leichnam im Flusse gefunden hätten, der nach ihrer Beschreibung Bersons vermißte Enkelin war. Der unglückliche Greis überzeugte sich durch den Anblick von der Gewißheit. Sein Jammer war unaussprechlich, doch tröstete er sich mit dem Glauben an Gott, ließ den Leichnam zur Erde bestatten und auf den Grabstein die Worte aus dem Hiob setzen: der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sey gelobet.

Ein Paar Tage lang war der Storesk nicht bei froher Laune; doch bei der Abreise zum Reichstage wurde bald Seba und ihr Schicksal vergessen. Die Reise war glücklich, ausser daß an einem Abende ein Rad brach. Ein Edelhof zeigte sich in der Ferne, und Gurreck sprengte hin, um für seinen Herrn ein Nachtlager zu erbitten. Der Besitzer des Edelhofes und seine Familie empfingen freundlich den vornehmen Gast, und ungeachtet des einfachen Kleides und des beinahe klösterlichen Wesens zog Fräulein Veronika bald die Augen des Wollüstlings an sich. Die Mutter erzählte, sie habe ihre

Tochter durch ein Gelübde dem Kloster geweiht, und in wenig Wochen wäre ihre Aufnahme in das Kloster der Karmeliternonnen bestimmt. Der Starost bedauerte, daß eine solche Schönheit der Welt verlohren gehen sollte; reizte die Eitelkeit des unerfahrnen Mädchens, und war überhaupt so hergebrachend, so verbindlich, daß, nachdem ihm sein Schlafzimmer angewiesen war, die ganze Familie Drebinski nicht Worte genug zu seinem Lobe hatte, und während diesen Gesprächen spät einschlief. Auch der Starost konnte nicht schlafen, Veronika schwebte vor seiner Phantasie. Doch als er nach Asmodi's Geschenk griff, da war es, als hielte ihn Seba's Schatten zurück; doch bald schien ihn dies nur behutsamer zu machen, neun Tropfen ließ er vorsichtig in ein Gläschen fallen, mit dem Entschluß, sie bei der ersten Gelegenheit anzuwenden.

Am folgenden Tage lud Drebinski seinen Gast ein, da ohnehin die Ergänzung des Rades Zeit erfordere, einen Ruhetag zu machen, und bald fanden sich auch die Gäste ein, die man zur Gesellschaft des Starosten schnell eingeladen hatte; unter diesen auch der Bruder Drebinski's mit seinem Sohn Ignatius und

seiner Tochter Franziska. Diese, zu Warschau erzogen, war gerade nicht schön; aber ihr feurig rollendes schwarzes Auge und ein Bestreben, durch Munterkeit und Gewandtheit zu gefallen, bewiesen, daß die Sitten der Hauptstadt nicht immer den günstigsten Eindruck auf sie gemacht hatten. Der Vater hatte sie wegen eines ärgerlichen Liebeshandels aus Warschau vor Kurzem zurücknehmen müssen. Sie freute sich jetzt einmal wieder in eine große Gesellschaft zu kommen, und bot alles auf, um den Staroſten zu fesseln, der sie mit ausgezeichneter Höflichkeit behandelte, um hierdurch seine Absicht auf Veronika um so mehr zu verheimlichen. Er hatte bemerkt, daß dieses fromme Mädchen statt Ungarischen Wein, womit sich die ganze Familie gütlich that, nur Wasser genoß, welches außer ihr Niemand trank. Da er nun am Abende, als die Gesellschaft laut und fröhlich war, ein Glas Wasser auf dem Fenster stehen sah, goß er unvermerkt die neun Tropfen hinein. Aber als die Gesellschaft schon auseinander ging, stand noch das volle Glas da.

Unwillig ging der Staroſt in sein Schlafzimmer, denn er glaubte seinen Zweck verfehlt zu haben, bald aber fühlte er sich, durch die

feurigſten Küſſe geweckt. Der Wollüſtling freute ſich des gelungenen Plans, und bemerkte erſt gegen den Morgen, daß er Franziska'n in ſeinen Armen hielt, die, ehe ſie zu Bette ging, ein Glas Waſſer zu trinken gewohnt, das welches ſie auf dem Fenſter gefunden, ausgeleert hatte. Kaum konnte er ſie bewegen, ihn zu verlaſſen, und ſie verſicherte, ſo ſehr er ſie auch ſolches zu unterlaſſen bat, daß ſie ihm nach Warſchau nachkommen würde. Franziska vermochte auch kaum, den Ausbruch der Leidenſchaft bei ſeiner Abreiſe zu mäßigen. Der Staroſt aber, mit der Wirkſamkeit ſeines höllſchen Mittels bekannt, beſchloß, bei ſeiner Rückkehr den jetzt gegen Veronika nur zufällig unterbrochenen Plan auszuführen.

Zu Warſchau, wo er ſich vor jeder Sitzung der Landboten aus ſeinem Buche Raths erholte, that er ſelbſt nichts, hintertrieb aber manchen guten Vorſchlag durch Rednerkünſte und kühne Behauptungen, erwarb ſich hierdurch Anſehn, wenigſtens ſcheute jeder ſeinen Widerſpruch und ſuchte daher ſeine Freundſchaft. Doch hatte er ſich auch hin und wieder manchen Haß zugezogen, und daher, als er einſt ſein Buch in die Hand nahm, ſagte er unwil-

lig zu sich selbst: das Geschwätz allein wird mir nicht Ehre und Ansehen geben! und zu seinem Erstaunen fand er nun [illegible] Worte; Bewirb Dich um die Hand der [illegible]nen reichen und durch ihre Familie mächtigen Gräfin Rzewska. Kaum hatte er bis zu dieser von Anbetern umgebenen jungen Witwe seinen Blick zu richten gewagt, obgleich ihr zweideutiger Ruf zu einiger Kühnheit berechtigte; jetzt drängte er sich zu ihr, machte, da er ihr auf einem Balle einige Erfrischungen darbot, von dem Geschenke Asmodi's Gebrauch, ward beglückter Liebhaber und bald Verlobter der Gräfin, die auf seine Bitte wegen der Nähe der Fastenzeit die Hochzeit beschleunigte, und an der Hand der Neuvermählten hoffte er jetzt ganz den Jubel der Fastnacht zu genießen. Eine Maskerade machte den Anfang der Lustbarkeiten. Ein Harlekin war beständig in der Nähe des Staroſten, und bat ihn, in ein benachbartes Kabinett zu treten, er folgte. Der Harlekin verriegelte die Thüre, entlarvte sich, es war Franziska. Ungetreuer, rief sie, indem sie ihn in ihre Arme schloß, mich, die ich durch Dich Mutter werde, hast Du verlassen! Er befand sich in einer schrecklichen Lage; denn die heftige

Leidenschaft seiner Gemahlin äußerte sich durch weitgehende Eifersucht. Er bot Franziska'n seine Börse an, sie warf ihm solche vor die Füße. Deine Liebe, rief sie, fordere ich und nicht dein Geld. Durch Bitten wurde sie, doch nicht eher als nach Verabredung geheimer Zusammenkünfte beruhigt, und zerstreut eilte der Starost in den Tanzsaal zurück.

Am folgenden Morgen erhielt er den Besuch eines der berühmtesten Advokaten. Der Schlaukopf hatte, sobald er die Verlobung des Starosten wußte, seine häufigen Schuldscheine für geringe Preise aufgekauft, und forderte jetzt auf einmal eine beträchtliche Summe. Der Name Person, der gleich beim ersten Blicke dem Starosten in die Augen fiel, erweckte das Andenken der unglücklichen Seba. Er kam hierdurch in Verlegenheit und bat um einige Tage Aufschub. Unwillig blickte er jetzt auf die Größe seiner Schulden. Ihre Bezahlung von seiner Gemahlin zu fordern, dagegen sträubte sich sein Stolz; sie durch neue Anleihen zu bezahlen, schien ihm eine bloße Frist. Unwillig gebrauchte er den Ring, und bei dem Klopfen erschien Ariel. Bezahle meine Schulden, sagte der Starost. Bezahle sie selbst! rief

der Geist, warf ein großes Pack auf den Tisch, hier sind Karten und Würfel, spiele mit diesen und Du wirst große Summen gewinnen. Der Staroſt folgte dem Rathe und konnte noch vor dem Ende des Karnewals seine Gläubiger befriedigen.

Einſt hielt er Bank und bemerkte unter den Spielern einen jungen Mann, deſſen Züge ihm bekannt schienen. Es war Ignaz, Franziska's Bruder, zur Auffindung der Schweſter nach Warſchau geſchickt. Leidenſchaftlich spielte er, verlor Alles und fragte nun: habe ich Kredit? Der Staroſt bejahete es. Immer höher spielte Ignaz und verlor eine beträchtliche Summe. Beſuchen Sie mich morgen, sagte der Staroſt, denn er hatte die Abſicht ihm alsdann zu erklären, daß er ihm die Schuld erlaſſe. Der ſtolze Ignaz aber betrachtete dieſes als ein Mahnen, und dieſes vollendete ſeine Verzweiflung. Am folgenden Morgen erhielt der Staroſt einen Brief von ihm: „Alles," ſchrieb er, „was meine armen Eltern nur auf„treiben konnten, gaben ſie mir mit. Ich ha„be dieſes verſpielt, bin Ihnen noch eine „Summe ſchuldig, die ich nie bezahlen kann. „Als ein Ehrloſer zu leben, die Verwürfe mei-

„ner Eltern zu hören, und diese zu Grunde zu „richten, bin ich nicht im Stande; daher hat, „wenn Sie diesen Brief erhalten, ein Pisto„lenschuß mein Leben geendet. Sie sind, wenn „gleich nicht vorsätzlich, die Schuld meines To„des; wollen Sie Ihr Gewissen erleichtern, „und meine unglücklichen Eltern trösten: so er„füllen Sie den Auftrag, der mich nach War„schau brachte; suchen Sie meine Schwester „Franziska auf, die sich zufolge unserer Nach„richten hier befindet, und liefern Sie dieses „verirrte Mädchen, das aus dem väterlichen „Hause entflohen ist, in die Arme der unglück„lichen Eltern zurück. Dann verzeihe Ihnen „Gott, so wie ich Ihnen mein Unglück ver„zeihe."

Der Staroſt fühlte ſich erſchüttert; er ſuchte den Vorſatz des Unglücklichen noch zu hindern, aber zu ſpät. Nie hatte er Franziska'n geliebt, ihr Anblick weckte ſein ſchlummerndes Gewiſſen. Die Verblendete aber forderte täglich ſeine Gegenwart, und drängte ſich, wenn ſolche unterblieb, in mancherlei Verkleidungen zu ihm. Er wünſchte ſie los zu werden, bot ihr große Geldſummen, gab ihr den Rath ſich mit einem Manne, den dieſe Ausſteuer reize,

zu vermählen. Vorwürfe und Thränen waren die Antwort. Ihre Gestalt wurde an ihr immer mehr zur Verrätherin, indeß Gram und Muth die letzten Reize zerstörten, und durch ihre Zudringlichkeit und ihre glühende Leidenschaft wurde sie nun dem Staroſten täglich mehr zuwider.

Dieſes äußerte er einſt gegen Gurreck. Was ſoll, ſagte dieſer, der Thörin ein Leben, welches ihr doch ſelbſt eine Laſt iſt? Wer es ihr nähme, würde ihr Wohlthäter ſeyn. Der Staroſt ſtaunte; aber Gurreck ſetzte ihm dieſes immer deutlicher auseinander, und ſo fand weiter keine Bedenklichkeit Statt, als wie die Schandthat auszuführen wäre. O, ſagte Gurreck, Ihre Wirthin iſt ein feiles Weib, 500 Dukaten müſſen ihr zum Ankauf eines Giftes gegeben werden, und 500 Dukaten, ſobald die Sterbeglocke über Franziska ertönt. Der Staroſt ging ſchweigend an ſeinen Schrank und reichte ihm 1000 Dukaten. Nein, ſagte Gurreck, ein ſolcher Antrag muß durch keinen Unterhändler ausgeführt werden; denn dieſer könnte ſolchen vielleicht verrathen; allein, wenn ein ſo vornehmer Herr ſelbſt unterhandelt, ſo weiſt ihn kein geiziges Weib zurück. Der

Starost befolgte den Rath, Franziska lag am folgenden Tage bereits im Sarge. Das erwachende Gewissen wurde durch rauschende Vergnügungen, Schwelgerei und neue wollüstige Genüsse überäubt.

Das einzige gute Gefühl, welches noch in seiner Seele erwachte, war Liebe für seine Kinder, ein Zwillingspaar, womit ihn seine Gemahlin im ersten Jahre seiner Ehe beschenkte. Diese, rauschenden Vergnügungen ergeben, nahm selbst auf die Kinder keine Rücksicht, allein als der kleine Vincentius und Marie, seine Schwester, den Vaternamen lallten, als sie ihm mit kindischer Unschuld schmeichelten, da ward ihm oft so wohl und so weh ums Herz, und als der alte Protasius die Kinder beten lehrte, da war es ihm, als ob er auch beten wollte; aber das Angstgefühl seiner Sünden erwachte, und er stürzte sich wieder um das Gewissen zu überäuben in seine vorigen Zerstreuungen zurück.

Seine Gemahlin, die ihn mit der glühendsten Leidenschaft liebte, und daher schon Hang zur Eifersucht hatte, überzeugte sich bald, daß ihre Gründe dazu höchst wichtig waren. Unaufhörlich war der Starost von ihren Ausspä-

hern umgeben, täglich durch ihre Vorwürfe gemartert, und wenn er noch während einiger Augenblicke Alles zu vergessen schien, dann trieb der Gedanke: was doch wohl endlich noch die drei Geister von ihm fordern würden, den Angstschweiß aus seiner Stirn. Die Annäherung der Mitternachtsstunde erfüllte ihn daher mit Schrecken, und wenn er die Geisterstunde durchwacht hatte, so wurde sein Schlaf noch durch gräßliche Träume unterbrochen. So führte er ein jammervolles Leben, und alle Befriedigung seiner Sinnlichkeit gewährte ihm weder Ruhe noch wahren Lebensgenuß. Seine beiden ältesten Kinder hatten jetzt ihr drittes Jahr erreicht, glänzend feierte er ihren Geburtstag. Eben hatte er einen Tanz beendet und ging an den Schenktisch; die Hand zitterte, die er nach einer Erfrischung ausstreckte; denn eben schlug die Geisterstunde, und er wäre beinahe ohnmächtig hingesunken, als ihm ein Unbekannter mit einer eiskalten Hand an die seine faßte. Ich wünsche Sie insgeheim zu sprechen sagte dieser, und zog ihn mit sich fort nach einem der entlegensten Zimmer. Sind wir sicher, sagte der Unbekannte, prüfen Sie. Der Starost ging in die anliegenden Zimmer, un-

ersuchte sie und verriegelte die Thüren, er bebte aber bei seiner Rückkehr, als plötzlich die Gestalt des Unbekannten dahin schwand und sich in die des Asmodi verwandelte, von dem aber, weil ihn nun nicht mehr eine Wolke verhüllte, der Pferdefuß sichtbar war. Jetzt, sagte der Geist hohnlachend, komme ich, mein Gegengeschenk zu fordern, Deine beiden Kinder! Der Einsiedler ermannete sich. Leben und Blut des Nächsten habe ich ausgenommen, sagte er.

Will ich sie denn tödten? antwortete der Geist, nein! sie sollen leben. Du bringst sie innerhalb drei Tagen um Mitternacht auf den Scheideweg; wo nicht; so gehörst Du mir. Deine Kinder aber überlieferst Du den Zigeunern, die sollen ihre Erziehung vollenden, und Deinen Sohn nicht etwa zu einem großen kühnen Räuber, sondern bloß zu einem gemeinen Diebe, und Deine Tochter zu einer gewöhnlichen Metze erziehen.

Mit teuflischem Gelächter verschwand Asmodi, indeß der bei allen seinen Lastern und Verbrechen, doch bejammernswürdige Vater, der auf den Geheiß des Höllengeistes seine Kinder der Schmach und dem Verderben opfern sollte, ohnmächtig niedersank.

Der Staroſt wurde im Tanzſaal vermißt. Ein Unbekannter hatte ihn abgerufen, die Eiferſucht der Staroſtin erwachte. Sie ließ ihn ſuchen, das Zimmer war verriegelt, jedes Klopfen umſonſt, die wütend eiferſüchtige Frau gebot ihren Dienern das Zimmer zu erbrechen, und ohnmächtig lag ihr Gemahl auf dem Boden. Er ward ermuntert, zu Bette gebracht; die Muſik verſtummte und die Gäſte gingen auseinander. Der Staroſt wollte, daß Niemand als Gurreck bei ſeinem Lager wachen ſollte, und da Alles ſtill war, ſchüttete er gegen ihn ſein Herz aus. O, der liebe junge Herr, das ſchöne junge Fräulein, rief Gurreck, gebt ſie nicht den Zigeunern; wenn ich daran denke, wie hart ich in meiner Jugend behandelt wurde, mich ſchaudert noch. — Dies erhöhte den Jammer des Staroſten. Oft lag es feſt in ſeiner Seele, er wollte die Kinder nicht geben, und ſich dem Vater Pretaſius entdecken: aber der Gedanke, daß ihn dieſes nicht retten, und was alsdann noch über ihn hereinbrechen könne, hielt ihn feigherzig zurück. So brach die dritte Nacht herein.

Gurreck, sagte der Staroſt, wenn Du die Kinder rauben und auf den Kreuzweg bringen könnteſt!

Ich kann es nicht über mein Herze bringen, antwortete Gurreck, und hat ſie der Geiſt nicht von Euch gefordert? Die Pferde will ich bereit halten.

Jede Minute erhöhte die Höllenqual des Staroſten, denn Gurreck, der Zigeuner, wollte ſich nicht zu Begehung eines Verbrechens verſtehen, zu deſſen Ausführung er, der Vater, bereit ſtand. Schon ſchlug es eilf Uhr. Jetzt, mit einer Larve vor dem Geſicht ſchlich er auf den Zehen in das Schlafzimmer ſeiner Kinder, dieſe ſchliefen ſo ſanft, die Wärterin ſchnarchte. Er hob die Kinder aus dem Lager; Maria that einen Schrei, ich ermorde Dich, ſagte er mit verſtellter Stimme, wenn Du nicht ganz ſtill biſt. Er lief mit den bebenden Kindern aus dem Schloſſe, dort ſtand der vermummte Gurreck mit den Pferden. Die Kinder weinten erbärmlich, aber ſchwiegen, als der unnatürliche Vater ſeine Drohungen wiederholte. Er wickelte ſie vor ſich in ſeinen Mantel, ſetzte ſich aufs Pferd, und ſo ging es nach dem Kreuzwege, wo ſchon wieder ein Feuer leuchtete.

Neben diesem saß Zulebebbe, und an ihrer Seite stand Asmodi. Der Staroſt wickelte schweigend die zitternden Kinder aus dem Mantel, und ſetzte ſie auf die Erde.

Du haſt Wort gehalten, grinſte Asmodi; aber ein Pfaffe hat Deinen Kindern Heiligthümer umgehängt, löſe dieſe ab.

Ich habe Euch ſie bloß zu liefern verſprochen. Hier nehmt ſie.

Und Du mußt auch dabei jedes Hinderniß aus dem Wege räumen, erwiederte Asmodi, ſo weit es in Deiner Kraft ſteht, oder —

Er löſte jetzt auch die Bänder auf, welche Pretaſius aus gläubiger Hoffnung jedem Kinde mit einem Agnus Dei umgehängt hatte. Als aber die armen Kinder das gräßliche alte Weib auf ſich losſchreiten ſahen: da falteten ſie die kleinen unſchuldigen Hände, und beteten jenen Stoßſeufzer, wodurch ſie Pretaſius vor dem Schlafengehen ihrem heiligen Schutzengel ſich zu empfehlen gelehrt hatte. Plötzlich rollte ein ſchrecklicher Donnerſchlag durch die Luft, und zwei weiße Tauben kamen herab, und jedem der Kinder ſetzt eine auf die Schulter. Abermals rollte der Donner, indeß eine Stimme aus den Wolken ertönte: hinweg Ihr Ver-

flüchten, denn Engel Gottes schützen die Unschuld!

Da entstehen Zulebebke und Asmodi mit großem Geheul, zum dritten Mal reißt der Donner, und der Starost sinkt betäubt auf den Boden. Als er sich erhebt, da stand er allein mit den beiden Kindern am Kreuzwege; gerne wäre er gleich mit ihnen zurückgekehrt; aber er fürchtete Asmodi's Drohung. Daher stand er zaudernd: doch als der Hahn zu krähen begann, rief er laut: ich habe meine Zusage erfüllt. Er wickelte die Kinder wieder in seinen Mantel und kehrte mit ihnen zurück, setzte sie an die Thüre ihres Schlafzimmers; hieß sie hineingehen und lief eilend davon. Die Kinder aber weckten ihre Wärterin und erzählten ihr die Begebenheit, die aber glaubte, es wäre ein böser Traum. Nur Protasius, der die beiden Agnus Dei vermißte, fand die Sache bedenklich, wiewohl er sie nicht zu erklären wußte. Doch hing er ihnen nicht bloß neue Heiligthümer um, sondern that, was in seinen Kräften stand, um sie in der Furcht des Herrn, in Zucht und Ehrbarkeit zu erziehen.

Als aber der Starost jetzt mit leichterm Herzen in sein Zimmer trat, stand Asmodi vor

thm. Ich habe, rief der Staroſt, meine Zuſage erfüllt, was willſt Du?

Nichts weiter antwortete Asmodi, als Dir ſagen, daß wir quitt ſind. Deine Kinder ſind gerettet, Du aber freue Dich nicht, denn der feſte Vorſatz zu einer böſen That gilt vor dem Richter dort oben der ausgeführten That gleich. Eine blaue ſchwefligte Flamme ſchlug empor, in ihr verſchwand der Geiſt; aber ein ſchwefliger Geruch erfüllte das Gemach und vergönnte dem Staroſten während des Ueberreſtes der Nacht keinen Schlaf. Die Erinnerung peinigte ihn ſchrecklich, und der Gedanke, daß die beiden andern Geiſter noch weit härtere Dinge von ihm fordern könnten, quälte ihn unaufhörlich. Seine Geſundheit ſchwand hin, ſeine Wange ward bleich, ſein feuriges Auge erloſch. Bei jedem Geräuſch fuhr er ängſtlich zuſammen, und bei allem Genuß von Schätzen, bei der höchſten Befriedigung von Sinnlichkeit hatte er keinen frohen Augenblick.

So verging ein Jahr, als er um ſich zu zerſtreuen auf den Rath der Aerzte nach Warſchau reiſte. Er ſaß am Spieltiſche bei den Karten Apiels. Er gewann unaufhörlich. Die Anweſenden bewunderten ſein Glück, und er

blickte selbst mit einigem Wohlgefallen auf den vor ihm liegenden Goldhaufen. Da stellte sich ein Fremder an den Spieltisch, in wenig Augenblicken gewann er dem Staroſten all sein Geld ab. Dieser erkannte, darf ich mir Ihren Namen ausbitten, sagte er zum Fremden.

Ist Ihnen, erwiederte er, ein alter Bekannter, von dem Sie selbst diesen Ring zum Andenken an Ihrem Finger tragen, so fremde geworden?

Er setzte seinen ganzen Gewinnst auf eine einzige Karte und verlor ihn wieder. Ueber den Staroſten aber kamen jetzt alle Schrecken der Hölle; er konnte nicht weiter spielen, denn er ahnete, was ihm auch wirklich bevorstand, den Besuch in der Mitternachtsstunde. Apiel erschien.

Ich komme, sagte er, von Dir eine Kleinigkeit zu fordern. Deinen Pächter Wiernicki; beneidest Du ihn nicht, ist er nicht ein glücklicher Mann? Er hat ein redliches Weib, sieben gute Kinder, sein reichliches Brot, und hat Dir seine Pachtgelder pünktlich bezahlt.

Das hat er, sagte der Staroſt.

Aber, fragte der Geist, von Dir hat er doch keine Quittungen erhalten? Er hat auch keine Zeugen der geleisteten Zahlung?

Nein, sagte der Staroſt. Denn pünktlich kam er an dem Tage, an welchem er zu bezahlen hatte, in mein Zimmer; ich empfing das Geld. So wurde die Sache zur Gewohnheit, und nichts weiter dabei beobachtet.

Vortrefflich! rief der Geist. Du forderst jetzt die seit fünf Jahren rückständige Pacht, leugnest ihren Empfang, und wirfst ihn in das härteste Gefängniß.

Wie kann ich das, sagte der Staroſt, ich empfing ja das Geld!

O Du Mann von Ehre, betrügerischer Schuldner, falscher Spieler, Du willst wohl jetzt noch gar bedenklich seyn.

Aber die Gerichte werden sich des Unschuldigen annehmen. —

Beſtich! rief der Höllengeist, an Geld soll es nicht fehlen; schwöre, wenn es noth thut, einen falschen Eid. Wo nicht — er schlug seinen Mantel zurück, streckte ein Paar gräßliche Krallen gegen den zitternden Böſewicht aus und verschwand.

Pünktlich gehorchte der Starost; dem Mann, der seine Kinder aufopfern wollte, dem war ja nichts mehr heilig. Vergeblich umfaßten die Frau und die Kinder des unglücklichen Wiernicki seine Knie; vergeblich verwandte sich Protasius mit freundschaftlicher Wärme für den Unglücklichen, und vermogte, von der Rechtschaffenheit und der Unschuld desselben überzeugt, die Härte und das Benehmen des Starosten gar nicht zu enträthseln. Er wandte sich nun an dessen Gemahlin, und rührte sie so sehr durch seine Vorstellungen, daß sie selbst das Geld hergab, welches Wiernicki angeblich schuldig war; doch unter der Bedingung, daß solches dem Starosten verschwiegen bleiben sollte. Diesem brachte nun Protasius das Geld, erhielt dessen Quittung und der Verhaftete hierdurch die Freiheit.

Wohl mir, sagte der Starost, da er allein war, er ist gerettet! Ich habe ein Verbrechen weniger begangen und dennoch meine Zusage erfüllt. Da tönte ein hölliſches Gelächter und Apiels ihm wohlbekannte Stimme rief: O trö ste Dich doch nicht, ein fester Vorsatz zum Bösen ist so strafbar, als die bloß vom Schicksal behinderte That!

So sehr ihm oft sein Gewissen diesen Vorwurf erneuete, so ward ihm doch wohl bei dem Gedanken, bereits die Forderung von zwei Geistern befriedigt zu haben; doch Ruhe war ihm fern, und er wünschte nur, durch immer neue Betäubung sich zu zerstreuen und fiel nun darauf, eine Sammlung von Gemälden zu veranstalten. Aber bei dem Anblick der Tugend und Unschuld erwachte die Erinnerung der frühern Jahre, worin er noch dem geistlichen Stande bestimmt war. Wenn er die Gemälde des Heilands und der Heiligen betrachtete, dann fiel es ihm aufs Herz, ihrer Erbarmung unwürdig zu seyn, und wenn er große und edle Thaten der Vorwelt abgeschildert fand, dann erschütterte ihn das Bewußtseyn der eigenen Verächtlichkeit. Schnell wurde daher diese Liebhaberei aufgegeben. Pferde und Hunde, die Jagd und der Becher sollten jetzt die Stimme des innern Richters ersticken, aber umsonst. Da hörte er, daß ein Polnischer Gesandter nach Paris gehen sollte. Er wünschte die Stelle, schug sein Buch auf, und fand darin die Weisung: Laß folgende Briefe an deine Gönner und Freunde abgehen. Er schrieb, da schlug die Uhr, er zählte zwölf Schläge, und

wollte den Sessel vom Schreibtische zurückschieben, er vermochte es nicht. Er blickte umher, den Grund zu entdecken, und sprang ängstlich auf; denn hinter seinem Stuhle stand Mahiel. Erschreckst Du so vor einem alten Bekannten? sagte der Geist. Ich komme bloß, von Dir eine kleine Gefälligkeit zu fordern. Ueber drei Tage ist das Frohnleichnamsfest, schon macht man die Anstalten zur Schmückung der Kirche. Stecke den Hochaltar bis dahin in Brand, damit die geweihten Hostien ein Raub der Flamme werden. Hier ist Schwefel, Zunder und ein Feuerzeug; bey dem ersten Schlage des Stahls giebt es herrliche Funken; ich will Dir die Mühe erleichtern.

Soll ich am Heiligsten freveln? rief der Staroste.

Hast Du Dummkopf denn geglaubt, daß ich Dich zur Frömmigkeit leiten würde? fragte der Geist.

Er schlug jetzt das Visir des schwarzen Helms zurück, aus dem der gräßlichste Teufelskopf hervorblickte.

Gehorch! rief dieser, indem er die Zähne fletschte und die ganze Erscheinung verschwand,

nur der Schwefel und das Feuerzeug blieben zurück.

Als der Staroſt zur Beſinnung kam, fiel ſein erſter Blick auf das Bild ſeiner Mutter. Dieſe war oft bei Anbruch des Tages, beſonders an den Sterbetagen ihres Gemahls und ihrer Kinder in die Schloßkapelle gegangen, um bei den Gräbern ihrer Lieben für die Seelen der Abgeſtorbenen zu beten, und unter ihrem Gemälde hing noch ein Schlüſſel, deſſen ſie ſich bediente, um aus einem Zimmer des Schloſſes gleich auf das herrſchaftliche Chor zu gelangen. Er blickte nach dem Schlüſſel und dem Bilde. Es war ihm, als ob die Augen der Mutter wehmüthig auf ihm ruhten, er fühlte jetzt ganz die Angſt der Hölle. O! rief er in der Verzweiflung, was nützt mir Alles! Der ärmſte Bettler iſt glücklicher, denn er hat noch Hoffnung, Gebete und Thränen! Er knirſchte mit den Zähnen und warf ſich in wilder Verzweiflung auf den Boden nieder. So brach der Tag an. Sein Zuſtand wurde noch ſchrecklicher durch die Mühe, die er ſich gab, ihn zu verbergen.

So quälte er ſich zwei Tage, endlich brach die dritte Nacht herein. Jetzt, ſagte er, oder

nie. — Er ſetzte das Licht in das Vorzimmer, feſt hielt er die Augen zu, denn er wollte das Bild der Mutter nicht ſehen, bedeckte ſie noch mit der einen Hand, mit der andern tappte er nach dem Schlüſſel, und lief, als er dieſen gefunden hatte, eiligſt aus dem Zimmer. Die Stille der Mitternacht vermehrte noch das Gräßliche ſeiner Stimmung. Er trat in die Schloßkapelle, die nur durch eine von der Decke herabhängende Lampe ſpärlich erleuchtet war. Da er jetzt die Treppe des Chors hinab ſtieg, mußte er über das Gewölbe, worin die Gebeine ſeiner Eltern und Vorfahren ruhten. Er ſchlug im Gehen das Feuer an, ſchon brannte der Schwefel, da tönte wie ein Ach! aus der Gruft und der Schwefel erloſch. Er blieb einige Augenblicke ſtehen. Da erſchien die Geſtalt Machiels vor ſeiner Phantaſie; er ſtürzte fort, und ſchlug das Feuer zum zweiten Mal an. Er mußte bei dem Beichtſtuhl vorüber, wo ihm Protaſius, als er das erſte Mal zur Beichte ging, Gehet hin in Frieden zugerufen hatte. Ein Ach! ertönte aus dem Beichtſtuhle, der Schwefel erloſch zum zweiten Male.

Hierdurch erschüttert, wollte er zurückkehren, da erwachte die Erinnerung aller seiner Sünden, mit ihr zugleich ein Zweifel an Gottes Barmherzigkeit, und die Furcht vor dem Geiste der Hölle. Wie ein Rasender stürzte er nach dem Altar, zum dritten Male schlug er Feuer an, hoch lederte die Flamme des brennenden Schwefels. Er riß das Ciborium auf, um den Schwefel hineinzuwerfen. Wehe! schallte es jetzt durch die Kirche, der Schwefel erlosch zum dritten Mal. Ha! sagte er bei sich, der Vorsatz ist ja so gut wie die That. Sinnlos wollte er jetzt zum vierten Male Feuer anschlagen, da zerbrach der Stahl, der Stein und Schwefel entfielen seiner Hand. Er floh aus der Kirche, wohin er die Thüre offen ließ, in sein Schlafzimmer. Da hörte er die Annäherung einiger Menschen. Ein Offizier von den Reitern des Tribunals trat ins Zimmer. Ihr seyd, sagte er, mein Gefangener. Ich, rief der Staroſt, bin ein Polnischer von Adel, und der wird nicht eher gefangen genommen, bis er nach dem Gesetze überwiesen ist *)!

*) Neminem captivabimus, nisi jure victum. Diesen Grundsatz rechnete vormals der polnische Adel zu seinem höchsten Vorrechte.

Ihr seid überwiesen, sagte der Offizier und überreichte dem Staroſten eine Schrift. Dieſer las zitternd. Die Alte, durch welche er die unglückliche Franziska vergiften ließ, hatte ſich, durch ihr Gewiſſen getrieben, ſelbſt als Mörderin angegeben. Der Apotheker, der ihr das Gift für 100 Dukaten verkauft hatte, geſtand auch dieſes ein. Der Arzt, den Franziska vor ihrem Tode rufen ließ, fand ſie bereits ſprachlos, er ſagte, allen Umſtänden nach, müſſe ſie vergiftet ſeyn. Die Alte gab dieſes zu, äußerte aber gegen den Arzt, daß wahrſcheinlich Franziska, durch eine unglückliche Leidenſchaft beſtimmt, ſich ſelbſt vergiftet habe; die Liebe zum Leben hätte ſie nun, aber zu ſpät, die Hülfe des Arztes zu ſuchen beſtimmt. Die Sterbende konnte dieſes nicht widerlegen, ihren Körper aber hatte damals der Arzt geöffnet, und die Beweiſe der Vergiftung gefunden. Jetzt, da die Alte dies auch anzeigte, hatte er, von den Richtern zum Zeugniß aufgefordert, die Vergiftung beſtätigt. Dennoch, rief der Staroſt, iſt Alles erlogen, befahl anzuſpannen, aber weder ſeine Frau, noch ſonſt Jemanden zu wecken, ſondern bloß ſeiner Gemahlin zu ſagen: er müſſe ſchnell ver-

reisen, und werde in Kurzem schreiben. Er stieg in den Wagen, Garreck ritt neben demselben und, von dem Offizier und den Soldaten begleitet, ging jetzt die Reise nach Warschau. Dort war er seinen vielen Neidern jetzt ein Gegenstand des Hasses, wurde als ein überwiesener Verbrecher betrachtet und gleich ins Gefängniß abgeliefert.

Protasius, der immer sein Morgengebet am Fuße des Altars zu verrichten gewohnt war, erschrack bei dem Eintritt in die Kirche über den Schwefeldampf, noch mehr, als er das Ciborium geöffnet, Stein, Stahl und Schwefel am Fuße des Altars liegen fand. Er sah sich ängstlich in der Kirche um. Da trat einer der Diener auf das herrschaftliche Chor. Wo kommst Du her? fragte der Mönch. Der Diener erzählte: jene Thüre, die seit dem Tode der verstorbenen Staroſtin verschlossen gewesen wäre, stehe jetzt geöffnet, der Schlüssel stecke darin, und alle Thüren bis zum Zimmer des Herren ständen offen. Protasius wußte, wo der Schlüssel bisher gehangen hatte, eilte zu dem Diener, und überzeugte sich von der Wahrheit. So kam er in das Zimmer des Staroſten, dessen Abreise er von seinem Diener

erfuhr. Er fand den Schlüssel am Schreibtisch stecken, den der Staroſt in der Betäubung vergeſſen hatte. Er öffnete dieſen Schreibtisch, um zu ſehen ob etwa Geld oder irgend ein Kleinod die Verſchließung nothwendig mache. Da fiel ihm ein Kryſtallfläſchchen in die Augen, darauf ſtand mit goldenen Buchſtaben: „Liebestrank, mitgetheilt von Asmodi, dem Fürſten der Geiſter.“ Daneben lag ein Buch in feuerfarbnem Sammet gebunden; er ſchlug ſolches auf, da ſtand auf der erſten Seite in blutrother Schrift. „Rathſchäge, ertheilt durch Machiel, den König der Geiſter.“ Mit Entſetzen fiel ihm nun auch die Erzählung der beiden Kinder ein, die der Staroſt immer für einen böſen Traum ausgegeben hatte. Er ſprach nun noch mit den Kleinen! Beide ganz einſtimmig, erzählten Alles auf die vorige Weiſe. Mit ſchwerem Herzen ſchrieb Protaſius den ganzen Vorgang der Sache nieder, und ſchickte ſeinen Bericht nebſt der Flaſche und dem Buche an den Biſchof.

Der Staroſt aber bemerkte noch am nämlichen Morgen, daß er ſeinen Schlüſſel vergeſſen habe, und befahl ſeinem getreuen Surreck zurück zu jagen, ihm Schlüſſel, Buch und

Fläschchen zu bringen und insgeheim zuzuste-
ken. Gurreck kehrte zurück, und als sie nun
bey Abends in der Herberge angelangt waren,
begab er sich, unter dem Vorwande, seinen
Herrn zu entkleiden, in das Zimmer des Sta-
rosten, vor dessen Thüre eine Schildwache ge-
stellt war. Den Schlüssel gab ihm Gurreck;
Buch und Fläschchen, sagte er, habe ich nicht
gefunden, wohl aber fiel mir, als ich darnach
unter suchte, dieses in die Hand. Es war
das versiegelte Pergament, welches Zuiebebbe
dem Starosten nach geleistetem Eide überreicht
hatte. — Vielleicht, sagte er, finde ich hier
Rettung, und riß das Siegel auf. Aber jedes
seiner Haare sträubte sich, seine Beine erheb-
ten, als er nun las: „Lateinische Uebersetzung
des in Chaldäischer Sprache an Beelzebub oder
Zuiebebbe geleisteten Huldigungseides„. Denn
er sah nun, wie er unter den gotteslästerlich-
sten Ausdrücken seinem Heilande und allen
Heiligen entsagt, und sich zu einem Sklaven
Beelzebubs hingegeben hatte. Mit jedem Au-
genblick stieg seine Verzweiflung. Als er nun
zu Warschau angelangt war, ins Gefängniß
geführt, die Thüre hinter ihm verriegelt wur-
de und er sich so allein befand — da rief er in

der Angst seiner Seele: o, daß ich doch nur irgend etwas zu meiner Beschäftigung hätte! Nimm hin, sagte eine hohle Stimme, und ein Spiegel war in seiner Hand. Er blickte hinein, sah sich im Knabenkleide; schnell folgten, wie die Bilder in einer magischen Laterne, die Begebenheiten seines frühern Lebens und alle seine Schandthaten. Wütend warf er den Spiegel auf die Erde, heulte in wilder Verzweiflung, nahm weder Speise noch Trank, verfluchte sein Dasern, und wagte es doch nicht, sein Leben durch Selbstmord zu enden.

Da trat unerwartet Protasius ins Gefängniß, der auf Bitte der Starostin ihrem Gemahle gefolgt war, um den Grund der Verhaftung auszumitteln und ihr von Allem Nachricht zu geben; denn sie hatte durch Gurreck, als dieser wegen des Buches und Fläschchens zurückgesandt war, das Schicksal ihres Mannes erfahren, war aber vor Schrecken erkrankt, und Protasius hatte bei dem Vorsatze, wo möglich noch die Seele des unglücklichen Mannes zu retten, den Auftrag um so williger übernommen. Er sah die zerstörte Gestalt: hörte die wilden Ausbrüche des Verzweifelten; ermahnte ihn sich zu Gott zu wenden, dessen

Barmherzigkeit unermeßlich wäre, alles zu bekennen, und willig, zum Beweiſe der Reue, ſich der Strafe des irdiſchen Richters zu unterwerfen. Der Anblick und die Worte des ehrwürdigen Greiſes ſchienen das Felſenherz zu erweichen. Er erzählte ſeine ganze Geſchichte, berechtigte den Mönch, Alles den Richtern zu entdecken; Protaſius aber ermahnte ihn, jeder neuen Verſuchung zu widerſtehen, an Gott zu denken, dieſem ſeine Seele zu empfehlen, und verſprach am folgenden Morgen wiederzukommen.

Der Staroſt ſchien beruhigt, aber gegen Mitternacht trat Gurreck ins Gefängniß. Herr! rief er aus, ich habe ſchreckliche Dinge gehört; man will Euch mit glühenden Zangen zwicken und nachher als einen Zauberer verbrennen. Eilt Euch zu retten, hier iſt eine Feile und ein Strick. Er zog Beides unter ſeinen Kleidern hervor. Zerfeilt die Gitterſtäbe am Fenſter und laßt Euch an dieſem Stricke hinab. Ich eile, zwei geſattelte Pferde an den Thurm zu bringen, Alles iſt zur Flucht bereit, eilt! — Der Staroſt wollte noch Manches fragen, aber Gurreck verließ eilends den Kerker. Es wollte manches

Bedenken über seine Erscheinung und Entfernung bei dem Staroſten erwachen, allein Gurreck hatte ihm ja immer treulich gedient; die Feile und der Strick lagen da, und der Gedanke an die ihm bevorſtehenden Martern erhöhte die Liebe zum Leben. Da griff er nach der Feile. Schnell waren die eiſernen Stäbe zerbrochen, er befeſtigte das Seil und ſah durch das kleine Fenſter beim Mondenlicht, daß unten ein Mann mit zwei Pferden hielt. Das iſt mein getreuer Gurreck, ſagte er und ließ ſich hinab. Aber nun bemerkte er, daß der Strick zu kurz war, und unten am Thurm ein ſpitziges Pfahlwerk ſtand. Hilf, lieber Gurreck! rief der Staroſt.

Ruft, antwortete dieſer, die Fürſten der Hölle um Beiſtand!

Die Uhr ſchlug zwölf; der Staroſt erſchrak, ließ das Seil fahren und ſpießte ſich auf das Pfahlwerk. Laut lachte Gurreck, ſeine ganze Geſtalt ſchwärzte ſich. An ſeine Schultern wuchſen Fledermausflügel. Wir ſehen uns bald wieder! rief er, und flog nun ganz als Teufel geſtaltet davon. Das Wimmern des Aufgeſpießten lockte die Wache herbei. Man zog ihn von den Pfählen, und rief einen Arzt,

der die Wunden sofort für tödlich erklärte. Auch Protasius, der dem Kerkermeister, sobald etwas Wichtiges vorfiele, ihn zu rufen geboren hatte, eilte herbei. Ihm erzählte der Staroste noch die letzte Begebenheit, achtete auf kein Zureden, verfluchte sich und sein Schicksal und — starb unter den gräßlichsten Verzukkungen.

Die unglückliche Wittwe, der Alles so milde als möglich vorgetragen wurde, ging in ein Kloster und brachte den Ueberrest ihres Lebens unter Bußübungen hin. Die Erziehung der Kinder wurde dem alten Protasius übertragen. Der Bischof gebot ihm, unaufhörlich über sie zu wachen, und band ihm die Kinder auf seine Seele. O, antwortete der ehrwürdige Greis, ich will unaufhörlich daran arbeiten, sie durch Worte und Beispiel zu überzeugen: daß nicht Ehre und Ansehn, nicht Geld, noch Befriedigung der Sinnlichkeit wahres Glück gewähren; sondern daß bloß das Bewußtseyn, vor Gott und Menschen recht gewandelt zu haben, die Hoffnung auf eine selige Sterbestunde, Trost, Ruhe und Glück verleihe. — Auf seine Bitte wurde auch der Leichnam des Staroſten in der Stille, aber in

ungeweihter Erde, verscharrt. Doch würde ihm zuvor der Ring vom Finger gezogen, und nebst dem Fläschchen und dem Buche in einen Scheiterhaufen geworfen, den der Herr Bischof zu diesem Endzwecke hatte errichten lassen, und er selbst stand dabei, mit seiner Geistlichkeit, bis all drei Höllengaben verbrannt waren.

Doch läuft ein dunkles Gerücht umher, daß der goldne Ring nicht verbrannt, sondern durch Zufall in die Hände eines vornehmen Mannes gekommen sey, dem zwar auf alles Pochen mit dem Ringe Ariel zur Bezahlung seiner Schulden nicht erscheine, bei dem aber doch, so wie bei seiner ganzen Sippschaft, die Eigenschaft des Ringes, das Schuldenmachen zu erleichtern, sich bewährt haben soll. — Protasius bezog mit den Kindern die väterliche Wohnung aber auf dem Flügel des Schlosses, welchen der Staroſt bewohnt hatte, vermochte Niemand zu hausen; denn zur Nachtzeit ging es dort umher, bald mit Winseln und Aechzen, bald mit Geheul und Zeterschrei. Darüber verfiel im Kurzen das ganze Gebäude, und wer noch jetzt bei den Trümmern vorübergeht, schlägt das Zeichen des Kreuzes, und vermeidet die Stätte sobald es dunkel wird; obwohl man

um dem Unweſen der böſen Geiſter hier Einhalt zu thun, ein Kreuz errichtet hat, an deſſen Fuße die Kinder des Staroſten in ihren ſpätern Jahren nebſt ihren Nachkommen für die Seele des Unglücklichen, wenigſtens für die Milderung ſeiner Qualen oft beteten. An dem Kreuzwege aber erbauten ſie eine Kapelle, und noch in ſpäter Zeit las dort ein Prieſter an dem Jahrestage, an welchem man die Kinder den hölliſchen Geiſtern hatte überliefern wollen, gemäß ihrer Stiftung, eine heilige Meſſe, um Gott dafür zu danken, daß er, voll Güte und Barmherzigkeit, der Unſchuld, die ihm vertraut, ſeine heiligen Engel, wenn gleich auch nicht immer ſichtbar, zum Schutze ſendet.

# Unruhe im Grabe.

Eine Familiensage.

Ich mag nicht essen! sagte der Hauptmann von Schilfheim, indem er die Schüssel verdrießlich fort schob; und Christian, der alte Jäger, der sich so herzlich freute, als er die Ente den Kalkhühner schoß, woraus der Koch mit aller Kunst eine Pastete für den hohen Herrn bereitet hatte, sah nun mit traurigem Blick bald auf den Hauptmann, bald auf die herrliche Schüssel, welche dieser kaum berührt hatte, und murrisch von sich schob. Ach, sagte er seufzend, wenn doch nur der Herr Lieutenant zu Hause wäre!

Du hast Recht, antwortete der Hauptmann, dann würde es besser schmecken; aber der ist jetzt mit dem Fürsten von Dessau in Italien, und wer weiß, welche französische Kugel ihn bereits getroffen hat.

Das verhüte Gott! erwiederte Christian; das ganze Land, wir Alle beten für ihn.

Da, sagte der Hauptmann, indem er ein großes Glas voll Wein goß, trinke auf die Gesundheit meines Heinrichs. Nimm hier von der Pastete und gieb auch dem Koch.

Ei, was verstehen wir von solchen Gerichten, erwiederte Christian, aber unser Herr Pfarrer hat einen Besuch von seinem Bruder, dem Justizrath erhalten; wenn ich die beiden Herren nun auf den Abend einladen dürfte, so würde die Pastete gewiß ihre Liebhaber finden, und Sie wären doch auch den Abend hindurch nicht allein. Der Vorschlag fand Beifall, und die Gäste wurden eingeladen.

Der Hauptmann erzählte von seinen kriegerischen Begebenheiten, dem Feldzuge am Rhein, der Ueberrumpelung von Rathenau und der Schlacht bei Fehrbellin. Alle Erinnerungen seiner Jugend erwachten. Wollte Gott, sagte er, daß ich im Dienste geblieben wäre, dann dürfte ich meine Tage hier nicht so einsam hinbringen; allein, zwei Mal schwer verwundet, glaubte ich auch den Ueberrest meines Lebens den Meinigen weihen zu können, und als mein liebes seliges Weib noch lebte, mein Heinrich unter meinen Augen erwuchs, da war

ich doch einige Jahre hindurch ein sehr glücklicher Mann.

Er schwieg gerührt, auch die beiden Gäste schwiegen, die nun bald wieder ein anderes Gespräch anzuknüpfen suchten; allein der Hauptmann war nicht umzustimmen. Noch geht es, sagte er, aber schon fällt das Laub, und wenn nun der Spätherbst eintritt, ich alsdann nicht auf die Jagd gehen kann, kein Nachbar bei dem schlechten Wege mich besucht, dann fühle ich erst ganz, wie einsam und verlassen ich dastehe. Der Justizrath meinte, das hänge ja nur von dem Herrn Hauptmann ab, der, in seinen besten Jahren, an der Hand einer zweiten Gemahlin das vorige Glück wiederfinden könnte. Der Hauptmann schüttelte den Kopf und meinte, in einem Alter von 54 Jahren wäre ein solcher Schritt höchst bedenklich. Der Pfarrer versicherte, daß ihm Niemand dieses Alter ansehe, und der Justizrath fuhr fort: wenn der Herr Hauptmann eine seinen Jahren angemessene Gemahlin wählen wollte, so wisse er selbst eine adelige Wittwe, die in ihrer Jugend für eine Schönheit gegolten hätte, eine vortreffliche Wirthin wäre und, da ihre beiden Söhne auch im Felde ständen, ihre

Tochter verheirathet wäre, jetzt keine Kinder bei sich hätte. Der Hauptmann brach dieses Gespräch ab; als aber der Spätherbst eintrat, so erinnerte er sich doch zuweilen in seiner Einsamkeit an die Wittwe, welche in ihrer Jugend für eine Schönheit gegolten hatte, und der Pfarrer wurde jetzt freundschaftlich beauftragt, sich bei seinem Bruder etwas näher zu erkundigen. Es war Frau von Weidenbach, eine Wittwe von ohngefähr vierzig Jahren. Der Ruf sagte von ihr nichts Nachtheiliges, sondern vielmehr, daß sie nach dem Tode ihres Mannes auf ihrem kleinen Gütchen höchst eingeschränkt lebe, um so viel als möglich für ihre Kinder zu thun.

Indeß erkrankte einer von den Nachbarn des Hauptmanns; es war ein alter Hagestolz, der ungeachtet seines ansehnlichen Vermögens sich nie zur Heirath entschlossen hatte. Der Hauptmann eilte ihn zu besuchen, und fand ihn dem Tode nahe. Alles im Hause war in der größten Unordnung, der Kranke selbst höchst vernachlässigt. Dieser fühlte seinen Zustand, und sagte mit Rührung zu dem Hauptmann: jetzt empfinde ich die Strafe der Thorheit, mich nie verheirathet zu haben; hätte ich

ein Weib, hätte ich Kinder, so läge ich nicht verlaſſen auf dem Sterbebette. Der Hauptmann fühlte ſich heftig erſchüttert, denn er dachte ſich ein ähnliches Schickſal; als er daher nach Hauſe ritt, wandte er ſich plötzlich gegen ſeinen alten Chriſtian und ſagte: ich werde mich wieder verheirathen. In Gottes Namen! antwortete der Alte; denn als die liebe ſelige gnädige Frau noch lebte, da war es ja, als ob ein Engel unter uns wohnte, und Gott wird ja einem ſo guten Herrn auch wieder eine gute Frau beſcheren. Leichter war es nun dem Hauptmann ums Herz, denn der Entſchluß war gefaßt; und weil nun gerade der Schlittweg einfiel, ſo ließ er ſeine beſten Pferde anſpannen, fuhr zu dem Juſtizrath und mit dieſem zu der Frau von Weidenbach.

In dem kleinen Dörfchen herrſchte überall Ordnung, es wimmelte auf dem Hofe von Federvieh. Beides hielt der Hauptmann für ein gutes Zeichen, und wenn er gleich die Frau, die in ihrer Jugend für eine Schönheit galt, hierin weit unter ſeiner Vorſtellung fand, ſo war ſie doch äußerſt gefällig und unterhaltend, verrieth in Allem die gute Wirthin; im ganzen Hauſe herrſchte Stille, Reinlichkeit und

Ordnung. Der Hauptmann dachte an seinen sterbenden Freund, hoffte nach Allem, was er hier sah, dessen Schicksale gewiß zu entgehen, gab daher dem Justizrath einen Wink, der nun auf das Zierlichste seinen Antrag machte. Frau von Weidenbach schien sehr verlegen, erklärte, sie habe zwar nie wieder heirathen wollen, aber ein Mann von dem Verdienste des Herrn Hauptmanns fordere auch jede Rücksicht; sie bat daher bloß um drei Tage Bedenkzeit, und diese wurden zugestanden. Auf der Rückreise meinte Christian, man habe ihn zwar sehr gut aufgenommen; allein er machte doch auch manche unvortheilhafte Bemerkung; der Justizrath aber suchte alles durch die Zärtlichkeit einer Mutter zu entschuldigen, die bei ihrer beschränkten Lage doch Alles für ihre Kinder zu thun und für sie zu sparen bemüht war.

Nach drei Tagen erfolgte die Einwilligung. Frau von Weidenbach trat ihr Gütchen ihrem Schwiegersohne ab, einem akademischen Freunde des Justizraths. Die Hochzeit wurde vollzogen, und der Hauptmann schien in den ersten Wochen nach seiner Heirath sich ganz glücklich zu fühlen. Ueberall herrschte die höchste Reinlichkeit und Ordnung; der Tisch wurde mit

manchen neuen vortrefflichen Gerichten besetzt, und selbst der alte treue Christian versicherte seinem Herrn, daß die bösen Menschen der guten gnädigen Frau doch Manches mit Unrecht nach gesagt hätten.

Jetzt kam ein Brief von dem Lieutenant von Schilfheim. Da ihm durch eine bei Turin erhaltene Wunde der rechte Arm gelähmt wäre, habe er seinen Abschied genommen, wäre auf der Rückreise begriffen, würde aber nicht eher als künftigen Sommer zu Hause eintreffen, weil er noch zuvor die Verwandten in Sachsen besuchen und das Töplitzer Bad gebrauchen wollte. Der Hauptmann freute sich unaussprechlich; seiner Gemahlin aber merkte man es an, daß ihr die Freude nicht so recht von Herzen ging. Ja böse Leute sagten ohne Scheu, daß sie, weil jetzt die Ankunft des Stiefsohnes so nahe wäre, noch so viel als möglich für ihre Kinder zusammen scharren wollte. Denn bald wünschte sie Manches im Hause zu beschränken, und manche neue Abgabe auf den Gütern einzuführen. Der Hauptmann bat freundlich, Alles beim Alten zu lassen; das erste Mal wurde sogleich, das zweite Mal nur mit einer traurigen Miene nachgege-

ben, dann folgten Einwendungen und Widersprüche, die immer lauter wurden; und die Reihe zum Nachgeben kam nun an den guten Hauptmann.

Er hatte bisher nur frohe Gesichter um sich gesehen, jetzt sah er manchen trüben Blick, und auf seine Fragen war Achselzucken die Antwort, weil Drohungen den Mund verschlossen. Nur der alte Christian machte, wenn er mit seinem Herrn allein auf der Jagd war, ihn mit jedem Zuge von Geiz und Härte bekannt. Der Hauptmann ersetzte durch baares Geld und manchen Scheffel Getreide, doch Alles konnte nicht ersetzt werden. Da er aber deutlich einsah, daß seine Gemahlin etwas für ihre Kinder zusammen zu sparen wünschte, machte er ihr kleine Geschenke, und sie verdoppelte alsdann ihre Freundlichkeit, ließ aber doch nicht von ihrer Sparsamkeit nach. Es ging indeß so leidlich im Hause, bis der Hauptmann einen Brief von seinem Sohne aus Sachsen erhielt, worin sich dieser den väterlichen Segen zu einer Heirath mit einer Cousine erbat, die in Betreff ihrer Tugenden, ihrer Leutseligkeit und Sanftmuth ein Ebenbild der lieben seligen Mutter wäre, und er hoffe, daß dem lieben

Vater eine gute fromme Tochter, an deren Hand er alsdann sogleich die Rückreise antreten wolle, nicht unwillkommen seyn werde. Der Hauptmann freute sich wieder herzlich; aber seine Gemahlin hatte viel einzuwenden gegen die Ausländerin, die Niemand kenne und die doch wenigstens nicht die hier im Lande übliche Wirthschaft verstände. Da aber der Hauptmann hierauf nicht achtete, und gleich am folgenden Tage dem Sohne nicht bloß seine Einwilligung, sondern auch ein schönes Päckchen mit Dukaten schickte, um der lieben Tochter dafür ein Geschenk zu kaufen: da konnte sich die Stiefmutter gar nicht zufrieden geben. Sie murrte unaufhörlich, selbst der Tisch wurde schlechter besetzt, und ihr jetzt nicht mehr verheimlichter Geiz stieg mit jedem Tage höher. Dieses veranlaßte bald im ganzen Gute die höchste Unzufriedenheit, und endlich entlief sogar einer der Untertanen. So etwas war dem Hauptmann unerhört. Der Entlaufene hatte einst bei ihm eine laute Beschwerde geführt, dieses zum zweiten Mal zu thun gedroht, und war nun auf Befehl der gnädigen Frau, ohne daß der Hauptmann solches erfahren hatte, fürchterlich gemißhandelt worden.

Jetzt hatte die Geduld des Hauptmanns ein Ende; er befahl, Jeder, der eine Beschwerde hätte, solle augenblicklich vor ihn gelassen, Alles im Gute auf den Fuß gesetzt werden, auf dem es vor seiner Heirath gestanden hätte. Da Bitten und Thränen ihn nicht zum Widerruf bestimmen konnten, so hielt auch nichts mehr die Wut seiner aufgebrachten Gemahlin zurück, und der arme Hauptmann lernte nun seine Lage erst ganz kennen.

Bald fühlte seine Gemahlin, daß sie zu weit gegangen war. Sie verdorvelte, um den treuherzigen Hauptmann zu gewinnen, ihre Zärtlichkeit. Der gute Mann glaubte, die vorige Uebereilung verzeihen zu müssen, und so war Alles in Kurzem vergessen. Zärtlich bat ihn seine Gemahlin, doch nicht so oft auf die Jagd zu gehen, da bei seinen Jahren und der oft ungünstigen Frühlingswitterung dieses für seine Gesundheit und sein ihr so theures Leben nachtheilig seyn könnte. Der Hauptmann gab nach, besonders da um dieselbe Zeit sein treuer Hühnerhund starb. Christian verscharrte und beweinte das gute Thier, gerieth aber nun in Verzweiflung, als auch seine beiden Jagdhunde gestohlen wurden. Der Haupt-

mann entbehrte hierdurch sein Lieblingsvergnügen. Christian bat um Erlaubniß, auf einige Tage lang einen Verwandten besuchen zu dürfen, und erhielt dieses gewährt. In seiner Abwesenheit verdoppelte Johann, ein junger Bedienter, den die Hauptmannin seit Kurzem angenommen hatte, seine Aufmerksamkeit gegen den Hauptmann, der es auf die Frage seiner Gemahlin einräumte, daß er den Christian gar nicht vermisse, und diese rückte nun mit dem Antrage heraus, den alten Mann, der als Bedienter eine traurige Figur mache, mit einem Gnadengehalte in Ruhe zu setzen, welches aber, aller Vorstellungen ungeachtet, mit der Aeußerung abgeschlagen wurde, daß, so lange er und Christian lebe, Einer den Andern nicht entbehren könne. Doch wurde endlich so viel zugegeben, daß er bei Tische nicht mehr aufwarten sollte.

In dem Augenblicke trat Christian in das Zimmer, die beiden gekoppelten Jagdhunde neben sich. Wo, rief der Hauptmann, der freudig vom Stuhle aufsprang, hast Du sie wieder bekommen?

Dazu gehörte keine große Kunst, antwortete Christian, denn ich hatte es schon erfah-

ren, daß die gnädige Frau durch unseren neuen Monsieur Johann, der eben wie ein armer Sünder da im Winkel steht, die Hunde ihrem Herrn Schwiegersohne zugeschickt hatte. Die hätten wir nun wieder, aber der arme alte Tiraß. — — Zwei Tage vorher, ehe er starb, ließ die gnädige Frau Rattenpulver holen, der Apotheker hat mir das Attest mit Namen und Petschaft vorgewiesen, und wir haben doch nie eine Ratte im Hause gehabt; allein wir sollen keine Hunde haben, damit der gnädige Herr nicht mit mir auf die Jagd gehen und nichts von mir erfahren kann.

Unverschämter Lügner! schrie die gnädige Frau, die bisher bald roth, bald bleich, knirschend da gesessen hatte, und schlug mit geballter Faust dem alten Mann ins Gesicht. Jetzt verlor aber auch der Hauptmann alle Fassung. Sein Sohn, sagte er, und dessen Gemahlin würden in wenig Tagen eintreffen. Diesem werde er das Gut sogleich abtreten, bei ihm seine Tage beschließen, und von der gnädigen Frau hänge es nun ab, ob sie sich in der Güte oder vor Gericht trennen wolle. — Dieses kam unerwartet, sie suchte durch einen Strom von Thränen den Hauptmann auf andere Ge-

danken zu bringen; dieser aber befahl, daß Christian ihn unter dem Arm fassen, und in sein Schlafzimmer bringen sollte. Ein heftiges Fieber trat ein; der herbeigeholte Arzt zuckte die Schulter, und nach zehn Tagen war der Hauptmann nicht mehr.

Er hatte seine Verdigung in der Stille zu begehen geboten, und sollte nun am nächsten Morgen vor Tages Anbruch in das Gewölbe gebracht werden. Die Wittwe schien untröstlich, und der Pfarrer war bemüht, durch eine Menge von Beruhigungsgründen ihren Schmerz zu lindern, indeß im Nebenzimmer Christian, dem die Thränen über die grauen Wimpern flossen, ohne ein Wort zu sprechen, an dem Sarge seines geliebten Herrn stand. Da tönte plötzlich ein Posthorn; eine Extrapost hielt vor der Thür, der junge Schilfheim sprang aus dem Wagen, hob seine Gemahlin hinaus. Wo ist der Vater? rief er, und eilte, da er keine Antwort erhielt, in das Wohnzimmer, wo sich der Pfarrer und die Wittwe befanden. Auch Christian, der die Stimme des jungen Herrn hörte, stürzte hinein, und bedeckte dessen Hände mit Thränen. Die Wittwe sank ohnmächtig nieder. Sie

wurde erſt nach einiger Zeit wieder in das Leben gebracht, und der unerwartete Schrecken, vielleicht noch durch den Gedanken erhöht, daß Chriſtian Alles verrathen würde, äußerte die traurigſten Folgen, ihr fehlte die Sprache, die rechte Seite war vom Schlage gelähmt. Vergeblich war die Hülfe des Arztes, vergeblich bot die junge Frau von Schilfheim Alles für die Kranke auf; dieſe ſchien gerührt, ſie drückte die Hand der Schwiegertochter, ſtreichelte ihre Wangen, deutete oft auf die Thüre des benachbarten Gartenſaales; allein die junge Frau war fremd im Hauſe, ſie konnte ſich mit der Alten nicht verſtändigen, die ſich vergebliche Mühe gab, einige Worte zu ſprechen. Dieſe verlor zuletzt alle Beſinnung und ſtarb nach einigen Tagen.

Als das junge Ehepaar den Nachlaß muſterte, da fehlte alles Silbergeſchirr, die goldene Doſe des Hauptmanns, das Geſchmeide der erſten Gemahlin, und beſonders ein nicht unanſehnliches baares Kapital, wovon der Hauptmann wenig Wochen vor ſeinem Tode ſeinem Sohne ſchrieb, daß er ſolches einkaſſirt und ihm zu ſeiner Einrichtung aufbewahrt habe. Chriſtian, der dieſes hörte, ſchüt-

telte den Kopf. O, sagte er, das hat die Alte gewiß ihren Kindern zugestellt; denn hätte sie es vermocht, so würde sie diesen das ganze Gut zugewandt haben. Da erfolgte ein heftiger Schlag auf den Tisch, daß Tassen und Gläser erzitterten. Die Anwesenden erschracken, Jeder blickte den Andern bedenklich an, und Keiner wagte, das Gespräch fortzusetzen. Nur Christian konnte den alten Groll nicht ganz bei Seite legen, und als sein Herr einst nach der alten mit harten Thalern ausgelegten Kanne fragte, antwortete er unwillig: wahrscheinlich hat die alte Hexe diese auch ihren Kindern zugesandt. Da wurde die Thüre des Gartensaales aufgerissen und mit solcher Heftigkeit zugeworfen, daß die Anwesenden zurückbebten, und Niemand wagte es nun ferner, laut von der Verstorbenen etwas Nachtheiliges zu sagen.

Die Familie lebte ruhig; doch betraf sie auch manches Leid, so daß ihre Vermögensumstände auf mancherlei Weise geschmälert wurden. Und als nun der kalte Winter hinzukam, Getreide und Obstbäume erfroren, das Vieh aus Mangel der Fütterung stürzte; da saß einst Schilsheim traurig bei seiner Gattin. Beide

achteten jetzt nicht mehr darauf, daß von der verstorbenen Schwiegermutter und ihren Erscheinungen manch Gerede unter ihrem Gesinde war. Daher sagte Schilfheim auch ungescheut: hätte ich jetzt das verschwundene Silbergeschirr, die Kleinodien und Baarschaften meines Vaters, mir wäre geholfen! Jetzt nützt es vielleicht Niemanden, oder wird von Andern mit Unrecht besessen. Luise, die indeß an einem Rahmen saß und nähte, bückte sich tiefer, um ihrem Manne eine aufsteigende Thräne zu verbergen. Da füllte plötzlich ein Leichengeruch das ganze Zimmer; nun sah Luise auf, that einen lauten Schrei, schmiegte sich ängstlich an ihren Mann, und sagte zitternd, siehst Du nichts? Dieser blickte umher, versicherte aber, außer dem Leichengeruche nichts zu bemerken, doch bat er seine Frau, mit ihm in ein andres Zimmer zu gehen. Dort erzählte sie nun, die verstorbene Schwiegermutter habe vor ihr gestanden und ihr drei Mal gewinkt. Oft hatte sie nun die nämliche Erscheinung und wurde zuletzt daran gewöhnt. Auf Zureden ihres Beichtvaters entschloß sie sich und fragte; was willst Du? Folge mir nach, sagte der Geist, mit leiser, aber vernehmlicher Stimme, wenn

ich Dir in der Mitternachtsstunde erscheine; ich meine es gut mit Dir. Darf ich meinen Beichtvater mitnehmen? fragte Luise, und da der Geist den Kopf schüttelte, fügte sie hinzu: allein komme ich nicht.

Der Geist hörte dennoch nicht auf zu erscheinen, selbst wenn Luise bei Tische saß, oder gute Freunde bei sich hatte, und machte ihr dadurch manche trübe Stunde. Einst wollte sie eine Menge Leinwand auf die Bleiche legen lassen, und war eben beschäftigt, solche mit Röthel zu bezeichnen. Da sie diesen aus der Hand legte, erblickte sie das Gespenst, welches den Röthel nahm und auf den Tisch schrieb: Laß die Leinwand erst übermorgen ausspreiten. Luise beschloß zu prüfen, welchen Erfolg diese Warnung haben würde, erstaunte aber nicht wenig, als in der zweiten darauf folgenden Nacht, weil die nachlässigen Wächterinnen eingeschlafen waren, die Leinwand aller Dorfeinsaßen, neben welche sie die ihrige hatte ausspreiten wollen, gestohlen wurde. Auf ähnliche Weise warnte sie nun der Geist vor manchem ihr bevorstehenden Schaden, und erneuerte immer zugleich die Forderung, um Mitternacht ihm zu folgen.

So verging der Sommer. Es war in den letzten Tagen der Ernte, als Schilfheim in nothwendigen Geschäften verreisen mußte, das ganze Dorf war mit Feldarbeiten beschäftigt, und Luise allein in ihrem Zimmer. Da erschien das Gespenst und sagte ganz vernehmlich: noch ein Mal frage ich Dich, willst Du mir um Mitternacht folgen?

Hebe Dich fort, Du Scheusal! rief Luise im Unwillen: höre auf, mich zu quälen, ich folge Dir nicht! Da ergriff der Geist ein Stück Kreide, welches auf dem Tische lag, und schrieb: Heute um vier Uhr brennt dieses Haus ab, und verschwand. Eilig schickte Luise Boten, daß alle Leute nach Hause kommen sollten; allein es stellte sich bloß der Verwalter ein, um, weil er die Arbeiter auf dem Felde nothwendig brauchte, einige Gegenvorstellungen zu machen, gehorchte aber sogleich, als er die Schrift auf dem Tische erblickte.

Alles Feuer wurde ausgelöscht, Alles aus dem Hause in Sicherheit gebracht und jede mögliche Vorkehrung getroffen. Da nun Alles angeordnet war, zog der Verwalter seine Uhr aus der Tasche. Der Geist, sagte er, hat uns wahrscheinlich zum Besten gehabt, meine Uhr

ist schon ein Viertel auf fünf. Lassen Sie uns zuvörderst im Garten nach der Sonnenuhr sehen, ob Ihre Uhr auch recht geht, antwortete Luise. Als sie nun dahin gingen, donnerte es in der Ferne und beide sahen sich betroffen an. Sie blickten nach der Sonnenuhr, jetzt fiel der Schatten des Zeigers auf die Zahl 4. Da erfolgte ein schrecklicher Donnerschlag und das vom Blitze getroffene Haus stand in Flammen. Doch griff, bei den getroffenen Vorkehrungen, das Feuer nicht weiter um sich. Luise hatte, als Schilfheim zurückkehrte, das Haus des Verwalters bezogen und bot freundlich Alles zum Troste ihres Mannes auf. Zu den mancherlei Trostgründen, wodurch sie ihren, durch verschiedene Unfälle und auch durch diesen Brand tief gebeugten, Mann aufzurichten suchte, gehörte auch dieser, daß jetzt vielleicht die Erscheinungen des Gespenstes aufhören würden.

Schilfheim ließ den Schutt des Hauses wegräumen und auch die steinerne Treppe abbrechen, die aus dem Saale nach dem Garten führte, weil er dieser einen andern Platz bestimmt hatte. Er war selbst dabei zugegen

und erstaunte, als man in einem Winkel unter der Treppe, auf welchen Niemand geachtet hatte, in Lumpen und alte, jetzt vermoderte Säcke gewickelt einige Beutel mit Geld und alles väterliche Silbergeschirr fand. Einer der Arbeiter überreichte ihm die Kanne mit alten Thalern ausgelegt, mit dem Bemerken, daß sie sehr schwer wäre. Schilfheim öffnete sie und fand darin eine beträchtliche Summe in Gold, die goldene Dose seines verstorbenen Vaters, und in dieser das Geschmeide seiner Mutter. Der Werth des Aufgefundenen war so beträchtlich, daß Schilfheim nicht bloß sein Haus besser, als es vorher gewesen war, wieder erbauen, sondern auch sein Gut ganz wieder in den vorigen Stand setzen konnte.

Als nun einst die beiden Eheleute bei ihrem erneuerten Wohlstande mit Dankgefühl gegen Gott bei einander saßen, da ergriff Schilfheim Luisens Hand. O, sagte er, die Ueberzeugung: daß zugefügtes Unrecht nicht bloß hier unserm Gewissen, sondern selbst dort dem menschlichen Geiste die Ruhe raubt, soll uns nicht allein selbst vom Unrecht abschrecken, sondern wir wollen auch durch Lehre und Bei-

ſpiel unſere Kinder davon abhalten. Beide Eheleute gelobten ſich dieſes, und Gott ſchenkte ihrer guten Abſicht Gedeihen. Ihre Kinder und Enkel wurden gute, fromme und edle Menſchen, und ihr Geſchlecht blüht noch im Segen bis auf den heutigen Tag.

# Der Mulatte,

oder

# die Martern des Künſtlers.

Nach einer vieljährigen Abwesenheit kehrte Raphael Werner in seine Vaterstadt zurück. Er hatte — so erzählte das Gerücht — einige Jahre in Ostindien verlebt und von dort so viel baares Geld, Goldbarren, Juwelen und Banknoten mitgebracht, daß er im Genusse des größten Reichthums sich nichts zu versagen nöthig hatte. Er kaufte sich ein herrliches Landgut, verschönerte dieses täglich, war der sanfteste, leutseligste Herr für seine Guteseinsassen, die ihn täglich segneten; milderte jede Noth, unterstützte jeden Armen, und wurde hierdurch der Gegenstand der allgemeinen Achtung. Daher bekam er anfänglich auch manchen Besuch; weil er aber keinen erwiederte, auch gegen Jeden, der zu ihm kam, eine zurückstoßende Kälte und Verlegenheit äußerte: so wurden es die Menschen bald überdrüßig, ihn aufzusuchen. Schon, als er sein Vater-

land noch im Jünglingsalter verließ, zeichnete er sich als Portrait- und Landschaftmaler höchst vortheilhaft aus; und daß derjenige, der sich durch seine Kunst in Ostindien so große Schätze erworben hatte, sich darin außerordentlich vervollkommnet haben müßte, dieses glaubte Jedermann. Doch lehnte er die Bitte, Einiges von seinen Kunstwerken zu zeigen, und die eines Jugendfreundes, dessen Bildniß zu verfertigen, mit Aengstlichkeit ab. Auch sah man im ganzen Hause kein anderes Gemälde von seiner Hand, als das Bild eines Mulatten; welches allmählich aber auch in jedem Zimmer, selbst in jedem Gartenhäuschen von ihm selbst, der durchaus nichts Anderes als dieses Bildniß malte, aufgehängt wurde. Seine Diener aber erzählten, daß beständig ein solches Gemälde auf seiner Staffelei stände, weil, sobald es vollendet wäre, er wieder ein neues anfange. Darüber zerbrachen sich nun die Leute den Kopf; aber da sie den Grund doch einmal nicht ausmitteln konnten, der schwermüthige Werner sich allem Umgange entzog, Niemanden nachtheilig, dagegen aber vielen Menschen nützlich wurde: so gewöhnte man sich an den Sonderling, für den man doch immer Achtung

und Theilnahme hegte, und überließ ihn seiner Laune.

So verzingen einige Jahre, als ein angränzendes Landgut feil geboten und von dem reichen Kaufmann Williams erstanden wurde, der nach dem Tode seiner Schwiegerältern mit einer lieben Gattin und einer erwachsenen Tochter in sein Vaterland zurückgekehrt war. Ein Wald, zu seiner Besitzung gehörig, trennte sie von dem Gute Navhaels. Zufällig entdeckte Williams, daß ihre beiden Wohnhäuser in gerader Linie lagen; er ließ daher den Wald durchhauen, wodurch nun beide Landhäuser einander wechselseitig zur Verschönerung der Aussicht dienten. Dem frohen heitern Williams, der oft den Wald zum Ziel seiner Spaziergänge wählte, fiel es ein, doch bei diesem Sonderling, wofür ihn alle Nachbarn erklärt hatten, einzusprechen. Ein Arbeiter, den er auf dem Hofe fand, sagte ihm, der Herr wäre im Garten. Williams trat hinein; er durchging einen Theil desselben, ohne einen Menschen zu finden, nahte sich endlich einem kleinen Gartenhause, welches tief in einem dikken Gebüsche lag, und hörte eine Stimme, die in einem herzzerreißenden Tone ausrief: Gott,

nimm dieſe Marter von mir, die mich am Ende doch nur zum Wahnſinne oder zum Selbſtmorde führen kann. Williams, der keineswegs den Lauſcher abgeben wollte, entfernte ſich und trat erſt Raphaeln entgegen, als dieſer das Häuschen verlaſſen hatte.

Die tiefe Schwermuth und der innere Gram ſprachen aus allen Zügen des ſchönen wohlgebildeten Mannes, und dieſes, noch mehr der ſanfte Ton der Stimme, womit Raphael die Begrüßung erwiederte, erzeugte die Theilnahme des guten Williams. Da ſeine Ermüdung ſichtbar war, ſo lud ihn Raphael ein, in dem Gartenhauſe, welches er eben verlaſſen hatte, Platz zu nehmen. Das Ganze war höchſt geſchmackvoll verziert, äußerſt zurückſtoßend aber das Bild eines gräßlichen Mulatten, dem Raphael immer mit geſuchter Sorgfalt den Rücken zukehrte. Das Geſpräch fiel auf Verſchönerung der Güter, Williams erzählte einige ſeiner Ideen, Raphael gab ihm geſchmackvolle Verbeſſerungen an.

Sie müſſen mich beſuchen, rief Williams, an Ort und Stelle mich belehren, und ich laſſe Sie nicht eher, bis Sie mir darauf die Hand gegeben haben.

Nach manchen Entschuldigungen willigte Raphael ein, und schon am folgenden Morgen erschien Williams mit einem Wagen, um seinen neuen Freund abzuholen. Dieser wurde von der Frau und der Tochter, die Williams schon für ihn gewonnen hatte, äußerst freundlich bewillkommet. Marie — dieses war der Name der Tochter — gehörte zu jenen anspruchlosen Schönheiten, die nicht gleich Verehrung fordern, die aber, wenn das sanfte Auge und die schönen regelmäßigen Züge immer nur den edelsten Ausdruck jeder Leidenschaft verrathen, sich endlich um so inniger an das Herz schmiegen. Auch Raphael fühlte ein neues Leben erwachen; sein Herz, bisher der Freude abgestorben, schien wieder erwärmt zu seyn, und Vater Hilarius, Prior des bewachsenen Klosters, der als ein jederzeit lieber Gast sich unangemeldet zur Mittagszeit einstellte, schien noch zu seiner Aufheiterung nicht wenig beizutragen. Es war einer jener echten Apostelköpfe, ein ehrwürdiger Greis, seine männliche kräftige Haltung vermehrte noch die Würde, die das graue Haar und die gefurchte Stirn dem heitern Greise gab. Raphael, der

an seiner Seite saß, fragte zufällig nach seinem Alter.

Fünf und siebzig Jahre, sagte der Greis, sind mir jetzt dahin geschwunden. Auch manche trübe Wolke schwebt über meiner Vergangenheit, aber doch danke ich Gott, welcher diesem Herzen, das oft Schwermuth und unaussprechliche Leiden drückten, noch am Rande des Grabes Heiterkeit und Ruhe verlieh.

Tief seufzte Raphael, und der gute Hilarius, der ihn nicht betrüben wollte, lenkte das Gespräch bald auf andere Gegenstände. Da er an diesen Theil nahm und erst die Gesellschaft gegen Abend verließ, so war die Einladung der Familie, sie bald wieder zu besuchen, um so herzlicher. Auch Hilarius ergriff bei dem Abschiede die Hand Raphaels. Vielleicht, sagte er, bin ich zudringlich; aber das viele Gute, welches Sie täglich verüben, hat Ihnen längst meine Achtung erworben. Ich erkenne aber aus Allem, Sie sind nicht glücklich.

Das weiß Gott! sagte Raphael seufzend.

Vielleicht, fuhr Hilarius mit Theilnahme fort, hat mir Gott noch eine Blume auf meine letzten Schritte zum Grabe gestreut, auf Sie, den Mann, den ich hochachte, zu wirken.

Betrachten Sie es daher nicht als Zudringlichkeit, wenn der Greis, der vielleicht schon morgen sich nicht mehr auf dieser Erde befindet, sogleich heute bei der ersten persönlichen Bekanntschaft sich Ihnen so lebhaft naht. Es gab eine Zeit meines Lebens, worin auch ich trostlos war; aber Religion, die Gott dem Menschengeschlechte als schützenden Engel sandte, hat auch meiner Seele den Frieden wieder geschenkt, den ich Ihnen so sehnlich wünsche. Bedürfen Sie daher eines theilnehmenden Freundes, so bitte ich Sie, meinem Stande, meinem Alter, meiner Erfahrung, und meinem Herzen zu vertrauen.

Raphael entfernte sich nicht ohne sichtbare Rührung, und der sanfte schwermüthige Mann war am folgenden Tage beinahe das einzige Gespräch in Williams Hause. Man hörte nach einigen Tagen, daß er kränklich wäre; die ganze Familie eilte eines Nachmittags ihn zu besuchen; er empfing sie mit allen Zeichen der herzlichsten Freude und bat sie so sehr, die Abendmahlzeit bei ihm einzunehmen, daß sie gerne einwilligte. Das häßliche Bild des Mulatten, welches sich in jedem auch dem kleinsten Zimmer befand, hel zwar auf; aber

ein schönes Instrument machte, daß Marie auf Raphaels Bitte sich daran setzte. Sie begleitete die Musik mit ihrer Stimme, und Raphael wurde so entzückt, daß er seine Flöte holte, und begleitete. Es war ein schöner Sommerabend, der Wind wehte die Blumendüfte aus dem benachbarten Garten in das Zimmer. Raphael hing mit seinen Blicken an Marien, die mit aller holden Lieblichkeit jungfräulicher Unschuld jede seiner kleinen Huldigungen aufzunehmen schien. Dem Vater und der Mutter aber schien dieses nicht mißfällig zu seyn, und so verstrich ihnen unvermerkt die Zeit.

Kinder, sagte Williams, es ist spät. Er nahm das Licht. Seht, sagte er, die Uhr wird augenblicklich zwölf schlagen.

Ists möglich! rief Raphael und sah todtenbleich nach der Uhr. Aengstlich blickte er in dem Zimmer umher. Gott sey Dank! rief er; nahm eine todte Kohle aus dem Kamin und malte damit auf der Wand, zum Staunen aller Anwesenden — das Bild des Mulatten. Ich bin gerettet, murmelte er zwischen den Zähnen. Verstört nahm man Abschied, und Niemand wußte die Sache zu erklären.

Der Prior Hilarius, der nach einigen Tagen bei Williams zum Besuche kam, meinte, da man ihm den Vorgang erzählte, es wäre eine fixe Idee, wodurch oft das Benehmen sehr verständiger und guter Menschen in diesem einzigen Punkte an Wahnsinn gränze.

Wahnsinn also? sagte Marie, und eine Thräne stieg in ihr schönes Auge.

Urtheilen Sie nicht so hart, liebes Kind, fiel ihr Hilarius ein. Einsamkeit, Schwermuth und Krankheit erzeugen oft sonderbare Erscheinungen; häufig aber werden auch diese Uebel geheilt, und wer weiß, fügte er lächelnd hinzu, ob Sie nicht vielleicht selbst von der Vorsehung hier zum Arzte bestimmt sind.

Marie erröthete schweigend, denn Achtung und Mitleid hatten bereits für Raphael den Weg zu ihrem Herzen gebahnt. Doch seit dem letzten Vorfall war alle Annäherung unterbrochen. Oft dachte zwar Williams an den unglücklichen Nachbar, und als auch Marie nach ein paar Monaten ihrem Vater nach ihm fragte, beschloß Williams aus herzlicher Theilnahme wieder den ersten Schritt zu wagen. Er fand Raphaeln äußerst bleich und krank, seine Schwermuth schien noch erhöht zu seyn;

doch wurde Williams freundlich bewillkommt; der ihn auf mancherlei Weise aufzuheitern suchte.

Machen Sie eine Reise, sagte er unter andern, wenn nicht anders wohin, ins Bad. Zerstreuung, Wein und Liebe haben oft die grössten Uebel geheilt.

Verzeihen Sie, sagte Raphael, meine Zerstreuung, ich hätte Ihnen längst ein Glas Wein zum Frühstück anbieten sollen. Befehlen Sie, was für eine Sorte.

Wenn's seyn soll, antwortete Williams, so erbitte ich mir Madera.

Raphael begann heftig zu zittern. Gott, Madera! rief er mit offenbarer Beklemmung, diesen habe ich nicht.

Wenn Sie über jede Kleinigkeit sich ängstigen wollen, sagte Williams, dann lieber Freund sind Sie sehr krank. Es thut ja nichts, geben Sie mir einen andern Wein.

Raphael erholte sich allmählich. Das Gespräch fiel während des Frühstücks auf Musik, welche jetzt seine Lieblingsbeschäftigung war. Er pries Mariens Talente. Wie glücklich, sagte er endlich, durch ein paar Gläser Wein befeuert, ist der Mann, der es werth ist, sie

zu besitzen. Und endlich ging er bis zu der Frage: ob ihr Herz noch frei, ihre Hand noch unversagt wäre? Beides bejahte Williams; aber weil er mit dem kranken schwermüthigen Mayne sich hierüber tiefer einzulassen bedenklich fand, fügte er, um das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, hinzu: Wir Eltern und der verstorbene Bruder meiner Frau hatten einst schon über ihre Hand bestimmt; denn dieser hatte einen jungen Mann zufällig kennen gelernt und so lieb gewonnen, daß er ihm Mariens Hand, sein und unser Vermögen bestimmte. Aber mein Schwager starb auf der Rückreise von Batavia, und der junge Mann, der sich, weil er als Sohn behandelt wurde, und auch zufällig mit ihm gleichen Namen führte, für seinen Anverwandten ausgegeben hatte, bemächtigte sich der Baarschaft, und lief davon. Da wir das mehreste Vermögen des Verstorbenen schon durch Wechsel erhalten hatten, so freuten wir uns, den erbärmlichen Wicht, dem ich sonst gerne Mariens Hand als Vermächtniß meines guten Schwagers gegeben hätte, für einen so wohlfeilen Preis losgeworden zu seyn. Aber was fehlt Ihnen? Sie werden bleich. — —

Raphael hörte dieses nicht mehr, denn er lag ohnmächtig da. Williams ließ ihn zu Bette bringen, war äußerst besorgt und verließ ihn nicht eher, bis der Arzt gekommen war. Am folgenden Tage verbat Raphael jeden Besuch. Gegen Abend aber kam Hilarius zu Williams, bat diesen, dem Kranken einige Tage Ruhe zu lassen, der sich auf sein vielleicht nahes Ende vorbereite. Bald brachte Hilarius die Nachricht, daß er allmählich genese, und nach einigen Wochen überreichte er an Williams nachstehenden Brief:

„Der Unglückliche, den Sie und die edlen Ihrigen einiger Theilnahme nicht unwürdig hielten, ist der abscheuliche Verbrecher, der seinen Wohlthäter, Ihren Schwager mit empörendem Undank lohnte und nach seinem Tode beraubte. Das beigefügte gerichtliche Instrument setzt Sie wieder in den Besitz alles dessen, was ich noch besaß. Ach! es war ein Zeitpunkt meines Lebens, worin ich Ihrer Freundschaft und auch selbst der Liebe Mariens nicht unwürdig war; aber ich blieb ein Mensch, nur ein schwacher Mensch, und daher unterlag ich der Versuchung. Schrecklich habe ich gebüßt und werde noch büßen bis an meinen letzten Athem-

zug. Ich habe alles Erdenglück, das mir so nahe war, und dessen Umfang ich jetzt erst ganz kennen und würdigen lernte — ich habe Marien und vielleicht, o Gott rette mich! noch mehr verloren. Verzeihung ist Alles, was ich erflehe. O, Ihr edlen guten Seelen, betet, betet für mich!"

Das angezeigte Instrument und ein Verzeichniß aller seiner Habe lag dabei.

Wo ist der Unglückliche? fragte Williams, er ist bestraft genug, ich will, da nur Gott Vermögen genug gab, ihn nicht plündern und noch elender machen.

Forschen Sie nicht nach ihm, antwortete Hilarius, er ist versorgt, und vielleicht kommt noch eine Zeit, wenn ich Ihnen nähere Aufschlüsse zu geben vermag. Jetzt bitte ich, forschen Sie nicht weiter.

So verging ein Jahr, worin man noch oft des Unglücklichen gedachte, als Hofrath Forstmann sich um Mariens Hand bewarb. Es war ein Mann ihrer würdig. Hilarius gab ihre Hände zusammmen, und Williams trat den Neuvermählten jenes Gut ab, welches Raphael bewohnt hatte; wo, wenn man gleich die Abbildungen des Mulatten und man-

che ähnliche Erinnerungen fortgeschafft hatte, dennoch oft das Andenken an den Unglücklichen erwachte. Nach Verlauf eines zweiten Jahres wurde Marie Mutter eines holdseligen Knaben; und da sie es so sehnlich wünschte, daß Hilarius ihn taufen sollte, so wurde, ob man gleich nicht ohne einige Befremdung erfuhr, daß er, seines hohen Alters ungeachtet, verreist wäre, die Taufhandlung bis nach seiner Rückkehr verschoben. Mutter und Kind waren gesund, die ganze Familie fühlte sich so froh und glücklich. Auch aus den Zügen des frommen Hilarius leuchtete eine gewisse Begeisterung, eine heilige Freude, als er vor der Taufe noch einige Worte über das Glück des Christen sprach, dem Gott zum Lohne der Tugend so unzählige Freuden beschieden, und über den er, daferne der Sterbliche nur noch seiner Barmherzigkeit vertraut, selbst am Rande des Verderbens mit Vaterhuld wacht. Auf die heilige Handlung folgte nun Stille, durch die fromme Rührung erzeugt.

Jetzt, sagte Hilarius, hoffe ich noch die Erfüllung einer Bitte: überall, wo hier vormals der gräßliche Mulatte hing, ein anderes Gemälde aufstellen zu dürfen.

Er winkte und man ſtellte Gemälde auf, welche Begebenheiten aus dem Leben des Heilandes oder der Heiligen verſtellten, und ſich gleich bei dem erſten darauf geworfenen Blick als das Werk eines vorzuglichen Künſtlers ankündigten.

Dieſes, ſagte er, iſt Raphaels letztes Vermächtniß, und der reuige Sünder iſt jetzt, wie ich glaube, bei Gott.

Der Anblick der Gemälde erhöhte noch die Rührung.

Laßt uns, ſagte Hilarius, für die Seele des Verſtorbenen beten und über uns ſelbſt wachen, damit wir nicht immer tiefer hinab ſinken und alsdann, wenn ſelbſt der Wunſch zur Beſſerung und zur Vergütung des Böſen in unſrer Seele erwacht, nicht der Schmerz der Reue und der Vorwurf des Gewiſſens zu einem ſchrecklichen Selbſtpeiniger werde. Jetzt aber, ſagte er, mag die Geſchichte des unglücklichen Mannes, deſſen Andenken die Seele mit Wehmuth füllt, und die er mir auf ſeinem Sterbebette anvertraute, uns Allen nicht nur zum gewünſchten Aufſchluſſe, ſondern auch zur Warnung und Belehrung dienen. Er zog ei-

nige Papiere hervor, welche das Nachstehende enthielten:

Arm, aber zufrieden mit seinem Schicksale, glücklich bei Ausübung seiner Kunst und im Genuß der schönen Natur lebte der Maler Werner so heiter und ruhig, daß mancher Reiche es nicht begreifen konnte, woher diesem armen Künstler die hohe Zufriedenheit kam. An der Hand einer sanften, treuen Gattin, welche die innigste Liebe mit ihm vereinigte, deren Züge er bei Madonnen und Grazien zum Muster wählte, wurde sein Glück noch durch die Geburt eines Knaben vermehrt, den er aus dankbarer Rückerinnerung an Anton Correggio und Raphael d'Urbino, Anton Raphael taufen ließ und, weil er den Künstler für den glücklichsten Menschen auf Erden hielt, auch zum Künstler bestimmte. Denn oft sagte der edle Mann: Alles ist vergänglich, nur nicht das Bewußtseyn, vor Gott und Menschen gerecht gelebt und seine Pflichten treu erfüllt zu haben. Die Schönheit der Natur und der Sinn für das Schöne, den Gott in die Seele des Menschen legte; dieser begleitet ihn dann überall, wie ein tröstender Freund, lehrt ihn von aller Erdennoth und jedem Ungemach sein Auge auf

einen Gegenstand heften, der seinem Herzen freundlich zuspricht, und flößt ihm die Hoffnung ein, daß einst, wenn er der Tugend, dieser höchsten moralischen Schönheit, aus ganzem Herzen gehuldigt hat und ihr ewig treu geblieben ist, ihm das Bürgerrecht einer neuen Schöpfung sicher zu Theil wird, worin bei allen Gestalten jene erhabene Ruhe herrscht, die wir in den Kunstwerken der Alten bewundern, und wo das Auge überall ein herrliche Kolorit erblicken wird, wovon selbst die Farben des Regenbogens nur ein matter Abglanz sind.

So waren meine Eltern, so sprach und dachte mein guter Vater, der seit der frühesten Kindheit in meiner Seele überall und bei jedem Anlaß den Sinn für Schönheit zu wecken suchte. Er zeigte mir nur schöne Kupferstiche oder Gemälde, wählte nur schöne Kinder zu meinen Spielgefährten, gab mir nur die schönsten Vorzeichnungen zu Mustern, und da sich hierdurch meine Fähigkeiten allmählich entwickelten, ich im Jünglingsalter, nach der Meinung meines hierdurch oft entzückten Vaters, ein großer Künstler zu werden verrieth: da schien oft die Freude ihn selbst zu verjüngen. Einst belauschte er mich — so erzählte es mir nach-

her meine Mutter — da ich ihm ein Gemälde zu verbergen suchte; als ich nicht zu Hause war, trieb ihn die Neugier, die Sache näher zu prüfen, und bald entdeckte er den verheimlichten Schatz. Es war Venus Urania von Tugenden begleitet, von einer herrlichen Landschaft, die der Strahl der Morgensonne erleuchtete, umgeben. Marie! rief er. Meine Mutter eilte herbei, mit Entzücken schloß er sie in seine Arme. Marie! rief er aus, und führte sie vor das Gemälde, unser Raphael — betrachte seine Composition; noch ist sie bei weitem nicht fehlerfrei, aber wie weit läßt er mich schon hinter sich zurück. Doch er muß fort; denn siehst Du nicht in dieser Venus die Züge der schönen Gräfin Kronhelm. Unnütze Leidenschaft soll nicht seine Kräfte verzehren; er muß fort, damit Italiens schöner Himmel und der Anblick der herrlichen Werke der Kunst sein Herz für alles Schöne und Erhabene doppelt aufschließe.

Dieser Plan wurde jetzt mit Eifer betrieben, und nach wenig Tagen trat ich mit meinem Reisegeräth auf dem Rücken meinen Weg an. Vater und Mutter begleiteten mich bis auf einen benachbarten Hügel, wo unter eini-

gen Bäumen wir noch zusammen ein Frühstück genossen. Ach! dieses waren mit die schönsten Augenblicke meines Lebens. Da, sagte mein Vater, indem er auf die schöne Aussicht über den benachbarten Fluß hindeutete, siehe, wie herrlich Gottes Schöpfung ist; sie wird Dir überall Trost und Freude gewähren, so lange du der Natur und der Tugend, dem Schönen, Erhabenen und Edeln treu bleibst. Du wirst es, mein Raphael, schon um Deines alten Vaters willen thun; gieb mir darauf die Hand. — Schweigend reichte ich sie ihm. Die guten Aeltern drückten mich an ihre Brust, sanft rannen die Thränen meiner Mutter. O du herrliches Weib, rief mein Vater, Mater dolorosa! Selbst Dein Schmerz artet nie zur Verzerrung aus; sanft wollen wir dulden. Und nun, mein Sohn, ziehe hin in Frieden! Schweigend küßte ich noch die Hände meiner Mutter. Winke uns noch ein Mal, ehe du dort in den Wald trittst, sagte sie mit liebevollem Tone. Ich ging, am Walde stand ich still und winkte noch ein Mal; auch Mutter und Vater winkten mir noch zu. Bald war ich hinter den Bäumen; aber das Andenken der guten Aeltern stand immer vor meiner Seele.

Alles, Alles verschwindet, dachte ich jetzt, erinnerte mich aber auch zugleich der Worte meines Vaters: nur nicht, was die Huld des Schöpfers als Abglanz seines eigenen Wesens dem Sterblichen verlieh, Talent, Tugend und das Bewußtsein guter That.

Gerührt gingen die guten Aeltern nach der Stadt zurück, und der gemeinschaftliche Gedanke an ihren Sohn knüpfte das Band ihrer schönen Seelen noch inniger. Oft schrieb mir dieses mein Vater. Er freute sich der künftigen Künstlergröße seines Sohnes, die Mutter betete für mich. Ueberall fand ich, anspruchlos und an wenig Bedürfnisse gewöhnt, leicht die Mittel, diese zu befriedigen und günstige Aufnahme. Ich verweilte in großen Städten, benutzte die Gelegenheit mich auszubilden; und durch Portraitmalerei, die ich auf meinen Reisen übte, erwarb ich so viel, daß ich nie ärmlich auftrat. Zu Wien machte ich die Bekanntschaft eines jungen Künstlers, der sich auch durch Frohsinn und heitere Laune auszeichnete. Wir Beide hatten uns einen kleinen Sparpfennig erworben und traten nun, mit Empfehlungen von den ersten Künstlern Wiens, den Weg über die Alpen an. Doch

in Italien selbst wurde Malerei für uns nur eine ärmliche Erwerbsquelle; in meiner Seele aber ging eine ganz neue Schöpfung auf, und große Künstler gestanden dem deutschen Jünglinge herrliche Anlagen zu. Da erkrankte ich in Rom, wurde in das Hospital zum heiligen Geiste aufgenommen, und mit jener Liebe und dem Wohlwollen behandelt, dessen nur die Seele eines Menschen fähig ist, der für sorgfältige Behandlung des Kranken auf den überirdischen Lohn hofft. Als ich völlig genesen war, gab man mir einen Brief; es war die Hand meines Vaters, ich drückte ihn an meine Lippen, riß ihn auf, ach! Marie, meine Mutter, war nicht mehr. Eine ansteckende Seuche, eine Folge des Krieges, der damahls im nördlichen Deutschlande wütete, hatte sie getödtet.

O! schrieb der tiefgebeugte Vater, mein Geist lebte nur in dem ihrigen, schneide die Blume ab, die an dem Ufer stand, und auch ihr Bild in dem klaren Bache verschwindet; auch ich sinke dahin. Die letzten Worte Deiner Mutter waren ein Gebet um Segen für Dich, auch das meinige wird diesem gleich seyn. Bleibe der Tugend getreu, dort in dem Wohn-

ſitze ewiger Schönheit, dort finden wir uns wieder.

In der That hatte ſich kaum der Schmerz über den Tod der guten Mutter gemildert, als mir ein Freund auch ſchon die Nachricht vom Tode meines Vaters gab; nach deſſen letztem Willen der kleine Nachlaß ſchnell verkauft und Alles, was daraus gelöſt war, mir durch eine Anweiſung zugeſandt wurde. Der Gedanke an meine Eltern füllte meine Seele mit ſanfter Schwermuth, und der Glaube, von ihren ſeligen Geiſtern umſchwebt zu werden, gab mir Kraft zum Guten und Muth, um in mancher Prüfungsſtunde zu ſiegen. Mit meinem Freund Schmidt ging ich nach Neapel, ſchiffte mich von dort nach Marſeille ein, um durch Frankreich nach den Niederlanden, von dort vielleicht nach England zu gehen, bis irgend ein günſtiges Schickſal uns einen Ruhepunkt und eine Beſtimmung dargeboten hätte. Die Kunſt, worin wir immer höhere Fortſchritte machten, gab uns Brod, und ſo kamen wir nach Amſterdam, wo uns der Zufall mit einem reichen Kunſtfreunde bekannt machte, der eben einige Landſchaften aus Oſtindien erhalten hatte. Sie waren das Werk eines ſehr

mäßigen Künstlers, aber die Landschaften selbst hatten etwas so Originelles, eine so herrliche, in ihrem Reichthum schwelgende Natur. O, sagte Herr van der Huys (so hieß dieser Kunstfreund), wenn noch ein großer Künstler an Ort und Stelle diese schöne, üppige Natur betrachtete, was würde er leisten! Alle unsere biblischen Geschichten, alle unsere Altarblätter — wie viel würden sie gewinnen, wenn wir nicht die Umgebungen unserer ärmlichen europäischen Natur, sondern jenen Himmel, jenen Reichthum, jene Fülle des Orients auf die Leinwand zu zaubern, und hierdurch die Gestalten mit einer paradiesischen Scene zu umgeben suchten und bei traurigen Scenen die kahlen Gipfel jener Granitgebirge, die seit der Schöpfung unbedeckt dastehen, oder auch nur vor Kurzem ausgebrannte Vulkane in den Hintergrund der Landschaft aufstellen möchten; selbst dieses würde noch den Charakter des Gemäldes vervollkommnen und hierdurch lebhaft auf den Beschauenden wirken.

Dieser Gedanke schlug Wurzel in meiner Seele. Als Künstler etwas zu leisten, welches noch Niemand vor mir gewagt hätte, hierdurch eine herrliche Eigenthümlichkeit zu erreb

chen — vielleicht in einer Gattung von Malerei als der Erste, Unübertroffene zu glänzen, dieser Gedanke that mir wohl, schmeichelte meinem Künstlerstolz, und bald entdeckte ich dem Herrn van der Huys meine Absicht nach Ostindien zu gehen. Dort, sagte dieser, wo ein grosser Künstler eine Seltenheit wäre, müßte ich mit Leichtigkeit Schätze erwerben, alsdann könnte ich unabhängig nach Europa zurückkehren, und meine im Oriente gesammelten Studien meiner Laune und meinem Geschmacke gemäß zu Meisterwerken anwenden. Schmidt schüttelte dabei den Kopf. Warum, sagte er, soll ich suchen, was ich bereits habe? Der Europäer kann eine fremde Natur, sie sey so schön wie sie wolle, nur anstaunen, aber lieb gewinnen kann er nur die, welche er kennt, und die ihm als Freundin und Begleiterin von der Wiege bis an das Grab zulächelte. Reichthum, was soll er mir? — auf Kosten meiner Jugend und meiner Gesundheit vielleicht nur zu theuer erkauft. Nur wer genügsam und zufrieden nichts wünscht und nichts fürchtet, nur der trägt den echten Götterfunken im Busen.

Umsonst aber waren alle diese Aeußerungen. Ich hatte an alle dem Reichthum und Glanz, den ich auf meinen Reisen so häufig gesehen und kennen gelernt hatte, eine gewisse Freude gefunden, die bald Gold zum Gegenstande meiner Wünsche machte. Daher gab ich auch, weil Stolz und Geldgier in meiner Seele entbrannt waren, allen Vorstellungen des van der Huys ein freundliches Gehör und trat bald, mit vielen Empfehlungen nach dem Vorgebirge, Colombo, Malakka und Batavia versehen, meine Reise an.

Der Anblick des großen Weltmeeres, mancher bald näher bald ferner erscheinenden Küsten, ein Sturm mit Donner und Blitz begleitet, füllten meine Seele mit froher Hoffnung. Staunend sah ich den Tafelberg, und hoffte nun in der Kapstadt, wo ich mich einige Monate lang aufzuhalten gedachte, eine reiche Ausbeute für meinen Kunstsinn und auch Gold in Menge einzusammeln. Aber bald fand ich mich in meinen Erwartungen und Hoffnungen betrogen. Eine junge Dame war äußerst unzufrieden, als ich von den Kleidungsstücken, worin sie mir saß, nur den gelben Rock beibehielt, das rothe Kleid aber in ein hell-

violettes verwandelte. Meint Ihr, sagte sie, daß ich ein altes Weib bin und ich violett tragen werde? Streicht mir das Wamms sofort über, und malt es mir fein ziegelroth.

Vergeblich sprach ich von dem grellen und dem sanften Uebergange der Farben. Die Dame aber sagte, das wäre einfältiges Geschwätz, und wenn sie mir von meinem Lohne nichts abdinge und voll bezahle, so müsse ich auch malen und anstreichen, wie sie es wolle. Ach wie sehr schlug dieses meine glänzenden Hoffnungen nieder, ich packte daher nach ein paar ähnlichen Begebenheiten mein Geräth zusammen und ging nach Colombo. Aber auf die nämliche Weise wurde ich auch hier aufgenommen, und daher wollte ich vorzüglich nur für Landschaftmalerei thätig seyn. Und weil gerade damals ein Krieg mit dem Beherrscher von Kandi war, so beschloß ich, die Armee zu begleiten, um jene Gebirge im Innern des Landes von Zimmtwäldern umkränzt, und jene Ueberreste alter Gebäude zu zeichnen, die von den Holländern mit dem Namen Tausendpfeiler belegt werden. Der Gouverneur war meinen Wünschen nicht entgegen, versprach auch, mir ein paar Eingeborne zu Trä-

gern meines Gepäckes und meiner Lebensmittel zu geben. Da ich aber, wenn dieſe fortliefen, welches ein gewöhnlicher Fall wäre, dem äußerſten Mangel ausgeſetzt ſeyn, vielleicht gar umkommen würde: ſo überlaſſe er es mir, ob ich nicht ein paar ſichere Leute zu dem nämlichen Zwecke miethen wollte.

Voll Gedanken, wo ich dieſe hernehmen ſollte, ging ich nach Hauſe und fühlte mich plötzlich an den Arm gefaßt; ich ſah mich um und fuhr zuſammen. Ein großer breitſchulteriger Mulatte, mit ſpitzem, hervorſtehenden Kinne, breiter dicker Naſe, feurigen, aber ſchielenden Augen und einem großen Munde, worin die Vorderzähne fehlten, bot mir ſeine Dienſte an. Ich brauche nichts als Träger zum nächſten Feldzuge, antwortete ich.

Auch hierzu bin ich bereit, ſagte Hulligu, der Mulatte.

Ich würde ja, dachte ich in dieſem Augenblick, es nicht verſchmähen, mich des häßlichen Kameels zu bedienen, warum ſollte ich Bedenken tragen, dieſen breitſchulterigen häßlichen Mulatten als Laſtthier zu gebrauchen. So wurde der Handel abgeſchloſſen, und nach wenig Tagen begann der Zug. Neben einem

Flusse, wo auf der entgegengesetzten Seite zwischen zwei steilen Bergen, die wahrscheinlich in den frühesten Zeiten der Natur das Erdbeben von einander gerissen hatte, eine weite Oeffnung und durch diese eine lachende Aussicht auf Felder und Hütten der Eingebornen war, saß ich und zeichnete diese, nur einer solchen Gegend eigenthümliche, Landschaft. Da tönte ein unbekannter Schrei; ein Tiger! rief Huligu, der, ohne daß ich es wußte, mir nachgeschlichen war. Voll Entsetzen wollte ich fliehen; aber der Schrecken hatte beinahe meine Sinne gelähmt. Hinter meinen Rücken, rief der Mulatte, stellt Euch und macht Eure Waffen fertig. Er hatte indeß sein Gewehr auf den schon nahen Tiger angeschlagen. In dem Augenblicke, als dieser sich zum Sprunge auf uns fertig machte, drückte er los, der Tiger stürzte. Huligu eilte auf das getödtete Thier zu, und ohne auf mich und meinen Dank zu achten, zog er nun dem Tiger die Haut ab. Die blutigen Hände des Mulatten und die eben so blutige Haut, so wie der vor meinen Augen liegende Rumpf des Tigers kühlten meine Empfindungen ab. Ich danke Dir, sagte ich zu

dem Mulatten, mein Leben. Hier nimm ein paar Goldstücke zum Beweise.

Das gebt Ihr mir noch obendrein? sagte Huligu; o, das schönte Fell war ja wohl des Schusses werth. Dieses stumpfsinnige Wesen! das ist auch ein Mensch — dachte ich und kehrte schweigend zu den Truppen zurück, von welchen ich mich abgesondert hatte. Da stieß ich auf den Leichnam eines Europäers, dem man den Kopf abgeschnitten hatte. Was ist das? rief ich voll Entsetzen. Ein Cingalese, der im Hintergrunde lauerte, hat ihn wahrscheinlich erschossen, antwortete Huligu, und hat den abgeschnittenen Kopf mitgenommen, weil er dafür eine Belohnung erhält. Er kniete sich neben den Leichnam, durchsuchte die Taschen des Unterkleider, und fand einen Stahl, einen Feuerstein und ein Messer. Seht! welch ein glücklicher Fund, rief er; der Cingalese hat nicht Zeit gehabt ihn völlig auszuplündern.

Ich schauderte über diese Gefühllosigkeit. Wer weiß, dachte ich, ob er nicht, um auch etwas zu gewinnen, dir den Dolch in den Leib stößt. Ueberhaupt war mir die Lust zur fernern Begleitung des Heeres vergangen; ich kehrte daher mit dem ersten Transport von Kranken

und Verwundeten nach Colombo zurück, und eilte, um mich von dort nach Malakka einzuschiffen. Der Wind war günstig, und die sternhelle Nacht reizte mich, den des Tages Hitze angegriffen hatte, solche auf dem Verdecke hinzubringen. Es war still, Alles schlief, und ich sah mit Vergnügen nach der heilen Spur, die das Schiff bei dem Segeln in dem Gewässer bildete. Ich gedachte meiner guten Eltern und meines vergangenen Lebens. O gütiger Gott! sagte ich zu mir selbst, möchte jeden Tag meines Lebens und Wirkens dereinst, wenn die Nacht hereinbricht, eine glänzende Spur bezeichnen. Es war mir so wohl. Da fiel mir ein, ob ich recht gethan hätte, meine Schritte durch Stolz und Geldgier leiten zu lassen; und es war, als ob es in meinem Innern mir zuflüsterte: du bist nicht auf dem richtigsten Wege. Ei, seyd Ihr auch hier! rief plötzlich eine mir wohl bekannte Stimme. Ich sah mich staunend um, es war Huligu. Und auf die Frage. Was führt Dich hieher? berichtete der Mulatte, daß er seine Verwandten in Malakka, von wo er eigentlich gebürtig wäre, besuchen, und alsdann nach Batavia gehen wollte. Braucht Ihr, fügte er noch hinzu,

auf der Reise oder zu Malakka einen Bedienten, oder kann ich Euch sonst nützlich und gefällig seyn, so habt Ihr zu befehlen.

Geradezu nahm ich dieses zwar nicht an; aber als wir dort angelangt waren, konnte ich es doch dem Malaien nicht abschlagen, daß dieser mir mein Gepäck in meine Wohnung trug, die ich zufolge vieler mitgebrachten Empfehlungen bei dem Gouverneur, Herrn van Batter, nahm. Ehe sich Huligu dort von mir entfernte, bot er mir einen Krid, oder gekrümmten Malaiischen Dolch, zum Verkauf an, und ließ nicht eher ob mich zu bitten, als bis ich, um des Zudringlichen los zu werden, ihn gekauft hatte. Nun, sagte er, wenn Ihr mich ferner braucht, so schickt nur nach jenem Thurme, wo ich bei meinem Bruder, dem Gefangenwärter, wohne.

Der Gouverneur lebte wie ein kleiner Despot im höchsten Genuß des asiatischen Luxus. Er pries meine Gemälde, machte viele Bestellungen und schien mir endlich sein ganzes Vertrauen zu schenken. Eine Malaiin von dunkelbrauner Farbe, mit langem, schwarzen, lockigen Haar, starken Gesichtszügen und großen wildrollenden Augen, war die Gebieterin

seines Herzens; und so sehr mir dieses Weib, welches noch die ganze Wildheit ihres Nationalcharakters hegte, zuwider war, um so mehr da sie Hinrichtungen als ein Fest betrachtete, jeder körperlichen Züchtigung eines Sklaven mit Vergnügen beiwohnte, und sich selbst gegen ihre Aufwärterinnen täglich neue Grausamkeiten erlaubte, so daß ich sie nur mit Widerwillen und Abscheu betrachten konnte: so durfte und wollte ich doch auch in meinen Verhältnissen das Verlangen des Gouverneurs, sie zu malen, nicht ablehnen. Sauer ward mir die Arbeit; sie ging daher nur langsam von Statten. Der Gouverneur drang indeß mit der Heftigkeit eines Liebhabers auf die Vollendung. Und da er einst bei einem seiner Freunde zum Mittagsessen eingeladen wurde, forderte er, daß ich, da nichts mich störe, an dem Gemälde arbeiten und Tahora mir dabei sitzen sollte. Höchst unangenehm war meine Lage; die Kunst, durch die ich unabhängig zu werden glaubte, mußte ich hier aus Gewinnsucht schänden, und statt der Schönheit, der ich durch sie nur opfern zu dürfen gewähnt hatte, der Häßlichkeit huldigen. Meine Wange erglühte vor Aerger, und unwillig zitterte meine Hand.

Tahoa ſchob dieſes auf Rechnung ihrer Reize und wollte den jungen Mann nicht lange ſchmachten laſſen. So ſehr ich ſie auch bat, im Lichte zu bleiben, ſo rückte ſie mir doch immer näher, und ehe ichs mir verſah, war ich von ihren braunen, nervigen Armen umſchlungen. Mit Verachtung und Unwillen ſtieß ich ſie von mir, floh aus dem Zimmer, und die Flüche und Verwünſchungen, die das wütende Weib mit gellender Stimme mir zurief, hallten noch aus der Ferne mir nach.

Was ich jetzt anfangen, ob ich die Sache dem Gouverneur entdecken oder ob ich ſo bald als möglich davon eilen ſollte, darüber hatte ich noch keinen Entſchluß gefaßt, als van Buller wohlbezecht vom Gaſtmahle nach Hauſe kam. Wie von einem Inſtinkte getrieben, ſteckte ich mein baares Geld zu mir; und als ich dieſes aus meiner Reiſekiſte nahm, fiel mir der Krid in die Hände, den ich, um nicht ganz wehrlos zu ſeyn, in meinen Buſen verbarg. Kaum hatte ich dieſes gethan, als ich ein heftiges Getöſe hörte. Buller und Tahoa, welche jetzt die Rolle von Potiphars Weibe ſpielte, traten nebſt einer Wache ins Zimmer. Die beiden Erſten überhäuften mich mit Vorwürfen

und Schimpfworten, und auf ihren Befehl wurde ich nun von der Wache ins Gefängniß geschleppt.

Es war der nämliche Thurm, auf welchen der Mulatte gedeutet hatte, und kaum war eine Viertelstunde vergangen, als dieser auch schon ins Gefängniß trat. Ohne Bedenken entdeckte ich ihm die Ursache meiner Gefangennehmung. Ihr seyd verloren! sagte Huligu. Der Gouverneur ist mächtig, aber Tahoa ist mächtiger; denn sie beherrscht ihn. Nur die Flucht könnte Euch retten; aber dazu ist Geld nöthig.

Was könnte ich hier durch Geld bewirken? fragte ich hastig.

Sehr viel, antwortete der Mulatte, so lange ich noch hier bin; allein dieses ist nur noch bis heute Mitternacht; denn ein chinesisches Fahrzeug, welches von hier nach Batavia geht, nimmt mich alsdann mit. Hättet Ihr Geld, so würde ich Euch Kleider kaufen, das Gesicht schwärzen, Euch für meinen Verwandten ausgeben, und Ihr entginget dem abscheulichen Weibe, das schon mehr als Einen ihrer Wut und Rachgier unter grausamen Martern aufgeopfert hat. Mit Freuden wurde der Plan

angenommen,' schon schlug die Thurmuhr in der Nacht halb zwölf, und mit jeder Sekunde klopfte mein Herz um so ängstlicher; denn ich zweifelte, ob der Mulatte Wort halten, und fürchtete, daß er mit dem Gelde davon laufen würde. Noch beinahe eine Viertelstunde war vergangen, da öffnete sich die Thür des Gefängnisses und Tahoa, mit einer Lampe in der Hand trat hinein.

Undankbarer, sagte sie, es hängt von mir ab, mich ganz zu rächen, Dich noch im Todeskampfe zu verhöhnen, Deiner Martern und Schmerzen zu lachen; aber ich liebe Dich. Willst Du mit mir entfliehen? Schätze stehen mir zu Gebote. Ich folge Dir nach Europa, Du sagst, daß ich Dein Weib bin, und uns knüpfen unzertrennliche Bande. Du zauderst noch? Unglücklicher, armseliger Wurm, Dich zu begnadigen oder zu vernichten, steht in meiner Hand.

Jetzt trat der Mulatte in die geöffnete Thür des Gefängnisses hinter Tahoa's Rücken und winkte. Meine Angst war unaussprechlich. Tahoa bemerkte, daß mein Blick auf die Thür des Gefängnisses gerichtet war. Sie wandte sich um und sah den Mulatten. Was

willst Du? rief sie zornig. Die Uhr schlug jetzt zwölf. Ich will, sagte Huligu, nur von meinem ehemaligen Herrn Abschied nehmen, das Schiff liegt segelfertig, es wartet keinen Augenblick länger. Tahoa! rief ich, sey barmherzig, laß mich fliehen.

Das also ist Euer Vorhaben! schrie Tahoa, indem sie sich zu dem Mulatten wandte.

Sie wollte nach der Thür; Huligu stieß sie zurück. Beide begannen zu ringen. Ihr seyd an mir zum Verräther geworden! schrie der Mulatte, jetzt kommt mir auch zu Hülfe. Wir müssen umkommen oder dieses Weib; unser Leben hängt von diesem Augenblick ab. Er strauchelte, das wütende Weib griff ihm an die Kehle und drückte diese zusammen. Angstvoll und unschlüssig preßte ich die Hände gegen meinen Busen; da fühlte ich den Krid, riß ihn aus der Scheide, und zitternd versetzte ich der Malayin einen schwachen Stich. Mörder! Mörder! brüllte diese. Geschwinde, geschwinde tödtet sie völlig! rief Huligu, jetzt ist kein anderer Ausweg. Ich gehorchte dem gräßlichen Rathe. Tahoa röchelte sterbend. Ihr Blut wischte jetzt der Mulatte von meinen Händen, holte ein Bündel herbei, bestrich mein

Gesicht mit einer braunen Farbe und legte mir die mitgebrachten Kleider an, löschte die Lampe aus und verschloß die Thür des Gefängnisses. Wir eilten auf das Schiff und kamen glücklich nach Batavia.

Reichlich waren die Schiffer bezahlt worden; denn alles mein Gold hatte ich dafür hingegeben. Daher fehlte mir Alles und, weil ich meine Malergeräthschaften zurückgelassen hatte, selbst die Mittel zum Erwerb. Arm und hülflos wußte ich keinen Rath. Da that mir Huligu den Vorschlag, mir bei einem freigelassenen Neger, der sich, seinem Ausdrucke gemäß, mit Malerei beschäftigte, einigen Erwerb zu schaffen, und so sehr alle meine Gefühle sich dagegen sträubten, so sehr mir eigentlich der Anblick des Mulatten, als des Urhebers eines Mordes, den ich verabscheute und den mir mein Gewissen, aller Entschuldigungsgründe ungeachtet, dennoch oft vorrückte, äußerst zuwider war, so sehr hatte mich doch das Schicksal, oder vielmehr das gemeinschaftliche Verbrechen an diese Mißgestalt geknüpft. Selbst Dankbarkeit kam noch hinzu, denn ich wäre vor Hunger umgekommen, wenn nicht Huligu anfänglich den ärmlichen Lohn, den er

als Lastträger erwarb, mit mir getheilt hätte, und um ihm dieses zu ersetzen und nicht mehr bloß von ihm ernährt zu werden, glaubte ich das mir dargebotene Mittel zu eigenem Erwerb nicht verschmähen zu dürfen. Der Neger aber behandelte mich wie einen Tagelöhner und schickte mich aus, Thüren, Fensterladen und ähnliche Dinge anzustreichen. Als ich ihm aber an einem Abende die übriggebliebenen Farben zurückbrachte, fragte er mich, ob ich es wohl übernehmen wolle und Geschicklichkeit genug besäße, die Laden eines Krämers mit einigen Blumengehängen zu verzieren. Mit Freuden übernahm ich diesen Auftrag, und der Gedanke, hier etwas Vorzügliches zu liefern und mir hierdurch wieder Aufmerksamkeit zu erwerben, erzeugte in meiner Seele einen Strahl von Hoffnung. Kaum aber hatte ich einen Theil der Arbeit vollendet, als der Herr des Hauses, wegen meiner Langsamkeit und schlechten Arbeit mich mit Schimpfnamen belegte. Entschuldigungen waren fruchtlos, der Krämer ward wütend. Einige der Vorübergehenden blieben stehen, unter diesen auch ein alter gutgekleideter Mann, der näher hinzu trat und um die Ursache des Streites fragte.

Seht, sagte der Krämer, dieser elende Kerl soll den Leuten hier rote Blumen verzieren, so wie den meines Nachbarn, auf dem die Stockrosen, der Mohn und die großen bunten Tulpen so dicht neben einander und so bunt dastehen, daß es anzusehen eine Lust ist, und da kommt nun dieser dumme Wicht, sitzt schon einen halben Tag und hat mir da ein paar Hyazinthen, Nelken, Vergißmeinnicht, und einige grüne Blätter hingeklebt. Da ich ihn aber nun wegjage und nichts mehr von ihm gemacht haben will, ist er so unverschämt, mir einbilden zu wollen, daß seine Arbeit um vieles schöner als die bei meinem Nachbar wäre.

Der Fremde wandte sich zu mir und fragte, ob ich ein Maler und aus welchem Lande ich wäre. Meine Antwort war: daß ich kein alltäglicher Maler zu seyn glaubte, ein Deutscher wäre und Werner heiße. Dann, antwortete der Fremde in Deutscher Sprache, sind wir Landsleute, und, was noch auffallender ist, auch ich heiße Werner. Ihr seht, daß die Menschen hier auf dasjenige, was hier vorgeht, und Euren Streit aufmerksam werden, verlaßt daher Eure Arbeit und kommt gegen

Abend in mein Haus, wo ich vielleicht für Euch zu sorgen im Stande bin. Und Werner entfernte sich nun so schnell, daß ich, so groß auch meine Rührung war, ihm kaum meinen Dank abzustatten vermochte.

Sein Haus (nach dem ich nun eilte) lag in einem Stadttheile, der von dem Laden, an welchem ich gearbeitet hatte, äußerst entfernt war. Ehe ich hinging, reinigte ich noch mein Gesicht von jener braunen Farbe, womit ich auf den Rath des Mulatten, um etwanigen Nachforschungen zu entgehen, mich noch immer unkenntlich zu machen gesucht hatte. Wernern blieb dieses nicht unbemerkt; daher sagte er mir nach der ersten Begrüßung: soll ich Euch helfen — wie ich willig und bereit bin — so fordere ich von Euch Zutrauen und daher auch ohne allen Rückhalt Eure Geschichte. Einen Augenblick stand ich bedenklich da, aber als ich meine Augen aufschlug und das Zimmer mit Kupferstichen und Gemälden geschmückt sah, die ich seit meiner Abreise aus Europa nicht so schön beisammen erblickt hatte, da war es, als ob mir eine Sonne im Herzen aufging. O, sagte ich, indem ich vor einen Johannes trat, wer diesen Lieblingsjünger des Herrn, diese

himmlischen Züge voll Sanftmuth und Milde täglich vor Augen hat, der kann gewiß gegen die Leiden des Nächsten nicht unempfindlich seyn. Unverschleiert kann ich Jedem meine Vergangenheit darstellen, bis auf eine einzige That, welche diesen Busen ewig mit Reue füllt, und selbst diese werde ich dem Manne nicht verhehlen, welchen der Zufall, nein! Gott zu meinem Retter herbeigeführt hat. — Ich erzählte ihm nun meine ganze Geschichte, und auch, daß ich aus Künstlerlaune, seitdem ich Holland verlassen, mich nicht mehr Werner, sondern mit meinem Taufnamen Raphael genannt hätte.

Mit Wohlwollen und Theilnahme hatte Werner meine Geschichte angehört, und so sehr ihn bei Tahoa's Ermordung ein Schauer überfiel, so tröstete er, den die Erzählung dieser That äußerst gerührt hatte, mich dennoch wieder, gestand mir aber auch, daß ich wegen der Nachforschungen, die van Buller vielleicht anstellen könnte, nicht außer aller Gefahr seyn würde. Da er aber erfuhr, daß ich nur seit wenigen Tagen in Batavia, dort außer dem Mulatten, von Niemanden gekannt wäre, so machte er mir den Vorschlag, daß ich mich für

einen Verwandten, der aus Europa zu ihm gekommen wäre, ausgeben und nie Raphael, sondern immer Anton Werner unterschreiben, und nennen sollte. Da man aber aus Malakka nur immer dem Maler Raphael nachspüren würde, so sollte ich keine Kenntniß von Malerei äußern, mich durchaus auch hier nicht mit dieser Kunst beschäftigen, die ohnehin weder geehrt noch einträglich wäre. Mit Vergnügen versprach ich zu gehorchen, wenn ich nur ein anderes Mittel mich zu ernähren erhalten könnte, und daher wurde Werners Antrag, mich bei seinen Handelsgeschäften anzustellen, mit Rührung und Dank angenommen. Durch Fleiß und Ordnung, Treue und Aufmerksamkeit suchte ich den Abgang der Handelskenntnisse zu ersetzen, und weil ich hierin das Fehlende bald nachholte, so wurde ich auch in kurzer Zeit Werners Liebling, der, Wittwer und kinderlos, mich bald mit Vaterliebe behandelte. So verstrichen einige Monate und ich wäre glücklich gewesen, hätte nicht noch zuweilen das Andenken des Mordes vor meiner Seele gestanden. Doch wurde das Bild immer schwächer, bis an einem Abende auf einem einsamen Spatziergange unerwartet der Mulatte vor mir stand. Ich er-

bebte bei seinem Anblick, doch faßte ich mich bald und gedachte, daß ich gegen ihn die Pflicht der Dankbarkeit noch nicht erfüllt hätte. Hier sagte ich daher, indem ich meine Börse an Hu-ligu reichte, nimm dieses als Beweis meiner Erkenntlichkeit an.

Ach! sagte der Mulatte, indem er meine Hände küßte, wie glücklich macht Ihr mich! Mein armer Bruder — Ihr wißt, er war der Gefangenwärter zu Malaka — der Gouverneur hat ihn, weil mein Bruder mir die Schlüssel Eures Gefängnisses anvertraut hatte, und er ihn daher mit uns einverstanden glaubte, zu Tode martern lassen. Sein armes Weib, das er auch schrecklich martern ließ, ist mit vier Kindern mir nachgekommen.

Die Folge des Mordes erschütterte aufs Neue mein zuvor einigermaßen beruhigtes Herz. Ich hatte nach meiner Ueberzeugung zur Erhaltung einer so starken Familie, die ihren Vater und Versorger durch meine Schuld verloren hatte, nur wenig gethan. Daher sagte ich dem Mulatten, daß er nach einigen Wochen zur bestimmten Stunde wieder auf diesen Platz kommen sollte.

Nein! sagte Huligu, das kann ich nicht über mein Herz bringen, es könnte Euch ins Verderben stürzen; denn van Buller läßt Euch nachspüren; ich, der unbedeutende Mulatte, verliere mich in dem großen Haufen; aber wenn man Euch, dessen Gestalt gewiß den Ausspähern genau beschrieben ist, mit einem breitschulterigen, schielenden Mulatten sprechen sähe, so wären wir Beide verloren. Daher bin ich auch nicht, ob ich gleich Euren Aufenthalt wußte, früher zu Euch gekommen, wenn es aber Noth thut, so werde ich Euch schon bei Herrn Werner aufsuchen.

So schieden wir Beide; ich aber hielt es für Pflicht, Wernern mit dem Vorgange bekannt zu machen, der selbst die Treue und Ergebenheit des Mulatten rühmte. Der Mensch sagte er, ist nicht so böse, als man oft vorgibt; denn selbst in dieser häßlichen Hülle und durch alle Rohheit des Mulatten schimmert doch die Güte der menschlichen Natur hindurch.

Und doch, antwortete ich, muß ich die Schwäche bekennen, nie kann ich den Mulatten ohne Abscheu und Schaudern betrachten.

Das ist wieder, sagte Werner, eine von den Schwächen der menschlichen Natur. Ihr,

mit Eurem Künſtlerſinn, mit Eurem Gefühl für das Schöne, tragt nur dieſes beſtändig mit Euch herum. Jede Abweichung von einer ſchönen Form iſt Euch daher zuwider; als Künſtler habt Ihr Recht, nicht ſo als Menſch. Seht, wenn Ihr die Palette und den Pinſel in der Hand habt, nur auf das Aeuſſere, in allen übrigen Verhältniſſen ſeht auf die Geſinnungen und Thaten des Menſchen, und verachtet nie einen Edelſtein, weil er noch roh und ungeſchliffen iſt.

Der Mulatte gewann noch um ſo mehr bei Wernern, als dieſer erfuhr, daß van Buller wirklich dem Mörder ſeiner Geliebten nachſtelle. Aber ſeyd unbeſorgt, ſagte er zu mir, ich habe Freunde genug, um Euch zu ſchützen. Auch will ich Euch mit einem Gedanken bekannt machen, den ich aus mancherlei Gründen bis jetzt verſchwiegen habe. Seit dem Tode meiner Frau und meiner Kinder iſt die Liebe zu meinem Vaterlande mit neuer Stärke erwacht. Mein Vermögen habe ich daher allmählich nach Europa geſandt, wohin ich ſelbſt, wenn nach einigen Monaten die Compagnieſchiffe von hier abgehen, zu reiſen und Euch mitzunehmen gedenke.

Diese Freude hatte ich nicht gehofft, mein Entzücken war gränzenlos. Jetzt kam der Mulatte und bat, da der Aufseher von Werners Landhause abgegangen wäre, ihm diese Stelle zu verschaffen. Ich verwandte mich für ihn. Mit Vergnügen gewährte Werner die Bitte, fügte aber hinzu, daß er dieses Landhaus auch selbst zu verkaufen im Begriff stehe, und verstand, da er nun selbst den Mulatten gesehen hatte, daß er meinen Abscheu höchst verzeihlich fände. Allein da Philipp sich auf dem Landhause durch Redlichkeit und unverdrossene Arbeitsamkeit auszeichnete, so gewann er auch Werners Gunst, der ihn nun oft als Beispiel anführte, wie sehr das Aeußere zu täuschen im Stande wäre. Indeß waren Werners Angelegenheiten beendigt, selbst das Landhaus verkauft und der Mulatte, dem ich eine mir hierzu von Werner gegebne Summe geschenkt hatte, entlassen; und am folgenden Tage waren wir, Werner, ich und Jakob, ein deutscher Bedienter, uns einzuschiffen bereit. Da meldete sich der Mulatte. Was ich, sagte er, durch eure Großmuth erhielt, ist hinreichend, meines Bruders Weib und Kinder zu ernähren; ich bin ihnen jetzt entbehrlich und

kann Euch nicht verlaſſen. Jakob kann auf der Reiſe erkranken, dann braucht Ihr einen Andern zu Eurer Bedienung, darum nehmt mich mit. Was ſoll ich hier? Jeder ſpottet über meine ſchielenden Augen, über meine häßliche Geſtalt, nennt mich ein Scheuſal; nur Ihr habt das nie gethan. Darum nehmt den armen Huligu mit, er hat ja Niemanden in der Welt, den er ſo liebt als Euch.

Du ſollſt mitkommen, treue Seele! ſagte Werner, und reichte ihm freundlich die Hand. Huligu ſchien vor Freuden außer ſich und am folgenden Morgen ſchifften wir Alle uns ein.

Werner und ich hatten ein beſonderes Zimmer im Schiffe, Jakob und Huligu eine beſondere Kammer, und für jede Bequemlichkeit und jeden Vorrath war hinlänglich geſorgt. Ein ſanfter Wind trieb das Schiff vom Lande. Werner aber ſchien doch das Unangenehme der Seereiſe zu empfinden, wenigſtens ſagte er, daß ihm nicht ganz wohl wäre, ging daher auf das Verdeck und leerte mit mir eine Flaſche Madera auf glückliche Rückkehr ins Vaterland. Noch zwei Flaſchen befahl Werner zu bringen, die eine davon erhielt Jakob und der Mulatte,

die zweite leerte er, da ich wenig Bescheid that, beinahe allein aus. Nach ein paar Stunden fühlte er sich sehr unwohl, der Schiffsarzt schob die Schuld davon auf den feurigen Wein, verbot dessen fernern Genuß und empfahl dagegen kühlende Mittel und Ruhe. Ich war für meinen väterlichen Freund und Wohlthäter äußerst besorgt.

O, sagte der Schiffskapitän, da er meine Thränen sah, Ihr seyd ein seltener Mensch! denn, bei meiner armen Seele, ich habe nicht geglaubt, daß es einen jungen Neffen in der Welt geben könne, der bei der Krankheit eines alten Oheims, durch dessen Tod ihm so viele Reichthümer zufallen, sich in allem Ernst so kläglich geberden könnte, als Ihr thut.

Ihr habt Recht! sagte Huligu, wild auflachend: wenn der alte Herr davon geht, so ist's ja ein Glück für meinen jungen Herrn.

Dummkopf! sagte ich, als der Schiffskapitän weggegangen war: bin ich denn Werners Neffe?

Was ist daran gelegen? antwortete Huligu: der Kapitän und das ganze Schiffsvolk, selbst Jakob hält Euch dafür; stirbt daher der alte Herr, so nehmt Ihr den Nachlaß. Was

er in Papieren bei sich hat und wie viel Ihr davon gefunden könnt, verstehe ich nicht; aber die wahre Schatulle, die Goldbarren und Diamanten, von welchen mir Jakob erzählt hat, wenn Ihr die nicht bekommen wollt, so wäre es Thorheit, und sein Tod ist doch gewiß Euer Glück; denn wer weiß, ob er von seinem großen Reichthum Euch in Europa einen Heller gäbe, und ob Ihr dann nicht wieder, wie in Batavia, Laden und Thüren anstreichen müßtet.

Das wohl nicht, sagte ich; denn meine Kunst würde mich ernähren.

Welche Kunst? fragte der Mulatte; habe ich doch nicht gesehen, daß Ihr eine getrieben habt; und wer bürgt Euch denn dafür, daß sie nicht vergessen ist? Auch ich konnte einst die Trommel herrlich schlagen; aber da ich es einige Jahre hindurch unterlassen hatte und es nun wieder versuchen wollte, lachten mich die Leute aus, so schlecht machte ich es.

Diese Aeußerung hatte auf mich eine besondere Wirkung. Denn ich wußte, wie viel es auch bei dem größten Künstler auf eine gewisse mechanische Kunstfertigkeit ankommt; seit der Abreise aus Europa hatte ich aber meine

Kunst wenig, in Batavia gar nicht mehr ausgeübt; kein Anblick großer Kunstwerke hatte mich begeistert. Wenn ich nun bei meiner Rückkehr vielleicht als ein Dubler da stände, dieser Gedanke erfüllte mich mit unaussprechlicher Angst und Beklemmß. Ich eilte zu dem Kranken; der Arzt saß bei ihm und äußerte sich bedenklich; in meiner Seele durchkreuzten sich nun die Pläne, ob ich auf den Fall, wenn Werner sterben sollte, mich des Nachlasses bemächtigen, oder Alles den rechtmäßigen Erben abliefern und mich ihrer Großmuth überlassen sollte. Der Kranke rief jetzt einige Mal nach Madera.

Es ist Phantasie, sagte der Arzt; denn der Genuß würde ihm bei seiner jetzigen Fieberhitze tödtlich werden.

Ich habe aber doch auch gehört, äußerte Spiegel, der jetzt hinzu gekommen war, daß Kranke dadurch genesen, daß ihre Gelüste befriedigt worden.

Der Arzt würdigte ihn keiner Antwort, versprach aber, nach ein paar Stunden wieder zu kommen. Ich aber war im fürchterlichsten Kampfe mit mir selbst und in der höchsten Gemüthsverlegenheit.

Gebt ihm Madera! sagte Huligu.

Soll ich ihn morden? rief ich noch mit einigem Abscheu.

Ich an Eurer Stelle, sagte der Mulatte, gösse eine Flasche Madera in diesen Becher und setzte ihn an das Bett. Ob er ihn nun trinkt oder nicht, das hängt vom Schicksal ab. Stirbt er, so ist es aus für Euch; genest er davon, so wird er Euch seine Rettung verdanken.

Ich schwieg, denn ich war schon so weit gekommen, diesen Gedanken ohne Schaudern ertragen zu können. Unruhig eilte ich nun wieder auf das Verdeck; da stand Jakob und weinte. Mein besseres Selbst schien bei diesem Anblick zu erwachen.

Weine nicht, guter Jakob, sagte ich.

O, wenn der alte Herr sterben sollte, verstoßt mich nicht! rief Jakob. Schon ehe ich zu ihm kam, diente ich zwölf Jahre bei einem Herrn, der immer zu mir sagte: Bleibe bei mir, nächstens will ich ein Testament machen und dich auch darin bedenken; aber immer zauderte er und starb endlich plötzlich ohne Testament. Da verschloß ich Alles von Werth, eilte zu den Erben und brachte ihnen die Schlüssel;

aber die ließen mich nun vor Gericht einen theuren Eid schwören, daß ich nichts gestohlen hätte. Sie zahlten mir den mir meinen Lohn bis zum Sterbetage meines Herrn, und ließen mich laufen. Ach, lieber Herr, so werdet Ihr es gewiß mit mir nicht machen. —

Aber vielleicht Werners Erben mit mir selbst, wenn ich ihnen auch Alles treulich ablieferte sollte, so dachte ich und meine Seelenangst stieg. Bald dachte ich mir diese kaltherzigen Erben, wie sie daständen und auch meine Ehre durch den Eid kränken würden, nichts einwandt zu haben. Das Bild wurde immer lebhafter, die Erben bald der Gegenstand meines Hasses. Mich und den alten Jakob ihnen nicht preis zu geben, schien mir zuerst Gebot der Klugheit, bald darauf Pflicht zu seyn. Und so erlangte der Entschluß, auf den Fall, wenn Werner sterben sollte, sich des Nachlasses zu bemächtigen, allmählich Festigkeit.

Ich kam an das Krankenbette, Werner phantasirte heftig. Wein! sagte er zu mir, Wein her!

Der Arzt hat es verboten, antwortete ich ihm.

Was, Du Hund! rief der Kranke, Du Mörder, den ich für meinen Verwandten ausgab, willst mir das Meinige vorenthalten?

Da habt Ihr's, sagte Julian, der indeß am Krankenbette gesessen hatte. In den wenigen Augenblicken, die er vielleicht noch zu leben hat, wird er an Euch zum Verräther werden.

Werner fuhr fort zu schimpfen und zu schelten. Durch die hohe Anstrengung, bei dem Toben so mannigfacher Gefühle bestimmt, meiner Gedanken wie beinahe kaum selbst bewußt, ergriff ich Elender eine Flasche Wein, schüttete sie in den Becher, setzte diesen neben das Bett und floh aus dem Zimmer. Laut lachte der Mulatte, dieses veranlaßte mich umzukehren. Schon hatte der Kranke den Wein hinabgeführt und lag in Zuckungen. Er stirbt, sagte Julian; setzt daher geschwinde den Becher bei Seite.

Gott — und ich sein Mörder! rief ich voll Entsetzen.

Das bist Du, sagte der Mulatte.

Ein plötzliches Geschrei entstand auf dem Verdecke, man hörte den Befehl des Schiffskapitäns, die Segel einzuraffen. Unter Donner

und Blitzen entstand ein schrecklicher Orkan, der mit jeder Sekunde stieg. Ich kam von der Betäubung in etwas zu mir, und hörte die Stimme des Schiffskapitäns

Was giebts? fragte ich ihn.

Ein Orkan, antwortete der Schiffskapitän, wie ich alter Seemann ihn noch nie erlebte. Wenn wir nicht so glücklich sind, den Hafen von Malakka zu erreichen, so sind wir verloren.

Jetzt fühlte ich alle Martern der Hölle. So, rief ich, nachdem ich in unser Zimmer zurückgekehrt war, habe ich meinen Wohlthäter ermordet, um selbst schrecklich umzukommen!

Ja, ja, sagte Huligu, in Malakka wird man Euch freundlich bewillkommen. —

Und Du Böſewicht, rief ich, wirſt mein Schickſal theilen, dieſes iſt noch mein letzter Troſt.

Freilich, ſagte Huligu, wenn ich nicht ein in dieſer Hülle verkappter Geiſt und Dein böſer Dämon wäre. Frohlocke daher nicht, Du kannſt jetzt nicht mehr zurück, und daher will ich offen mit Dir ſprechen. In Dir lag der Keim jeder hohen Tugend, Deine Seele war rein und ſchuldlos; darum habe ich mir um

Dich so viel Mühe gegeben. Jetzt hast Du die Wahl, den Orkan erregte ich, durch ihn treibe ich Dich nach Malakka; erzähle zuvor, wer Du bist, daß Du Deinen Wohlthäter mordetest, und mit Freuden wird jeder Dich als einen Gegenstand des Abscheues Deinem Feinde zur Sättigung seiner Rache ausliefern.

Ich habe es verdient, sagte ich, thue was Du willst.

Das Gemälde, fuhr Huligu fort, hat noch eine zweite Seite. Ich erkläre dem Arzt, daß ich dem Kranken den Wein gab, stürze mich, wie von Reue getrieben, selbst ins Meer, stille den Orkan, Du kommst nach Europa und erwirbst Dir im Besitz der Schätze jeden Lebensgenuß, und dafür fordere ich bloß eine kleine Gefälligkeit.

Meine Seele, Du Auswurf der Hölle, rief ich voll Schrecken und Abscheu: die gebe ich Dir nicht!

Die fordere ich auch nicht, sagte Huligu, sondern nur: Du übst nie deine Kunst an einem andern Gegenstande aus, als daß Du mein Bildniß mahlst; täglich zeichnest Du daran oder machst einige Pinselstriche. Ist ein Gemälde fertig, so beginnst Du ein neues,

In jedem Deiner Zimmer, jedem Raume in Deinem Hause hängst Du ein solches Gemälde, oder auch mehrere meiner Abbildungen auf; brichst Du diese Bedingung, so gehört mir Deine Seele, hältst Du sie, so magst Du übrigens thun, was Dir beliebt.

An die Pumpen, an die Pumpen! schrie der Schiffskapitän: der Sturm wird stärker!

Ja oder nein? schrie der Mulatte.

Ja! rief ich: doch übrigens kann ich thun, was ich will.

Du kannst es, und ich habe weiter an Dich gar keine Forderung: nun aber sprich auch die Worte, die auf diesem Pergamente stehen.

Es war eine schreckliche Formel, wodurch ich, wenn ich meine Zusage bräche, Gott, dem Erlöser und allen Heiligen entsagte und mich in die Hände des Satans gab. Steuert nach Malakka! rief der Schiffskapitän. Zitternd stand ich noch einen Augenblick an; nun sprach ich die schrecklichen Worte aus.

Da, sagte Huliga, indem er auf den Winkel wies, steht Euer in Malakka zurückgelassenes Malergeräth. Morgen fangt Ihr mein Bildniß an und wir kommt und hört, ob ich meine Zusage erfülle.

Er eilte auf das Verdeck. Zitternd folgte ich.

O, rief Hulign, als ob er mich im Streite verlassen hätte, Ihr habt Recht, ich bin sein Mörder! er forderte Wein, und weil ich ihn dadurch zu retten hoffte, gab ich ihm solchen, ungeachtet Eures Verbotes. Er ist todt, ich Unglücklicher wurde sein Mörder! — Das Schiffsvolk wurde durch dieses Geschrei aufmerksam, fragte, was ihm wäre, er wiederholte sein Geständniß und näherte sich allmählich dem Schiffsbord. In dem Augenblicke, schrie er, worin ich die That beging, entstand dieser Sturm! Er ist die Strafe meiner Verbrechen: aber Ihr sollt einen solchen Bösewicht nicht länger unter Euch haben, ich bestrafe mich selbst. So rief er und stürzte sich in das Meer. Schnell stillte sich der Sturm; ein günstiger Wind, der aber das Schiff von der Küste von Malakka abtrieb, blies in die Segel und brachte uns, nach einer kurzen und günstigen Fahrt, an das Vorgebirge der guten Hoffnung.

Ich wußte nicht, ob ich mich über mein Leben freuen oder betrüben sollte. Mit Zittern und Angstschweiß verwechselte ich täglich die

gräßliche Arbeit an dem mir so verhaßten Gemälde. Oft stand ich im Begriff, den Nachlaß zurück zu geben, um einigermaßen die Vorwürfe meines schmerzlich erwachten Gewissens zu erleichtern; aber ich hatte mich ja gegen den höllischen Unhold verpflichtet, der Malerei zu entsagen; wovon sollte ich jetzt meinen Unterhalt hernehmen, und daher war ich beinahe in der traurigen Nothwendigkeit, auch von diesem Verbrechen nicht abstehen zu können. Was ich von Wechseln nicht leicht selbst ziehen konnte, sandte ich durch einen Handelsfreund, der die Geschäfte des Verstorbenen in Europa betrieben hatte, an Werners mir übrigens völlig unbekannte Familie. Den alten Jakob schickte ich reichlich beschenkt nach Europa zurück. Ich selbst begab mich nach England, setzte dort mein Geld und meine Juwelen um und reiste nun nach meinem Vaterlande, wo ich mir einen schönen Landsitz kaufte. Oft hatte mich der Anblick der schönen Natur entzückt, oft war mir eine herrliche männliche Gestalt vortheilhaft aufgefallen, oft hatte auch weibliche Schönheit mich gerührt, und die Ueberzeugung in meinem Innern, durch ihre Abbildung ein vorzügliches Kunstwerk liefern

zu können, machte, daß ich die Entsagung meiner Kunst und die tägliche Sklavenarbeit an dem mir so verhaßten abscheulichen Gemälde um so schmerzlicher fühlte. Meine ganze Phantasie war zerrüttet, und oft sagte mir bange Ahnung, daß Wahnsinn endlich mein Loos sein würde. Ich hatte noch Werners Schatulle, bemerkte einst darin eine, von mir bisher noch nicht entdeckte, geheime Schublade, öffnete sie und fand die Briefe der Schwester meines Wohlthäters, die sie immer mit ihrem Vornamen Marie unterzeichnet hatte. Außerdem war hier ein Schächtelchen; ich öffnete es, es waren darin zwei Ringe von hohem Werth und neben diesen lag ein Zettel: Brautringe für Werner und Maria. Also, sagte ich, hatte Dich der verstorbene Werner zum Gatten seiner alten Schwester bestimmt. Dieses gewährte mir einige Linderung; ich las daher die Briefe. O Gott, wer vermag' auszudrücken, was ich bei nachstehender Stelle empfand: „Verzeihe den Stolz der Mutter, wenn ich Dir sage, daß täglich bei Marien sich neue Vorzüge des Körpers und Geistes entwickeln. Ihr Herz ist frei, und bei der Liebe und Achtung, die sie für ihren edeln

Oheim hegt, fühlt sie schon eine gewisse Zuneigung gegen den jungen Mann, den er durch den Besitz seines Vermögens und die Hand einer geliebten Nichte glücklich zu machen wünscht."

Eine Höllenmarter ergriff mich. Schuldlos konnte ich im Besitz dieses Vermögens, im Besitz eines herrlichen Weibes seyn, und dem Edeln, dem Wohlthäter, der mir dieses Alles zuwenden wollte, — wie hatte ich ihm gelohnt! Welches Weib konnte ich in meine Wohnung führen, wo hinter dem Bilde des Mulatten, welches ich aus keinem Zimmer wegnehmen durfte, ein schreckliches Geheimniß verborgen lag. Oft war ich dem Selbstmorde nahe, und bloß die Furcht vor den noch schrecklichern Martern der Hölle hielt mich ab, ein Leben zu enden, welches mir zur Qual gereichte.

Da kamt Ihr guten edeln Menschen in meine Nähe. Euer Umgang wurde mir ein lindernder Balsam; aber der Name Marie wurde für mich ein neues Schreckbild. Bald aber fühlte ich mich von ihr innigst angezogen, und ihre Sanftmuth, ihre Theilnahme flößte mir in einigen Augenblicken eine glänzende Hoffnung ein; aber wenn ich mein entsetzliches Ta-

gewerk an dem Gemälde des Mulatten vollendet hatte, so schwand auch wieder dieser Strahl von Hoffnung dahin. Daher verschob ich nun diese empörende Arbeit von einer Stunde zur andern, und hätte es, von Marien begeistert, bald an einem Tage völlig unterlassen, wenn mich nicht der Zufall kurz vor Mitternacht daran erinnert und ich das Bild mit einer Kohle an der Wand entworfen hätte. Dieß geschah in Mariens Gegenwart, ich fühlte, daß hierdurch Alles verloren war; meine Schwermuth verdoppelte sich, und ich glaubte nicht, noch einen höhern Grad des Schmerzes empfinden zu können, bis ich erfuhr, daß Marie, dieses himmlische Geschöpf, Werners mir bestimmte Nichte war. — —

Sterblicher danke Gott, daß er für den Schmerz des Körpers und der Seele Dir eine gewisse Stufe gab, auf welcher, wenn sie erreicht ist, sich jeder Schmerz in Gefühllosigkeit verwandelt, aus welcher der Unglückliche wieder zu einer ruhigern, mildern Stimmung erwacht. So mir. Der Gedanke, alles Geraubte wieder zu geben, mich aus meiner Lage zu reißen, wurde lebhaft. Ich bedurfte einen Rathgeber, einen Freund, und so sandte ich

zu dem ehrwürdigen Prior Hilarius. Beten konnte ich jetzt wieder, beten und mich mit Vertrauen an den Allbarmherzigen wenden. Dieses gab mir Kraft und Geistesstärke, da unerwartet Huligu an mein Krankenbett trat. Hohnlachend sagte er: Du willst Dich bekehren? Du anfänglich stolzer Thor, Undankbarer, Betrüger, Dieb und zweifacher Mörder! wähnst Du, daß es für Dich noch einen Himmel giebt? Laß uns aufrichtig sprechen: Du warst schuldlos, fromm und gut. Dieses verdroß mich; und da Künstlerstolz, ein Sehnen nach Lebensgenuß und einem gewissen ruhigen Schwelgen im Schoße der Natur in Deiner Seele lag, so ertappte ich Dich dabei. Durch den Gedanken, als der erste Künstler zu leuchten, verleitete ich Dich aus der Natur, in der Du zu leben gewöhnt warst, die überall Frieden in Deine Seele goß, und aus Deiner Umgebung zu treten. Auf dem Meere, wo Du nichts als Wasser und Wolken sahst, erhitzte ich Deine unbeschäftigte Phantasie durch Vorspiegelungen von Künstlergröße und einer Menge künftiger Genüsse. Dein Sinn für das Schöne stand mir im Wege; darum suchte ich diesen zu erkalten; bestimmte Dich, bloß für

baares Geld Jeden, der Dich bezahlte, zu malen. Ich begleitete Dich, gewöhnte Dich an meinen Anblick, fesselte Dich durch anscheinende Lebensrettung; gewöhnte Dich, das Gräßliche ohne Abscheu zu sehen, und so sankst Du immer stufenweise. Damit Dich der Anblick und die Darstellung der schönen Natur nicht zu ihrem Urheber zurückführen konnte, untersagte ich Dir die Ausübung Deiner, Dir zuvor verleideten Kunst. Meinst Du, dieses Alles habe ich umsonst gethan? Du bist mein; dennoch will ich Dich gnädig behandeln, zwanzig Jahre lang schenke und verschaffe ich Dir noch jeden Lebensgenuß; aber in diesem Augenblick verschreibst Du mir Leib und Seele mit Deinem Blute. Besinnst Du Dich länger als eine Minute, so gewähre ich Dir nur zehn Jahre.

Hebe Dich von mir! rief ich und wandte mich in meinen Gedanken zu Gott. Das Scheusal verschwand; ein Wagen hielt vor der Thür, es war der fromme Hilarius. Dieser befestigte mich in dem Entschlusse, das Geraubte zurückzugeben; untersagte mir die fernere Abbildung des Mulatten, dessen Bildniß

er sofort wegnehmen und verbrennen ließ. Dagegen ermahnte er mich, das Bild des Gekreuzigten, die Bildnisse der Heiligen und schöne Naturscenen täglich zu malen. Als ich es das erste Mal versuchte, da war es, als wollte immer ein Unsichtbarer meine Hand zur Darstellung der gewohnten Züge lenken; aber ich ermannte und stärkte mich durch das Gebet, und als meine erste Arbeit gelang, da warf ich mich auf die Knie, und nicht Worte, Freudenzähren bezeichneten meinen Dank. Ich wünschte, für meine Seele zu sorgen, aber auch dem Nächsten durch gute Werke zu dienen, und daher begab ich mich auf den Rath des frommen Hilarius und meines eigenen Herzens in den Orden der barmherzigen Brüder, und legte es mir zur Buße auf, als Krankenwärter jederzeit die schwächsten Kranken und die, welche die höchste Sorgfalt bedurften, redlich und unermüdet zu bedienen. Die Zeit, die mir hiervon und von den Andachtsübungen übrig blieb, widmete ich der Malerei, schmückte verschiedene Kirchen meines Ordens mit Altarblättern, und mit Erlaubniß meiner geistlichen Obern verfertigte ich einige Gemälde, die einst jene Stelle bekommen sollten, an

welcher ſich vormals die Geſtalt jenes hölliſchen Weſens befand.

Allmählich fühlte ich die Abnahme meiner Geſundheit, und oft in Träumen erſchien mir Huliqu, verſprach mir, wenn ich die Verbindung mit ihm erneuern wollte, langes Leben und jeden Genuß, ſpottete meines Glaubens, ſuchte Zweifel zu erregen; zuweilen verlachte er mich auch wohl wegen meiner Hoffnungen, jenſeit des Grabes göttlicher Barmherzigkeit gewürdigt zu werden. Wenn ich dann erwachte, ſo fühlte ich, daß kalter Angſtſchweiß vor meiner Stirn ſtand. Meine Kräfte ſanken täglich mehr; doch Gott und die Heiligen gaben mir Kräfte des Geiſtes. Ich konnte mich wieder der Schöpfung und über ſchöne und edle Handlungen des Nächſten freuen. Treulich erfüllte ich meine Berufsgeſchäfte, bis ich endlich kraftlos niederſank; aber es mangelte mir auch da nicht an Troſt. Mein Wohlthäter erſchien mir jetzt in einem Traume, ich warf mich ihm zu Füßen; da überreichte er mir freundlich eine Lilie, die er in ſeiner Hand hielt, mit den Worten: Sei getroſt, die Seligen zürnen nicht! lächelte voll himmliſcher Güte und verſchwand. Auf meine Bitte beſuchte mich noch Hilarius,

der aufs Neue Oel und Balsam in meine Wunden goß. Ihm gab ich die Gemälde, und o Ihr guten edlen Seelen! von Eurer Verzeihung bin ich überzeugt; gönnet diesen Gemälden die von mir bestimmte Stätte. Wann Ihr sie erblickt und diese Zeilen leset, so bin ich nicht mehr; schenkt mir dann noch eine theilnehmende Thräne und betet, betet für mich!

# Der Liebestrank.

Aus den Papieren des Kriegsraths R...

Geschäfte nöthigten mich, im Jahre 1802 einen Theil von dem damaligen Südpreußen und Gallizien zu durchreisen. Da ein guter Gasthof in diesen Gegenden eine Seltenheit ist, so war es mir höchst angenehm, als ich endlich auf einen solchen stieß. Wegen der höchst reizenden Aussicht auf die Ufer der Rudawa und die entfernten Gebirge, die ich in dem mir angewiesenen Zimmer nicht so vollkommen genoß, begab ich mich in das Zimmer des Wirths. Eine beträchtliche Ruine auf dem Gipfel eines dieser Berge erregte meine Neubegier, und ich fragte einen polnischen Edelmann, der gerade zugegen war, was dieses für ein Gebäude gewesen wäre. Es war, antwortete er, das Schloß eines reichen Grafen, welches aber um der Gespenster willen verlassen werden mußte. Ein unwillkürliches Lächeln verrieth ihm meinen Unglauben. Ich weiß, sagte er mit einigem Unwillen, daß jetzt

dergleichen Dinge als Mährchen verlacht werden; allein glaubwürdige Leute versichern, daß noch jetzt um Mitternacht zwei Jünglinge und eine Jungfrau zwischen den Ruinen umher wandeln, die Hände ringen und mit Seufzen und Wimmern gen Himmel blicken. Auch hat mir der Vater Fulgentius versichert, daß sich in der Bibliothek des benachbarten Klosters noch ein großes Buch befinde, worin die Geschichte dieser Unglücklichen auf das deutlichste beschrieben ist.

Dieses bestimmte mich, das Kloster zu besuchen; der Edelmann gab mir eine Empfehlung an den Vater Fulgentius. Ich wurde gastfrei aufgenommen, und das Buch, eine Chronik in lateinischer Sprache von einem Mönche dieses Klosters im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts entworfen, wurde mir willig mitgetheilt. Sie enthielt auch eine Menge höchst ausführlich erzählter Geschichten von Begebenheiten, die sich in dieser Gegend nach der Meinung des Chronikenschreibers ereignet haben sollten. Weil ich dieses Werk nur so lange, als ich mich im Kloster aufhielt, benutzen konnte; so machte ich mir aus drei Geschichten, dem Liebestrank, den Zauberern

und dem Schutzengel, die einen vorzüglichen Reiz für mich hatten, einen Auszug, den ich nachher bei einiger Muße aus dem Gedächtniß ergänzte.

---

Zu Petrikau wohnte der Kaufmann Schneider, ein Deutscher, dessen Vater schon vor vielen Jahren dorthin gezogen war. Er setzte nach dessen Tode die väterliche Handlung fort und stand in dem Rufe eines sanften, guten und rechtschaffenen Mannes. Er war mit einer etwas kränklichen, aber vorzüglichen Frau verheirathet und auch ein glücklicher Vater; denn Marie, seine Tochter, schön an Leib und Seele und auch durch einen dreijährigen Aufenthalt bei einer Verwandten zu Breslau gebildet, gehörte zu den ersten Mädchen der Stadt, und besaß auch wegen ihrer Sanftmuth und Tugend die allgemeine Achtung. Ein junger unverheiratheter Kaufmann, der sich erst seit ein paar Monaten zu Petrikau niedergelassen hatte, bewarb sich um ihre Hand. Marie und ihre Eltern waren der Sache nicht ganz entgegen; doch wollten sie sich gleich nach der ersten, unsichern Bekanntschaft nicht be-

stimmt erklären, und daher versprach Schneider, gerade mit einer Reise zur Messe nach Leipzig beschäftigt, dieses erst nach seiner Rückkehr zu thun. In dem Zeitpunkte worin er die Reise antrat, hatte die streitige Königswahl zwischen Maximilian und Stephan Bathori Gährung und Parteien im Lande erzeugt, und als schon Marie und ihre Mutter die Rückkehr von der Messe erwarteten, da griffen die verschiedenen Parteien zu den Waffen, und fügten nicht bloß einander wechselseitig Schaden zu, sondern oft litt auch der Unschuldige durch die zügellosen Haufen Plünderung, Brand und Mord. Schneider hatte in dieser Zeit durch Briefe seine nahe Rückkehr angekündigt, und Kowal — so hieß der junge Kaufmann — erneuerte jetzt um so dringender seine Bewerbungen um Marien, die Alles dem Willen des Vaters überlassen zu wollen erklärte. Täglich betete sie mit ihrer Mutter, und Beide, auch Kowal, um dem Abwesenden seine Liebe und Achtung zu beweisen, ließen Messen lesen, um von Gott und den Heiligen seine Rückkehr zu erflehen, die sich gegen Aller Erwartung in die Länge zog.

Marie, die an einem Abende mit ihrer Mutter beisammen saß, verbarg ihre Angst und erinnerte die Mutter, um sie zu trösten, wie der Vater schon ein paar Mal später, als er geschrieben hätte, von der Messe zurück gekehrt wäre. Da wurde an die Thür geklopft. Gott, so pocht der Vater! rief Marie und stürzte aus dem Zimmer. Sie öffnete die Thür; es war Schneider, beinahe nackend, und ein blutiges Tuch war um seine Stirn geknüpft. Ein kleiner Haufe, vielleicht Konföderirte, vielleicht auch Räuber, hatte in einem Walde wenig Meilen von Petrikau sich seiner Wagen und der darauf geladenen Waaren bemächtigen wollen. Er und die Fuhrleute hatten sich widersetzt; ein Säbelhieb hatte ihn zu Boden gestreckt, und als er von der Betäubung erwachte, fand er sich an der Seite eines getödteten Fuhrmanns, seine Waaren hatte man geraubt; und nur nach mancher großen Beschwerde war er in dem angezeigten Zustande zu den Seinigen zurück gekehrt.

Das Schrecken und die Angst der Gattin und Tochter waren gränzenlos. Schneider wurde zu Bette gebracht, seine Wunde von einem herbei gerufenen Arzte, zwar nicht für

tödtlich, aber doch für bedenklich erklärt. Sie wurde es bald noch mehr durch Gram und Sorge; denn Schneider hatte nicht bloß, was er mit baarem Gelde gekauft, sondern auch eine Menge von Waaren verloren, die man ihm wegen seiner anerkannten Rechtschaffenheit geborgt hatte. Die Ueberzeugung, völlig zu Grunde gerichtet zu seyn, erzeugte ein heftiges Fieber, und nach wenig Tagen war er nicht mehr.

Die Wittwe trat den ganzen Nachlaß den Gläubigern ihres Mannes ab. Jetzt würde es für sie ein Trost gewesen seyn, ihre Tochter zu verheirathen: aber der eigennützige Kowal, für den Schönheit und Tugend keine hinreichende Aussteuer waren, zog sich zurück. Marie that für ihre Mutter, die auch bald auf das Krankenbett kam, was sie vermochte. Edle und gute Menschen äußerten ihre Theilnahme, und als sie nach einigen Monaten völlig verwaist auch am Grabe der Mutter weinte, da bot ihr ein Bekannter ihres Vaters sein Haus zum Aufenthalt an. Aber der Redliche besaß mehr Herzensgüte als Vermögen; es mag auch wohl seyn, daß Kowals Anblick in Mariens Seele eine widrige Empfindung er-

regte, sie wünschte wenigstens ihren Wohnort zu verändern, und da die Verwandte in Breslau, welche sie erzogen hatte, schon seit zwei Jahren todt war, so nahm sie den Antrag, als Kammerjungfer in die Dienste der Gräfin Rajewski zu treten, mit großer Bereitwilligkeit an.

Diese Gräfin, eine Frau bei Jahren, hatte die Schwäche, viel auf ihren Stand zu halten; es war übrigens eine fromme, sanfte und edle Frau. Mariens Demuth und Bescheidenheit machten daher gleich auf die Gräfin einen vortheilhaften Eindruck, und da sie manche Vorzüge und Fähigkeiten ihrer Kammerjungfer kennen lernte, so wurde sie ihr bald äußerst gewogen. Marie hatte eine schöne Stimme, welche sie mit der Harfe begleitete; der Gräfin, einer Freundin der Tonkunst, war dieses äußerst willkommen. Es wurde hierdurch manche leere Stunde gefüllt. Marie ward auch Vorleserin der Gräfin, führte ihren Briefwechsel, und erhielt um so häufiger Beweise des Wohlwollens, da sie bei aller Anerkennung ihrer Vorzüge immer gegen die Gräfin, welche sie als ihre Wohlthäterin betrachtete, in den Gränzen ehrfurchtsvoller Entfernung blieb.

Der junge Graf, den die Mutter längst mit Sehnsucht erwartet hatte, kehrte jetzt von seinen Reisen zurück. Er, ein schöner und gebildeter junger Mann, frühstückte am folgenden Morgen mit seiner Mutter, als Marie in das Zimmer trat. Ihre Schönheit und ihr Anstand machten, daß der junge Graf schnell von seinem Sitze aufsprang. Ich bin das Kammermädchen, sagte sie, indem sie sich ehrfurchtsvoll verneigte und der Gräfin einige Briefe übergab, worin sie den Nachbaren die Ankunft des jungen Grafen gemeldet hatte. Die Gräfin unterschrieb die Briefe und befahl ihre Absendung. Als Marie das Zimmer verlassen hatte, brach der Graf in ein Lob ihrer Schönheit aus. O, sagte die Mutter, die Frömmigkeit, Tugend und Bescheidenheit dieses Mädchens sind ihre größten Vorzüge. Es thut mir recht leid, daß sie nur von niederer Geburt ist; ich würde sie sonst mit dem Sohne unseres Pan-Starosten*), Deinem Spielgefährten Franz, vermählen; aber da dieser doch immer von einer sehr guten adeligen Familie

*) in Polen so viel als Oekonomieinspektor in Deutschland.

ist, so läßt sich an die Sache nicht füglich denken. Der Graf, auf den Mariens Anblick einen lebhaften Eindruck gemacht hatte, war, wie dieses bei den mehresten Glücklichen und Reichen der Fall ist, nicht an Bekämpfung seiner Leidenschaften gewöhnt. Doch hatte er schon durch seine frühere Erziehung Achtung für Tugend und Unschuld, war auch ein guter Sohn, und suchte daher seine Gefühle zu unterdrücken. Aber da Marie seiner Mutter beinahe überall unentbehrlich und ihm daher oft vor Augen war, die Gräfin selbst die Vorzüge des guten Mädchens bei jeder Gelegenheit rühmte; Marie selbst in seiner Gegenwart ihre Talente für die Tonkunst zeigen mußte; so konnte der lebhafte junge Mann auch bei dem besten Willen nicht Meister seiner Gefühle werden, die er durch seine Blicke, Seufzer, höchstens durch einen leisen Händedruck dem feinfühlenden Mädchen, das ihm wo es konnte ausbog, zu erkennen gab.

Aber auch Marie hatte ein Herz. Der schöne junge Mann, der sie mit der höchsten Achtung behandelte, der mit so vielem Frohsinn auftrat und mit jedem Tage trübsinniger wurde, war auch ihr nicht gleichgültig; aber

wer weiß, dachte das bescheidene Mädchen, was ihm am Herzen liegt, und bei den Begriffen, die sie von ihrer eigenen Unbedeutenheit hatte, erröthete sie, daß der Gedanke: sie wäre die Ursache vom Trübsinne des Grafen, in ihrer Seele aufsteigen konnte. Da sie überdem selbst aus den Briefen, welche sie auf Befehl der Gräfin schreiben mußte, die Ueberzeugung erhielt, daß es die Absicht derselben wäre, ihn mit der jungen und reichen Gräfin Veronika zu vermählen, so glaubte sie, daß vielleicht einige Abneigung gegen diese Heirath die Stimmung des Grafen erzeugte.

Dieser ging jetzt häufiger als sonst auf die Jagd, und Franz, ein roher junger Mann, den aber der Graf als einen Bekannten aus den frühesten Kinderjahren liebte, war gewöhnlich sein Begleiter. Die Rückkunft des Grafen hatte manche Festlichkeit veranlaßt, diese wurde in der benachbarten Gegend erwiedert; es kamen Besuche, es wurden Gegenbesuche gegeben: Marie war daher wenig um ihre Gräfin, und sich größtentheils allein überlassen. Allein die Einsamkeit ist eine Kupplerin der Leidenschaften; dieses fühlte Marie. Der Graf hatte bei mancherlei Geräusch und

Zerſtreuungen ſich ihr nicht ſelten unbemerkt genähert; ſeine Blicke ſprachen alsdann deutlicher, und ſo ſehr auch Marie jeder Erklärung aus dem Wege ging, ſo hatten doch einzelne Worte ihr ſeine Stimmung hinreichend verrathen. Sie aber hoffte, ſeine Vermählung mit Veronika würde Alles beenden, und glaubte daher aus Achtung für die Mutter und Schonung gegen den Grafen kein Aufſehen machen zu müſſen. Wenn aber zuweilen ihr ſelbſt das Herz im Buſen lebhafter klopfte, ſo flehte ſie zu Gott und den Heiligen, ſie fühlte ſich alsdann geſtärkt und beruhigt. Aber oft überfiel ſie auch unerwartet eine drückende Schwermuth; ſie ſuchte die Einſamkeit, und wenn, ohne daß ſie den Grund beſtimmt anzugeben wußte, dort von Niemanden beobachtet, ihre Thränen häufiger floſſen, dann täuſchte ſie ſich, wenn ſie wieder zur Beſinnung kam, mit dem Gedanken: daß Erinnerung an die theuern Verſtorbenen, Vater und Mutter, und ihre höchſt ungewiſſe Zukunft dieſe Thränen erzeugt hätte.

In dieſer Gemüthsſtimmung ſaß ſie eines Abends, als die Gräfin einen Beſuch abgeſtattet hatte, in einer Gartenlaube, hörte auf

das Rauschen eines Baches und den Gesang einer entfernten Nachtigall. Sie hatte ihre Harfe mitgenommen, wehmüthig durchlief sie die holden Töne. Sie wollte singen, die Stimme versagte ihr den Dienst. So in tiefe Schwermuth versunken und auf die Harfe gestützt, griff sie noch zuweilen einen Akkord. Allmählich fand das Auge Thränen bei dem Gedanken an Tod und Grab, dem Ziele aller Leiden. Sie fühlte ihr Herz in etwas erleichtert, und konnte beten. Der Gedanke an den heiligen und ewigen Beschützer der Tugend und Unschuld gab ihr eine gewisse hohe, feierliche Stimmung, allem Ungemach, jedem Drucke der Erde beschloß sie im Vertrauen auf Gott und den Schutz der Heiligen muthig entgegen zu wirken, und die wehmüthigen Akkorde der Harfe schwollen jetzt zu einem feierlichen Choral. Da trat der Graf, der von der Jagd zurück gekehrt war und unerwartet diese Töne gehört hatte, in die Laube. Marie wollte sich entfernen, er hielt sie zurück, ergriff ihre Hand, drückte sie an sein Herz und an seine Lippen. Marie ermannte sich, sie zog die Hand zurück. Herr Graf! sagte sie, ich bin das Kammermädchen ihrer Mutter. Aber,

rief er, durch Schönheit und Tugend eine Königin. Dann, Herr Graf, antwortete Marie, ehren sie diese Tugend und stören sie die Ruhe einer Unglücklichen nicht. Sie wollte sich aufs Neue entfernen.

Marie! rief der Graf, solltest Du mich nicht verstehen, Dein Herz gegen alle meine Leiden unempfindlich seyn? Ohne Dich ist für mich auf Erden kein Glück, ich will mich über Alles hinweg setzen, wenn Du mir folgst, in ein entferntes Land ziehen und dort an Deiner Seite ein Glück finden, das mir kein Stand und Reichthum geben kann.

Marie dachte jetzt an die Gräfin, da erwachte auch das Bild ihrer Mutter, und dieses gab ihr Kraft und Muth. Wäre ich, sagte sie, schwach genug, diesen Antrag anzunehmen, so — ich traue dieses edle Gefühl Ihrem Herzen zu — würden Sie gewiß bald eine Elende verachten, die, indem sie einer edeln Mutter ihren einzigen Sohn stahl, sich über den Fluch derselben hinweg setzen konnte.

Sie schien äußerst bewegt, der Graf schlang seinen Arm um ihren Rücken. Marie zitterte. Er wollte einen Kuß auf ihre Lippen drücken; Marie ermannte sich und wand sich

aus seinen Armen. Der Gegenstand Ihrer Leidenschaften, Herr Graf, sagte sie mit Würde, kann ich niemals seyn, Ihre Achtung aber will ich nie verscherzen. Ungern verlasse ich diese Welt, aber ohne den Schutz Ihrer edeln Mutter bin ich dazu gezwungen, und werde diese, sobald Sie sich noch eine leidenschaftliche Aeußerung gegen mich erlauben, meine Einkleidung in ein Nonnenkloster bald möglichst zu bewirken anflehen.

Marie! rief der Graf, das wäre Ihre letzte Erklärung?

Meine letzte unerschütterliche Erklärung, antwortete Marie.

Ein Wagen rollte vor. Es war die Gräfin, welche von dem Besuche zurückkehrte. Marie verließ eiligst den Garten.

Der Graf fühlte sich erschüttert. Seine Achtung für Marien erhöhte seine Liebe, und Gräfin Veronika, bei ihrem Stande, ihrer Jugend, ihrem Reichthum, verlor unendlich, wenn er sie mit Marien in Betreff der Schönheit, Geistesbildung, überhaupt des Verstandes und der Talente verglich. Er war den ganzen Abend hindurch zerstreut und einsilbig. Die Mutter schob dieses auf Rechnung seiner

Abneigung gegen die vorgeschlagene Heirath, und suchte um so vielmehr die Vortheile derselben auseinander zu setzen. Er aber eilte nach einer schlaflosen Nacht sich am folgenden Morgen mit Franz durch die Jagd zu zerstreuen. Auch hier folgte ihm sein Kummer nach, und als er einen aufgejagten Rehbock, ohne einen Schuß darauf zu thun, in geringer Entfernung vorbeilaufen ließ, so konnte sich Franz des lauten Lachens nicht enthalten. Glücklicher, gefühlloser Mensch! rief der Graf, Du hast von meinen Leiden keinen Begriff.

Als ob ich nicht gemerkt hätte — antwortete Franz, die schöne Kammerjungfer gefällt Euch.

So war das Gespräch angeknüpft. Der Graf freute sich nun, daß es doch einen Menschen gebe, mit dem er über Marien und seine hoffnungslose Liebe sprechen konnte. Beide wurden hierdurch unzertrennlich; aber die Gesundheit des Grafen litt, seine Wangen wurden täglich blässer, sein ganzer Frohsinn war dahin, und Franz äußerte darüber oft seine herzliche Theilnahme. O! sagte er einst, als ihm der Graf die ganze Größe seiner Leiden schilderte,

wäre ich an Eurer Stelle, so wagte ich eine Hand voll Geld.

Erniedrige den Engel nicht durch diesen verächtlichen Gedanken, antwortete der Graf.

Ihr versteht mich nicht, erwiederte Franz. Eine Hand voll Geld gäbe ich der Hexe, die zwei Meilen von hier jenseit des Waldes wohnt, und kaufte mir von dieser, um die kalte Marie zu kirren, einen Liebestrank.

Der Graf antwortete mit Achselzucken; aber da seine Heirath mit Veronika von allen Verwandten eifrig betrieben wurde, und er alsdann die Güter seiner Gemahlin beziehen sollte, Marie ihm bei jeder Gelegenheit auswich, Franz immer wieder auf den Liebestrank kam, und viel von den außerordentlichen Wirkungen desselben erzählte: so verlor der Gedanke daran zuerst das Lächerliche, nachher auch so gar das Abscheuliche.

Allein speiste er einst mit seiner Mutter. Ich bin, sagte diese nach einigem Schweigen, sehr betrübt; Marie ist mir beinahe unentbehrlich geworden, und doch, da mir heute das gute Mädchen ihren Entschluß, in ein Kloster zu gehen, entdeckt hat, möchte ich dem Himmel nicht gerne eine Braut entziehen. Der Graf

vermochte kaum sein Schrecken zu verbergen. Er hatte Marien keine Veranlassung gegeben, die ihm gemachte Drohung zu erfüllen; allein er wußte es nicht, daß auch Marie gegen seine Leiden nicht unempfindlich war. Beständig hierüber mit ihrem Herzen im Kampfe wurde sie zuerst mit sich selbst, dann mit der ganzen Welt unzufrieden. Religion gab ihr Trost; sie glaubte ihn in beständiger Ausübung derselben noch in einem höhern Grade zu finden, und dieses hatte sie endlich auf den Gedanken gebracht, in ein Kloster zu gehen. Der Graf, den jetzt die Größe seines Schmerzes und seiner Leidenschaft völlig hinriß, wollte nun auch den letzten Schein von Möglichkeit nicht unversucht lassen, und hatte durch die Gefälligkeit seines Franzosen am folgenden Tage ein kleines Fläschchen in Händen, welches einige feuerfarbene Tropfen enthielt, die, von Marien genossen, diese, nach Versicherung der Zauberin, mit der glühendsten Leidenschaft gegen den Grafen erfüllen sollten.

Er trug das Fläschchen einige Tage lang mit sich umher, ohne sich zur Anwendung entschließen zu können. Da erhielt die Gräfin einen Besuch von ihrer künftigen Schwieger-

tochter. Auch Veronika beschäftigte sich zuweilen mit der Tonkunst, und fiel jetzt auf ein Lied, welches sie von Marien gehört hatte und gerne besitzen wollte. Das gute Mädchen, sagte die Gräfin, verlößt mich schon in künftiger Woche, doch werde ich das Lied von ihr gewiß noch vorher besorgen. Ich will es gleich holen, sagte der Graf, stürzte aus dem Zimmer, und Mutter und Braut schienen mit dieser hohen Bereitwilligkeit nicht unzufrieden zu seyn. Er eilte nach Mariens Zimmer. Ob er von dem Trank, den er in der Hand hielt, Gebrauch machen, ob er noch einen Versuch wagen und ihr seine Liebe noch ein Mal erklären wollte, darüber hatte er noch keinen Entschluß gefaßt. Er trat in das Zimmer, stammelte seinen Antrag wegen des Liedes. Marie war äußerst verlegen; um sich nicht zu verrathen, hielt sie ihre Augen fest auf die Musikalien geheftet. Ihre Hand zitterte, sie suchte lange und konnte das Blatt nicht finden. Auf dem Tische, neben welchem der Graf stand, war ein Töpfchen mit Milch: er wußte, daß Marie diese jederzeit zum Frühstück genoß, und ehe noch sein Wille hierzu, fester Entschluß geworden war, hatte er schon den Zaubertrank

in die Milch gegossen. Hier ist das Lied, sagte Marie, sie reichte es dem Grafen, der in der Absicht, ein Gespräch anzuknüpfen, stehen blieb. Marie hingegen wünschte dieß zu vermeiden; ihr kleiner Schooßhund sprang um sie, und sie ergriff die Gelegenheit, sich, vom Grafen entfernt, mit einem andern Gegenstande zu beschäftigen. Armer Minon, sagte sie, ich hatte Dich heute ganz vergessen. Sie nahm die Milch, goß sie in ein Schälchen, setzte sie ihm vor, und das Hündchen verschlang sie begierig.

Der Graf stand erschrocken da, er wußte nicht, ob er sich über die Fehlschlagung seines Planes betrüben oder dem Himmel dafür danken sollte. Doch, um seinem Wunsche gemäß ein Gespräch einzuleiten, rühmte er das Hündchen und näherte sich, um es zu streicheln. Minon fuhr auf und biß ihm in die Hand, daß sie blutig ward. Marie erschrak, wollte den Hund durch einen Schlag züchtigen und schrie laut auf, als sie auf die nämliche Weise gebissen wurde. Schäumend, mit niederhängendem Kopfe lief der Hund aus dem Zimmer. Barmherziger Gott! schrie der Graf, der Hund ist wütend. Er stürzte aus dem Zimmer.

Franz und der Jäger, die er herbei rief, bestätigten leider, was er gemuthmaßt hatte. Es wurde nach Aerzten gesandt. Sie boten jedes Hülfsmittel auf, aber vergeblich, bald zeigte sich an Beiden der Anfang der scheuslichen Krankheit. Der Graf litt am gräßlichen Durste und doch veranlaßte schon der Anblick einer jeden Flüssigkeit nicht bloß Abscheu, sondern selbst die schrecklichsten Krämpfe.

Die Aerzte hielten Beide für verloren, denn Marie litt beinahe noch in einem höhern Grade. Franz und ein Bedienter hatten bei dem Bette des Grafen gewacht; der sie auf das dringendste bat, mit ihm in den Garten in die freie Luft zu kommen, jeder faßte ihn untern Arm; aber als nun der Weg bei Mariens Zimmer vorbei ging, da bat er: o laßt mich doch einen Augenblick verweilen, ich höre ja die Stimme des unglücklichen Mädchens, vielleicht gibt sie mir Trost. Sie horchten. Gott! rief Marie, du sahst ja, daß ich meine Leidenschaft bekämpfte; daß ich ein Herz hatte, war ja nicht meine Schuld. Barmherziger, warum diese schreckliche Strafe? und kann es nicht anders seyn, o so laß mich allein leiden und rette, rette nur ihn. Der Graf riß sich

les, mit Riesenkraft stieß er seine Begleiter zurück und drang in Mariens Zimmer. Marie! rief er, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck, indem er sich vor ihr niederwarf, ich Frevler bin der Urheber unserer Qualen, und Du Engel betest noch für mich? Er gestand ihr sein Vergehen. O, rief er, Deine Verzeihung — laß sie mir hier noch auf Erden erhalten, damit ich nicht vor dem Richterstuhle des Ewigen verstoßen werde. Dieses Geständniß, dieser Auftritt zerrüttete Mariens Seele völlig. Unter den schrecklichsten Krämpfen endete sie nach wenig Stunden. Der stärkere Körper des Grafen unterlag ein paar Tage später.

Der unglücklichen Mutter suchte man die Begebenheit und das Geständniß des Sohnes zu verheimlichen. Aber drei Tage nach der Beerdigung hörte man im Schlosse um Mitternacht ein schreckliches Winseln und Geächz, und viele betheuerten, den Grafen, andere, auch Marien gesehn zu haben. Die Gräfin ließ Seelenmessen lesen und theilte Almosen aus, aber umsonst, in jeder Mitternachtsstunde ließ sich das Gewinsel und Geächz von neuem hören. Besonders betheuerte Franz, daß er davon beinahe unaufhörlich verfolgt

werde und selbst bei Tage keine Ruhe habe. Getrieben von seiner Seelenangst gestand er der Gräfin sein ganzes Vergehen. Die unglückliche Frau, die schon so viel durch den Tod des einzigen, geliebten Sohnes gelitten hatte und selbst an Marien nie ohne Rührung und Theilnahme dachte, sank in Ohnmacht. Sie erwachte nur zu neuem Schmerz; denn Franz war als ein Verzweifelter davon gerannt und hatte durch einen Flintenschuß sein Leben geendet. Die bedauernswürdige Gräfin aber verließ das Schloß, um der schrecklichen Erinnerung zu entgehen, und ein schleichendes Fieber erlöste sie bald von einem Leben, welches für sie keine Freude mehr hatte. Verschiedentliche Versuche, das Schloß wieder zu bewohnen, bewiesen die Unmöglichkeit; denn hier wurde nicht mehr bloß das vorige Gewimmer, sondern, seitdem Franz so schrecklich geendet hatte, um Mitternacht ein entsetzliches Wüten und Toben gehört. Daher verfiel zuletzt das ganze Gebäude. Doch sahen viele die Gestalten der Unglücklichen noch oft unter den Trümmern umher gehen, und selbst der ehrwürdige Vater Blasius, der aus seinem Kloster, um einen Kranken mit den heiligen Sakramenten zu

versorgen, um Mitternacht bei dieser Ruine vorüber zog, hat bei seinem priesterlichen Amte betheuert, die drei Gespenster gesehen und ihr Wimmern und Aechzen gehört zu haben. Gott wolle — so endigte der Chronikenschreiber — den armen Seelen gnädig seyn und sie aus den Flammen des Fegefeuers erlösen.

# Die Zauberer.

Da, wo, wenn der Schnee auf den Karpathen schmilzt, oder bei heftigen Regengüssen Bergströme von dort herabstürzen, dann die schnell angeschwollene Weichsel plötzlich aus den Ufern tritt, lag auf einer Anhöhe, von welcher man die ganze Gegend überschaute, eine hohe stattliche Ritterburg, zur Zeit der Jagellonen erbaut, die nebst allen umliegenden Ländern dem Woiwoden Zochanowski gehörte. Verschiedentlich hatte dieser seinem Vaterlande auf Reichstagen, mehr noch mit seinem tapfern Arm gegen Türken und Tartarn gedient, und sich nun an der Hand einer schönen und frommen Gemahlin auf den von den Vorfahren ererbten Landsitz begeben. Aber Ruhe und Zufriedenheit, die er mit Recht hier zu finden hoffte, wurden durch den Tod seiner Kinder getrübt, und Antonia, die einzige Tochter, die ihm von neun Kindern übrig blieb, und durch Schönheit der Gesichtszüge, Lebhaftigkeit des

Geistes und körperliche Gewandtheit die Liebe der Eltern in desto höherm Grade besaß, erfüllte beide oft mit Wehmuth, wenn sie bei ihrem schwächlichen Körper und ihrer schwankenden Gesundheit die lebhafte Sorge erzeugte, vielleicht auch bald das Schicksal ihrer entschlafenen Geschwister zu theilen. Verzärtelung durch Nachsicht und Erfüllung jeder kindischen Laune war daher den liebevollen Eltern um so mehr zu verzeihen. Antonia wußte nicht, was Widerspruch war, erlernte daher diesen um so weniger zu ertragen; jedes jugendliche Versehen wurde ihrer Lebhaftigkeit zugeschrieben und um so leichter entschuldigt, ja selbst Antoniens Herzensgüte gepriesen, wenn sie, sobald die Aufwallungen des Zorns vorüber waren, Härte, selbst Mißhandlung ihrer Spielgefährten zurücknahm und zu vergüten suchte.

Der fromme Vater Damasus sah allein die Sache aus einem andern Gesichtspunkte an, und wagte, besonders im Beichtstuhl, seine Ansichten auseinander zu setzen. Allein wenn Vater und Mutter, die Gott fürchteten und ihr Kind für den Himmel zu bilden wünschten, durch die Ermahnungen ihres Beichtvaters bedenklich wurden; so wurde dieses Alles durch Schmei-

chelei ihres Hofgesindes, das selbst in Antoniens Gegenwart die Vorzüge derselben pries, so bemäntelt, daß die schwachen Aeltern, Statt einen bestimmten Entschluß zu fassen und den Uebeln der Erziehung entgegen zu wirken, nur die peinliche Gewissenhaftigkeit des alten Mönchs belächelten. Ja, als dieser einst ernstlich darüber sprach, sagte muthwillig die Schwester der Woiwodin, die als Hofdame zu Warschau lebte und jetzt zum Besuch gekommen war: Seyn sie ruhig, ehrwürdiger Vater! Antonia mag schon immer dort ein wenig das Kraftner durchwandern, wenn sie nur hier froh und glücklich durch die Welt geht. Der traurige Blick aber, womit Damasus nun gen Himmel sah, wurde bei dem allgemeinen Lächeln nicht bemerkt. Zufolge dem Rath Mariens (so hieß die Schwester der Woiwodin) wurde durch ein Handelshaus zu Warschau eine Parmerin verschrieben, die Antoniens Erziehung übernahm; und die Haltung des Körpers, die Anmuth in jeder Bewegung, die Fertigkeit in der französischen Sprache, die sich Antonia nun bald zu eigen machte, erhöhten bei den allgemeinen Lobsprüchen die Eitelkeit des jungen Mädchens.

Vater und Mutter, die bei dem ersten Anblick der Demoiselle Meri gerade nicht für sie eingenommen wurden, vergaßen jetzt das spitze Kinn, bis in dessen Nähe die gekrümmte Nase über den zahnlosen Mund hinabreichte, das katzenartige Auge, das schwarze, buschige Haar und die gelbbraune Farbe der alten Französin, deren Einfluß, weil sie in ihr nur die Wohlthäterin ihres Kindes und daher ihre erste Freundin erblickten, mit jedem Tage stieg. Jene Gleichgültigkeit gegen jede religiöse Handlung, die ihnen anfänglich bei der Meri so sehr aufgefallen war, wurde nun übersehen; und Spöttereien, zuerst über den alten zitternden Damasus, dann über alle Priester, zuletzt über die Religion selbst, wurden anfänglich ohne Tadel, zuletzt selbst mit Lächeln angehört. Auf Verwendung der Meri wurde auch Ezechiel, der Hofjude, den man überwiesener Betrügereien und anderer schändlichen Streiche wegen fortgejagt hatte, wieder zu Gnaden aufgenommen. Täglich erschien er nun mit neuen Waaren; diese mußten für Antonia gekauft, das eitle Mädchen mit jedem Tage köstlicher geschmückt und keinem ihrer Wünsche die Erfüllung verweigert werden. Sie zog sich jetzt

mit Stolz von jeder ihrer vorigen Freundinnen zurück, oder diese entfernten sich vielmehr von ihr, um nicht ihren Launen ausgesetzt zu seyn.

Einzig Agnes, deren Vater, ein armer Edelmann, einen Theil von den Gütern des Woiwoden gepachtet hatte, blieb ihrer Jugendfreundin getreu. Nur um zwei Jahre älter als Antonia unterstützte sie dennoch schon ihre Mutter bei Führung des Hauswesens, die aus diesem Grunde das Anerbieten des Woiwoden, Agnes zugleich mit Antonien erziehen zu lassen, mit der Erklärung abgelehnt hatte: was soll einem armen Mädchen, deren Aussteuer nur Fleiß und Frömmigkeit ist, eine Erziehung, die nur reichen Standespersonen geziemt und daher bei meiner Tochter stolze Wünsche und Hoffnungen erzeugen kann, die ich von ihr zu entfernen wünsche! Sie blieb bei diesem Entschlusse, obgleich dieses Anerbieten noch oft auf Meri's Antrieb wiederholt wurde, die daher auf Agnes nur mit Unwillen blickte und mit der Versicherung, daß ihre bäurischen, einfältigen Manieren der Bildung Antoniens nachtheilig wären, den Umgang der beiden Mädchen zu trennen suchte. Der Spott über Agnes, die, so oft sie bei einem Crucifix oder ei-

nem Marienbilde vorbeiging, das Knie beugte, über ihren einfachen, größtentheils selbst verfertigten Anzug, ihre Blödigkeit und häufiges Erröthen, [illegible], daß Antonia bald nicht mehr mit der ehemahligen Wärme an ihrer Jugendfreundin hing. Diese und ihre Aeltern zogen sich selbst nun bescheiden zurück, und nur an Geburts- und Namenstagen stellte sich noch Agnes mit demüthigem Glückwunsche oder einem kleinen Geschenke auf dem Schlosse ein.

So kam sie auch einen Morgen und fand Antonien noch bei ihrem Putztische, wo eben zwei Kammermädchen unter Mert's Aufsicht um sie beschäftigt waren. Sie wechselte einige freundliche Worte mit Agnes, in der Zeit wurden ihre Locken geordnet, echte Perlen und Geschmeide darin befestigt. Ei! rief sie, da sie während des Gespräches nicht darauf geachtet hatte, und nahm den Spiegel zur Hand. Sie blickte hinein, ihre Wange fing an zu glühen. Welche Einfalt! schrie sie; wie abscheulich sehe ich aus! Ihr dummen Geschöpfe! Das eine Mädchen wollte sich entschuldigen, wütend warf ihr Antonia den Spiegel an den Kopf; das Glas verwundete

das arme Mädchen, einige Blutestropfen liefen die Wangen herab. Agnes bebte zurück. Auch Antonia schien ihre That zu bereuen, aber als ihr Mori in französischer Sprache zurief: der größte Fehler bei Strafexekutionen ist dieser: einen Fehler eingestehen; so rief sie auch mit erzürnter Stimme dem Mädchen zu, daß sie mit dem Ankleiden fortfahren und bei neuem Vergehen härter bestraft werden sollte. — Schweigend sah Agnes durch das Fenster, und als sich nach vollendetem Putze die Mädchen, zufällig auch Mori entfernt hatten, trat Antonia zu ihr, bemerkte eine Thräne in ihrem Auge, und fragte: Agnes, was ist Dir? O Fräulein, sagte diese, ich bete für Sie. Antonia fühlte sich bewegt, aber Mori's Rückkehr hinderte den günstigen Eindruck, und diese suchte von nun an Agnes noch mehr zu entfernen.

Antonia hatte jetzt das dreizehnte Jahr zurückgelegt; schon zog ihre Schönheit und auch die Hoffnung, durch sie Besitzer der herrlichen Güter zu werden, die ersten Jünglinge des Landes auf die Burg der Woiwoden, wo ein Fest das andere verdrängte. Antonia, die Göttin dieser Feste, dachte an weiter nichts als

an Vergnügungen mit an sich. Da erkrankte sie, und bei den Schmerzen der Krankheit, in den schlaflosen Nächten erwachte die Erinnerung, wie in ihren Kinderjahren bei ähnlichem Anlasse Agnes an ihrem Krankenlager gesessen, und mit zärtlicher Sorgfalt ihr jede Erleichterung verschafft hatte; kaum aber war dieses von Antonia gegen ihre Mutter geäußert worden, so wurde auch Agnes zur Pflege der Kranken auf das Schloß entboten. Gern und willig übernahm sie dieses Geschäft; nicht aber bloß für die Genesung, auch für die Seele ihrer Freundin zu sorgen, das war ihr Entschluß; allein als sie zum ersten Mal den Gedanken an den Tod nur von ferne berührte, bebte Antonia zurück. Agnes aber warf sich vor dem Bette nieder, benetzte ihre Hände mit Thränen und beschwor sie für ihre Seele zu sorgen. Sie hob an zu beten; Antonia versicherte, sie könne nicht mit beten, Angst vor dem Tode raube ihr die Besinnung.

Da begab sich Agnes, die es wußte, daß Damasus mit Sonnenaufgang sein Lager zu verlassen und in der Schloßkapelle zu beten gewohnt war, auch dorthin. Schon kniete er vor dem Altar, auch Agnes fiel auf die Knie

und betete für Antonie. Damasus erblickte sie, als er aufstand, und sie trug ihm nun ihr Anliegen vor. Der Greis lobte sie höchlich, versprach sogleich für Antonien eine Messe zu lesen, die heiligen Engel zu ihrem Schutze anzurufen, und Antonien selbst zu besuchen. Sie bat ihn dieses früh zu thun, ehe Meri solches verhindern könnte, die durchaus nicht haben wollte, daß Antonia an ihren Tod erinnert würde. Agnes aber kehrte zu der Kranken zurück; machte sie auf den Besuch des ehrwürdigen Damasus gefaßt, der auch bald, auf seinen Stab gestützt, herbei schwenkte. Der Greis, der sie von der ersten Kindheit an, so theilnehmend behandelt, ihr Herz für das Gute zu erwärmen, sie mit Gott und ihren Pflichten bekannt zu machen gesucht hatte, verfehlte jetzt seinen Eindruck nicht; und als er sich an ihr Krankenlager setzte, wie ein Begeisterter von seiner wahrscheinlich nahen Todesstunde, von der Güte des Allbarmherzigen, den großen Hoffnungen jenseit des Grabes und den Freuden der Ewigkeit sprach; seine Züge gleich den eines Verklärten, sein Auge immer lebhafter wurde: da entquollen auch Thränen dem Auge Antoniens. Sie bereute die Fehltritte ihrer

Jugend, und vermochte zu beten; ſie bat den ehrwürdigen Greis ferner um ſeinen Zuſpruch, und alle Gefühle der Jugendfreundſchaft, wahre Schweſterliebe für Agnes, erwachten wieder im Herzen der Kranken. Sie ließ ein Gemälde des Herrn am Kreuz aus einem benachbarten Zimmer holen, neben ihrem Bette aufſtellen, und hinderte die darüber erſtaunte Meri, ſolches fortzuſchaffen. Dieſe überhäufte die arme Agnes mit den bitterſten Vorwürfen, daß ſie durch Todesfurcht noch die Krankheit der armen Antonia vermehren wolle. Aber als der Arzt verſicherte, Antonions Puls gehe ruhiger als des Tages vorher, und Antonia ſelbſt ſich nicht glücklicher fühlte, als wenn Damaſus und Agnes um ſie waren; ſo wurde Meri, ob man ihr gleich in jedem Zuge die verbiſſene Wut anſah, dennoch nachzugeben gezwungen.

Als aber Antonia ſich nun allmählich erholte, Freudenfeſte durch die Genesung veranlaßt wurden, Ezechiel mit neuem Putze und Geſchmeide erſchien, der benachbarte Adel die ihm gegebenen Feſte erwiederte, Muſik, Tanz Vergnügen die Zeit füllten; da wurde auch die Gott und den Heiligen geleiſtete Zuſage ver-

gessen. Da man noch überdieß an einem Morgen den frommen Damasus, der schon lange gekränkelt hatte, auf den Knien vor dem Kreuze in seinem Gemache liegend todt fand; ein junger Geistlicher, den Meri vorschlug und der sich ganz in den Ton des Hauses fügte, dessen Stelle erhielt, und Agnes nach Möglichkeit entfernt wurde: so erlosch auch jener gute Eindruck in Antoniens Seele. Schmerzlich fühlte dieses die fromme Agnes. Der Gedanke, einst mit Antonien bei Gott und den Heiligen zu seyn, war ihrem Herzen so theuer und werth geworden, daß sie jede Gelegenheit ergriff, Antonien auf den Pfad des Guten zu führen. Zuweilen schien diese hierüber empfindlich; aber die Herzlichkeit, das Liebevolle in Wort und Ton ihrer Freundin zog sie doch auch immer wieder zu dieser zurück. Mit Unwillen bemerkte dieses Meri. Fräulein, sagte sie einst zu Antonien, seitdem Sie erwachsen sind, erlaube ich mir auf Sie keinen weitern Einfluß, als den Sie mir gestatten; wozu will denn diese armselige Agnes Ihre Hofmeisterin seyn, die an Talent, Verstand und Geistesbildung so tief unter Ihnen steht, und die auch fühlen sollte, daß die Tochter eines kleinen Pächters

sich doch wohl nicht zur Freundin für die Tochter eines Woiwoden schickt. So vergiftete sie die Jugendfreundschaft; allein je frostiger Antonia, durch Meri aufgereizt, sich benahm, um so herzlicher wurde Agnes, die gerade durch ihren Eifer und die Beweise ihrer Liebe Antoniens Herz wieder zu gewinnen suchte. Dieses aber erklärte Meri für lästige Zudringlichkeit und reizte Antonien hierdurch zur Bitterkeit und endlich dazu auf, durch die höchste Kälte die lästige Agnes in die gebührenden Grenzen zurückzuweisen.

Diese hatte indeß zwei schneeweiße Täubchen erzogen, die das Futter aus ihrer Hand nahmen, und schon seit einigen Monaten einen Rosenstock und andere Blumen in ihrem Zimmer gepflegt, um zu dem Geburtstage Antoniens dieser ein recht schönes Geschenk bringen zu können. Mit einem herrlichen Blumenstrauße und ihren beiden Täubchen machte sie sich früh auf den Weg und traf Antonien noch an ihrem Putztische. Sie überreichte ihr den Blumenstrauß und die Täubchen. Möchte doch, sagte sie, jeder Tag Ihres Lebens eine schöne Blüte für die Ewigkeit bezeichnen, und Ihr Geist sanft, unschuldig und rein sich einst

zu den Wohnungen des ewigen Friedens emporschwingen. Indeß sie nun den Blumenstrauß auf Anteniens Putztisch legte, die beiden Täubchen daneben stellte, warf Meri einen bedeutenden Blick auf Antonia, die, indem sie nach einer Zitternadel griff, den Blumenstrauß von dem Tische warf, denen sich nun gleich der Schooßhund bemächtigte. O laß doch, sagte Antonia, als Agnes ihm denselben wegnehmen wollte, laß doch dem närrischen Thiere den Strauß, Du siehst ja, wie es sich damit befreut und ihn zerzaust. Agnes blieb wie versteinert stehen.

Gerurud, sagte Meri zu einer der Zofen mit boshaftem Lächeln, bringe doch die Tauben dem Koch, damit er sie schlachte.

Wie? sagte Agnes, streichelte die Täubchen und warf einen bittenden Blick auf Antonia.

Nun, wozu, antwortete diese, wären sie denn sonst nütze?

Zum Schlachten, rief Agnes, brachte ich meine Täubchen nicht her!

So nimm sie wieder zurück, erwiederte Antonia, denn ich kann sie zu nichts Anderm brauchen.

Agnes nahm die Täubchen, verließ tiefgebeugt das Zimmer, hörte noch auf der Treppe der Meri schallendes Hohngelächter und kam seitdem nicht wieder auf das Schloß.

Von Antonien schien jetzt ihr heiliger Schutzengel völlig gewichen, sie liebte und achtete nichts als sich selbst. Jedem Ausbruch ihrer Leidenschaften überließ sie sich ohne Rückhalt, und nur das hohe Gehalt und die vielen Geschenke, welche sie ihren Kammermädchen zuwarf, gewährten diesen einigen Ersatz für die weitgehenden Mißhandlungen, welche sie beinahe täglich erdulden mußten. Und als bei ihren Thränen und Jammern ein paar Mal in Antonicns Seele ein gutes Gefühl erwachen wollte, sagte Meri auf Französisch: O, diese Geschöpfe fühlen und verstehen es ja nicht! geben Sie ihnen doch keine Blöße, werfen Sie ihnen lieber bei Gelegenheit ein Stück Geld zu, und so ist ihr Schmerz bezahlt. Aber auf diese und ähnliche Weise entstand auch bei Antonien der Glaube: Geld mache Alles. Sie sah in dem Hause ihres Vaters häufige Glücksspiele, sah, wie vor Manchem sich oft das Gold häufte. Auch sie machte einen Versuch, das Glück war ihr günstig; dieses reizte, den

Versuch zu erneuern; so erzeugte sich die Leidenschaft zum Spiel, und dieses wurde ihr nun täglich zu einem Bedürfniß. Anfänglich verrieth sie ihre Gefühle bei Gewinn und Verlust; aber Mori's Ermahnung, daß dieses für eine Dame von Stande unschicklich wäre, gewöhnte sie, ihre Leidenschaft zu verbergen, und, indeß die Wut in ihrem Innern tobte, das verlorne Gold dem Gewinner lächelnd hinzuschieben.

So war Antonia, als ihre Mutter erkrankte und starb. Achtung für die Verstorbene hatte sie noch zuweilen gezügelt, daher ward ihr selbst der Tod der Mutter nur Zerreissung lästiger Bande, die Aeußerungen des Schmerzes waren bloße Heuchelei. Aber sie benutzte diese Gelegenheit, ihren liebgebenden Vater unter dem Vorwande der nothwendigen Zerstreuung zu mancher Ausgabe und mancher Festlichkeit zu bestimmen. Ein Reichstag gab nun die Veranlassung zu einer Reise nach Warschau, und der Palatin erfüllte um so eher die Wünsche Antoniens sie mitzunehmen, weil er sie dort vielleicht mit einem der edelsten und reichsten Jünglinge des Landes zu vermählen und bei mancher Freude, durch einen gu-

ten Schwiegersohn veranlaßt, den Schmerz über die verlorne Gattin zu mildern hoffte. Antonia war hier, dem Anscheine nach unter Aufsicht der Mere, sich völlig selbst überlassen, und der schwache Vater freute sich, als der Eindruck, den Antoniens Reize machten, noch seine Erwartung überstieg. Sie war die Göttin jedes Festes; sie wurde von allen Dichtern besungen, und jeder Jüngling, der sich ihr nähern, der im Tanze sich ihrer Hand bemeistern konnte, hielt sich für glücklich. Zwei darunter, Graf Ignaz Dembinski, der Besitzer unermeßlicher Güter, und Graf Stanislaus Rzewski, der einzige Erbe eines großen Vermögens, Beide durch Körper- und Geistesbildung unter allen ihren Zeitgenossen hervorragend, und daher von allen Müttern für ihre Töchter gewünscht, und selbst von manchen Schönen zuvorkommend behandelt — diese waren es, die Antoniens Aufmerksamkeit fesselten. Nicht, daß sie Neigung für einen der Beiden gefühlt hätte — denn sie konnte nur sich allein lieben — und ob sie einen davon und welchen sie zum Gemahl wählen wollte, darüber war sie mit sich noch gar nicht einig; aber beide an ihren Triumphwagen zu fesseln;

ihre Huldigungen, die Beweise ihrer Verehrung mit einer anscheinenden Gleichgültigkeit aufzunehmen: bald den Einen zu begünstigen und, wenn dann der Andere schüchtern zurücktreten wollte, ihn durch irgend ein zuvorkommendes Betragen aufs Neue zu fesseln — dieses war das Spiel, welches die eitle Antonia mit dem Herzen ihrer Liebhaber trieb. So erhielt, so vermehrte sie selbst das Heer ihrer Anbeter. Die ersten Schönheiten wurden um Antoniens willen verlassen, und diese wurde nun für alle Schönen ein Gegenstand des Neides, bei manchen auch wohl des bittersten Hasses.

Jetzt wurde ein Maskenball gegeben. Antonia, in kostbarer türkischer Kleidung, mit einer Menge von Edelsteinen geschmückt, trat hinein, von den forschenden Blicken ihrer Liebhaber nicht unentdeckt. Wie schön sie ist, welch ein göttliches Mädchen! so flüsterte Alles, als sie die Larve vom Gesichte nahm. Von ihren Liebhabern umgeben, blickte sie wohlgefällig umher. Da begann ein neuer Tanz, und der schöne Wuchs einer Spanierin im ersten Paar erregte einige Aufmerksamkeit. Niemand kannte sie, aber als auch sie die Maske abgenom-

men hatte, da ward ein frohes Staunen die herrschende Stimmung. Es war die Gräfin Constantia, die mit ihrer Mutter, einer sehr reichen Wittwe, erst seit ein paar Tagen von ihren Gütern aus Volhynien zu Warschau angelangt war. Aller Blicke fesselte Constantia und Graf Ignaz, eben in ein Gespräch mit Antonien verwickelt, wurde zerstreut, brach ab und näherte sich der schönen Fremden. Antoniens Blicke suchten, um ihn zu bestrafen, den Grafen Stanislaus auf, und empörend war ihre Empfindung, als dieser eben Constantien zum Tanze aufzog. In wenig Tagen fühlte sich Antonia unbemerkt und verlassen und, was ihren Schmerz vermehrte, noch allgemein verspottet und belacht. Sie wollte einen Versuch zur Wiedereroberung ihrer Liebhaber machen, erschien auf dem nächsten Maskenball in römischer Tracht, und suchte, durch Maskenfreiheit begünstigt, Manches anzuknüpfen. Graf Ignaz schrieb einer neben ihr stehenden Dame einen Buchstaben in die Hand, sie bot ihm auch die ihrige dar; er sah ihr scharf in das Auge und schrieb ihr lachend den Namen Dido in die Hand. Antonia fühlte die Bit-

terkeit dieſer Anſpielung, und Rache wurde ihr herrſchender Gedanke.

Noch eines ihrer Talente hatte ſie nicht benutzt, es war Geſang. Sie kam am folgenden Tage auf einem Gaſtmahl mit ihrer Gegnerin zuſammen. Zufällig ſtand ein Inſtrument im Zimmer, ſie ſetzte ſich daran; aber bloß ein paar alte Herrn ſchenkten ihr einige Aufmerkſamkeit und erſuchten ſie, auch ihre Stimme hören zu laſſen. Sie bot Alles auf, was ſie vermochte; allgemeine Aufmerkſamkeit erwachte, und mit dieſer zugleich in Antoniens Herzen eine neue ſchmeichelhafte Hoffnung. Sie ging von dem Inſtrumente, an dieſes aber wurde jetzt von dem Grafen Stanislaus Conſtantia geführt. Meiſterhaft war ihr Spiel, ihr Geſang entzückte. Antonia fühlte ſich weit übertroffen und kaum im Stande, ihre Wut zu verbergen. Meri, die getreue Meri, an deren Buſen ſie ihre Gefühle ausſchüttete, zuckte die Achſeln. Wären wir in Italien, ſagte ſie, ſo würde ich Aquatoſſana für Conſtantien und gegen die treuloſen Grafen Banditen zu erhalten bemüht ſeyn; aber hier in dem kalten Polen muß man jede Schmach geduldig ertragen.

Da trat Ezechiel in das Zimmer. Er kam von den Gütern, erzählte, Fräulein Agnes habe einen Bräutigam, einen wunderschönen jungen Herrn, und auf die Frage: was es sonst Neues gebe, fügte er noch hinzu: Gertrud, die bei dem Fräulein Antonia gedient habe, sey ganz verlahmt und zusammen gezogen; sie schreie Tag und Nacht, daß sie von einem andern Mädchen, der sie ihren Bräutigam abwendig gemacht habe, behext und ihr einige Paar weißer Leute auf den Hals gehetzt worden *).

Wie ist dieses möglich? sagte Meri lachend.

Gotts Wunder! rief der Jude, die Manspell werden doch wohl nicht Hexerei leugnen!

*) Die alten Preußen glaubten an kleine Erdmännchen (Barstukai), welche den Menschen das Blut aussögen. Hieraus scheint in Polen und Preußen der noch herrschende Volksaberglaube entstanden zu seyn, daß es noch Zauberer gäbe, die gewisse böse Wesen, welche sie weiße Leute (bali ludezi) nennen, und zwar immer paarweise an Menschen und Vieh hetzen oder in die Körper schicken könnten, wodurch der Behexte auf das Schrecklichste gemartert und zuletzt getödtet würde.

weiß ich doch Beispiele zu Tausenden von Menschen und Vieh.

Nun, sagte Antonia, indem sie sich zur Meri wandte, ich wollte, daß Ezechiel Recht hätte und eine solche Hexe mir zu Gebot stände.

Was meinst Du Ezechiel, fragte Meri, kennst Du eine?

Ezechiel schüttelte bedenklich den Kopf. Man muß, sagte er, nicht einmahl davon sprechen; denn sobald es ein Bischof, ein Offizial oder auch nur ein Mönch erfährt, gleich ist der Scheiterhaufen da. Aber daß es Hexen giebt, darauf will ich schwören, so wahr ich ein ehrlicher Jude bin und halb Warschau weiß es, daß in Praga mehr als Eine wohnt.

Das Gespräch wurde abgebrochen; aber der Same zur Giftpflanze war einmal ausgesäet, und daher, sobald Antonia mit Meri allein war, erneuerte sie das Gespräch; und Meri erzählte jetzt selbst eine Menge von Geschichten, wie Menschen durch allerlei Zaubereien sich gerächt und Wunderdinge bewirkt hätten. Was das Sonderbarste ist, fügte sie hinzu, an der ganzen Zauberei soll gar nichts Böses seyn, sondern bloß gewisse geheimnißvolle Worte, ei-

nige Kräuter und ähnliche Dinge sollen die Geisterwelt nach dem Willen desjenigen zu handeln zwingen, der im Besitz dieser geheimen Wissenschaft ist. Den Kopf hiermit angefüllt begab sich Antonia in eine Gesellschaft, hörte gleich bei dem Eintritt, daß zwei junge Herren darin übereinstimmten, Constantia wäre jetzt die erste Tänzerin in ganz Warschau. Unwillig beschloß sie nicht zu tanzen, sondern eilte zum Spieltische. Aber auch hier verfolgte sie das Unglück. Graf Stanislaus hielt Bank; sie verlor, so oft sie eine Karte besetzte, und blieb ihm zuletzt eine beträchtliche Summe schuldig, die sie ihm am folgenden Tage zu übersenden versprach. Falsche Scham hinderte sie, sich dem Vater zu entdecken; daher mußte Ezechiel am folgenden Morgen einen großen Theil ihres Geschmeides verkaufen. Er konnte dieses nur für einen geringen Preis unterbringen. Graf Ignaz war der Käufer, und sie verlor alle Fassung, da sie noch an demselben Abende Constantien mit diesen Juwelen geschmückt sah und erfuhr, daß Graf Ignaz mit ihr verlobt wäre. Jetzt war sie entschlossen, ihre Hand an Stanislaus zu geben. Sie hoffte, er würde reuig zu ihren Füßen zurück-

kehren; aber ihre Gegnerinnen wußten es bald einzuleiten, daß ihr die Antwort zu Ohren kam, die Graf Stanislaus einem seiner Freunde, auf die Aeußerung, ihn nun vielleicht bald mit Antonien vermählt zu sehen, ertheilt hatte: daß er weit davon entfernt wäre, sich durch die Heirath mit einer stolzen Närrin und leidenschaftlichen Spielerin unglücklich zu machen.

Weinend vor Wut fiel Antonia ihrer Meri um den Hals. Rache, Rache an diesen abscheulichen Menschen! so rief sie knirschend.

Wie gern, liebes Kind, wollte ich Dich rächen! sagte die boshafte Aite. Ich wollte, daß Zauberei in meiner Macht stände. So wurde der Gedanke, daß Zauberei nur Trost und Rache gewähren könnte, immer fester. Nach ein paar Tagen erschien ein schändliches Pasquill, worin Antonia äußerst kenntlich gemacht und auf das bitterste verspottet wurde. Antonia wurde außer sich und da versprach Meri, wenn noch eine Zauberin aufzutreiben möglich wäre, so unabläßig darnach zu spähen, bis sie solche, wie Ezechiel meinte, zu Praga gefunden hätte. Antonia, die jetzt keine Gesellschaft besuchen wollte, schützte Krankheit vor. Jeden Tag ging Meri aus; schon drei Mal

war sie betrübt zurückgekehrt. Mit jedem Tage stieg Antoniens Wut, wer ihr in die Nähe kam, erhielt davon Beweise. Endlich, da Meri am vierten Abende zurückkam, schien Antonia in ihren Blicken etwas Tröstliches zu lesen. Auf ihren Wink erklärte sie, wenn im Hause Alles schliefe und sie Beide auch in ihrem Schlafzimmer wären, ihr die erwünschte Nachricht zu geben, und dort zeigte sie ihr nun an, sie habe das Gesuchte gefunden.

Es giebt, sagte sie zu Praga eine Frau unter dem Namen der Doktorin bekannt. Krankheiten, welche Aerzte für unheilbar erklären, werden von ihr in wenig Tagen gehoben. Die allgemeine Meinung sagt, daß sie noch etwas mehr verstehe; doch thut sie sehr geheimnißvoll. Endlich aber habe ich sie so weit gebracht, daß sie mir doch über ihre Verbindung mit der Geisterwelt einen Aufschluß gegeben hat.

Welchen? fragte Antonia: und wird sie für unsere Pläne wirken?

Vielleicht, antwortete Meri, werdet Ihr das Letzte bald selbst thun. Hört, was mir Zarowka unter dem Siegel des Geheimnisses anvertraute. Das höchste Wesen, welches so

viele tausend Welten schuf, kann sich unmöglich damit befassen, Alles bis auf das Kleinste zu erhalten und zu lenken. Daher wurden auch über unsere Welt Genien gesetzt, die theils aus ihrem Planeten, theils auf der Erde selbst, jeder in gewisser Beziehung wirken. Die Alten nannten sie Götter. Da sie eine Art von Körper, auch Bedürfnisse und Leidenschaften haben, so sind ihnen der Duft der Opfer und Beweise der Verehrung willkommen. Wer nun mit ihnen hierdurch in Verbindung zu treten, sich ihre Gunst zu verschaffen weiß, der erlangt durch Einfluß auf die Geisterwelt jene erstaunenswürdige Macht, wovon ich Dir so oft in Feengeschichten erzählt habe.

Und was soll mir alles dieses Geschwätz helfen? rief die erzürnte Antonia.

Für den Augenblick nichts, in Zukunft hingegen Alles, antwortete Meri. Denn Zarowka erklärt, daß sie sich nicht durch Dienste, welche sie Dir leistet, bei einer Anwandlung von Frömmigkeit und Reue, die Dir doch auch wohl in den Kopf kommen könnte, in die Gefahr setzen will, auf dem Scheiterhaufen umzukommen. Aber meine Bitten haben sie dahin bewegt, Dich selbst in jene Geheimnisse

einzuweihen, welche Dir die Geisterwelt unterthan machen.

Wie! sagte Antonia zusammen schaudernd, ich selbst sollte eine Hexe werden?

Verändere diesen Namen, antwortete Meri, aus dem Munde des Pöpels in den einer guten Fee und alles Nachtheilige dabei ist verschwunden. Doch ich bin vom Gehen ermüdet, mir fallen die Augen zu; schlafe wohl, liebe Antonia!

Diese kämpfte fürchterlich mit sich selbst. Alles, was man ihr von Hexen und Feen erzählt hatte, wechselte jetzt in ihrer Einbildungskraft; sie lag in Fieberhitze, bis der Morgen anbrach. Da überfiel sie ein leichter Schlummer, und während desselben schien ihr Schutzgeist noch durch einen Traum ihrer Seele zuzuflüstern. Sie erblickte sich auf einem schmalen, schwankenden Brete, welches über einen tiefen Abgrund führte. Auf der einen Seite stand Damasus, so wie sie ihn in den letzten Tagen seines Lebens erblickt hatte, kaum noch im Stande, sich am Stabe aufrecht zu erhalten, und reichte ihr mit zitternder Hand und den Worten: halte Dich daran fest! ein Kreuz zu. Schon wollte sie daran fassen, als auf der

andern Seite des Avarunds Meri erschien, die eine kostbare, aus Gold und Purpur gewirkte und mit sonderbaren Charaktern verzierte Binde in der Hand hielt, wovon sie ihr das eine Ende zuwarf und ihr sich daran zu halten gebot. Antonia faßte nach der Binde, es erfolgte ein schrecklicher Donnerschlag, das Bret unter ihren Füßen brach und sie - erwachte.

Du bist, sagte Meri, als Antonia ihr diesen Traum erzählte, eine lebhafte, dichterische Phantasie; allein ängstige Dich nicht, es ist ja noch kein Schritt in der Sache gethan, und da sie Dir so gehässige Empfindungen veranlaßt, so wollen wir solche unterlassen.

Meri berührte jetzt die Sache mit keinem Worte; Antonia aber, welche den Gedanken daran nicht los wurde, kam jetzt in eine große Gesellschaft, sah Constantien an der Hand ihres Geliebten, bemerkte sich selbst von ihren vorigen Anbetern vernachläßigt und saß zufällig neben einer alten Dame, die in ihrer Jugend für die erste Schönheit des Hofes gegolten hatte, Verstand und Erziehung besaß und doch jetzt ein ärmliches Leben führte. Vertraulich erzählte sie dieses selbst ihrer Nachbarin. Gutes Kind, sagte sie, unser Geschlecht ist sehr un-

glücklich. Der edle Mann erwirbt, wenn seine Jahre sich mehren, höhere Verdienste und Achtung, das Weib verliert Alles mit ihren äußern Reizen, und daher wünsche ich mich oft in jene fabelhaften Zeiten zurück, worin gute Feen Schönheit und Jugend zur unvergänglichen Gabe machten. — Du könntest Dir also auch diese Vorzüge zu eigen machen, dachte jetzt Antonia, und Meri's Vorschlag erhielt hierdurch eine reizende Seite. Gerade aber die Gleichgültigkeit, womit Meri auch gar nicht mehr daran zu denken schien, machte, daß Antonia um so mehr selbst darüber brütete. Sie saß einst in Gedanken vertieft, als Meri mit der Frage zu ihr trat: ob sie auch gehört habe, daß Graf Stanislaus seine Verlobung bekannt gemacht hätte.

Warum kommst Du mir, fragte Antonia, mit solchen Nachrichten und erinnerst mich nicht lieber an die bewußte Sache?

Ich glaubte, antwortete Meri, daß Du nicht mehr daran dächtest, und wollte Dir daher eine Erinnerung ersparen, die Dir vielleicht zuwider ist.

Es wurde die Sache wieder angeknüpft und die Verabredung getroffen, daß Antonia

sich am folgenden Tage krank stellen, früh zu Bette gehen, sich alsdann mit Meri zur Hinterthür des Pallastes hinausschleichen und Beide sich in einem von dem treuen Ezechiel besorgten Schlitten zu der alten Zauberin begeben sollten.

Dieses Alles wurde ausgeführt. Zarowka bewillkommte sie freundlich und versprach, noch in dieser Nacht die Genien durch ein feierliches Opfer herbeizurufen, wobei Antonia nichts weiter zu thun hätte, als dem letzten ein Pergament, welches Zarowka schreiben würde, zu überreichen und sich übrigens nach ihrer Anweisung zu betragen. Antonia fragte, ob die Erscheinung schrecklich wäre, und auf die Versicherung, daß sie weiter nichts als die schönen wohlgebildeten Gottheiten der Griechen und Römer sehen und bloß mit diesen in Verbindung treten würde, wurde nach einigem Zaudern, welches Meri als Unentschlossenheit verspottete, Alles genehmiget. Antonia ist noch nicht an unsere Art zu reisen gewöhnt, sagte Zarowka, und daher werde ich sie schlafend an den erforderlichen Ort versetzen. Sie berührte Antoniens Stirn mit einem Stäbchen, und als diese erwachte, befand sie sich in einem

Walde auf einem Kreuzwege neben einem kleinen Altar, auf welchem bereits eine Flamme brannte; und Meri, Zarowka und Ezechiel ſtanden neben ihr in prächtiger orientaliſcher Kleidung. Es wurde ein Lamm und eine Taube, nachher ein ſchwarzer Bock und ein Rabe geopfert. Das Blut wurde ſorgfältig aufgefangen. Jetzt ergriff Meri Antoniens Hand, machte einen kleinen Einſchnitt mit dem Opfermeſſer, ließ auch einige Tropfen ihres Blutes in die Schale fallen; ſchnitt ihr eine Haarlocke ab und warf dieſe in die Flamme. Antonia ſchauderte; aber in dem Augenblick ertönte eine herrliche Muſik, und die Gottheiten Griechenlands und Roms, reizender, als ſie Pinſel oder Meißel des größten Künſtlers darzuſtellen vermögen, wallten vorüber. Alle ſchienen einige Augenblicke zu weilen und ſich am Dufte zu laben, der dadurch entſtand, daß Antonia, ſo oft eine Geſtalt erſchien, etwas in die Flamme ſpritzte und eine Hand voll Weihrauch hineinwarf. Zuletzt erſchien ein herrlicher Triumphwagen, worauf ein majeſtätiſcher Mann ſaß, von vielen Genien umgeben. Die Anweſenden warfen ſich nieder, auf ihren Wink auch Antonia, welche das Pergament

empor hielt. Dieſes nahm ein Genius aus ihrer Hand und reichte es dem Manne auf dem Wagen. Du willſt, ſagte dieſer zu Antonien, nachdem er einen Blick auf das Pergament geworfen hatte, zur Prieſterin der Götter und in die Geheimniſſe der Vorwelt eingeweiht werden?

Dieſes bejahte Antonia.

Ihr bürget für ſie? fragte er weiter.

Wir bürgen! riefen Meri, Zarowka und Ezechiel, tauchten die Finger in das Opferblut und legten ſie auf Antoniens Stirn.

So nehme ich Dich, ſagte der Geiſt, auf dreißig Jahre in meinen Bund und drücke Dir das Zeichen deſſelben auf. Er legte ſeinen Finger auf Antoniens Schulter. Dieſe fühlte einen Schmerz, der durch jede Nerve zuckte, aber augenblicklich verſchwand. Zwei Genien flatterten herbei; ſie legten der Antonia eine koſtbare antike Kleidung an, gaben ihr ein Stäbchen in die Hand, und knüpften eine Binde um ihre Stirn. Einer der Genien fragte: in welcher Geſtalt ſoll ich künftig Dir erſcheinen? Nimm, antwortete Antonia, die eines Papagei's an. Ich werde, erwiederte

der Genius, ſo oft Du drei Mal mit dieſem Stäbchen winkeſt, deine Befehle vollziehen.

Und Ihr nun, ſagte der Mann vom Triumphwagen, weihet die neue Prieſterin ſtufenweiſe in die Geheimniſſe der Vorwelt ein.

Die Muſik ertönte wieder, und der Triumphwagen verſchwand.

Wir begrüßen Dich nun als Schweſter! ſagten Meri und Zarowka zu Antonien, und ſchloſſen ſie in ihre Arme. Da dieſes auch Ezechiel thun wollte, ſchob ihn Antonia zurück.

Warum ſträubſt Du Dich, rief Ezechiel ſchmunzelnd, gegen den Schweſterkuß? wir ſind ja nun einander gleich; und ſchloß ſie des Sträubens ungeachtet, in ſeine Arme.

Die ſtolze Antonia begann zu fühlen, bis auf welchen Punkt ſie hinabgeſunken war. Indeß ſpreitete Ezechiel ſeinen Mantel aus; die Anweſenden ſetzten ſich darauf, Antonia in ihre Mitte. Ein Wind hob den Mantel ſchnell in die Höhe, und ließ ihn nach wenig Sekunden im Hofe Zarowka's nieder. Antonia und Meri wickelten ſich nun in ihre Mäntel und eilten in Ezechiels Schlitten nach ihrer Wohnung. Wie erſchrak Antonia, als ſie nun von ihrer Stirn die Binde nahm; denn dieſe

war, wie sie solche im Traume erblickt hatte, feuerfarben, mit Gold durchwirkt und mit schwarzen magischen Charakteren, und bei dem Auskleiden erblickte sie auf ihrer Schulter ein feuerrothes Mahl in Form einer Ofengabel. In wessen Hände bin ich gerathen? sagte Antonia und blickte auf Meri.

In die Hände der Freundschaft, antwortete diese, und Du wirst bei fortgesetzter Einweihung über alles Ausschuß erhalten.

Sorgfältig wurde alles Mitgebrachte verborgen, wild aber rollte Antoniens Blut. Willst Du nicht Deinen Geist rufen? fragte Meri am folgenden Morgen.

Was soll er mir? sagte Antonia ängstlich.

Hast Du Ignaz und Constantian vergessen? fragte Meri, heute ist ja ihr Hochzeittag.

O, ich will ihnen ein Angebinde schenken, sagte Antonia. Sie winkte drei Mal mit dem Stäbchen, ein schöner Papagei saß auf ihrem Putztische. Räche mich so sehr, als es irgend möglich ist, rief sie.

Ich gehorche, Gebieterin! antwortete der Papagei und verschwand.

Bald erfuhr Antonia: Graf Ignaz wäre im Begriff gewesen, zu seiner Braut zu fah-

ren; aber seine Pferde wären wild geworden, er stark beschädigt aus dem umgestürzten Wagen in ein kleines Haus gebracht, worin eben drei Kinder an den gefährlichsten Blattern krank gelegen. Ignaz, der noch nicht die Blattern gehabt hätte, wäre gleich von einem Schauder überfallen worden; er habe daher den Gedanken gehabt, das Hochzeitfest zu verschieben, Constantia in Betreff der Festlichkeiten eingewilligt, aber die Trauung wäre vollzogen. Mit jedem Tage mehrte sich die Krankheit des Grafen, und bald erkärten die Aerzte seinen Tod für unvermeidlich. Antonia, so sehr sie anfänglich Rache gewünscht hatte, fühlte doch jetzt, daß die Rache nicht glücklich mache.

Durch Meri bestimmt, wurde jetzt mancher nächtliche Besuch bei Zarowke abgestattet. Zauberspiel verfertigen und gebrauchen, Nestel knüpfen, durch seltsame Segenssprüche dem Menschen und dem Vieh Schaden thun, dieses erlernte Antonia; aber Befriedigung fand sie darin nicht. Sind dieses, fragte sie mürrisch, alle Eure Künste und Genüsse? Mit nichten, antwortete Zarowka, bringe morgen deine Feenkleidung mit, und Du sollst dann eine neue

Seite unſeres Lebens kennen lernen. Neugier beſtimmte Antonien zu erſcheinen. Die Alte, Meri und Antonie ſchmückten ſich, und wie ſehr erſtaunte die letzte, als Meri und Zarowka die Zauberbinde um ihre Stirn legten, und nun als zwei jugendliche Schönen daſtanden. Sie ſchlugen mit ihren Stäbchen an die Wand, eine vorher unbemerkte Thür öffnete ſich, und ein kleiner ſchön geſchmückter Tempel, von deſſen Wänden roſenfarbene Vorhänge hinabhingen, nahmen die drei Zauberinnen auf. Eine Tafel war mit den leckerſten Speiſen, Ananas, Piſang und Früchten aus allen Welttheilen beſetzt, und Wein aus Chios, Schiras und Zypern füllte den oft umhergehenden Becher.

Nun Antonia, hat dieſes Leben für Dich keinen Reiz? fragten die beiden Andern.

Für mich, antwortete Antonia, die ich ſolche Genüſſe kenne, gewiß weniger als für Euch.

Da winkte Zarowka mit ihrem Stäbchen; die roſenfarbenen Vorhänge rollten auf, und Gemälde, wie von der Hand der größten Künſtler, aber die üppigſten und ſchamloſeſten Auftritte darſtellend, bedeckten die Wände. Antonia ſchlug die Augen nieder; aber das

laute Gelächter der andern Beiden und der Genuß des feurigen Weins tödteten das Schamgefühl. Drei junge Männer von seltener Schönheit, deren Kleidung der ihrigen gleich war, traten in das Zimmer. Zwei darunter schienen Freunde der alten Zauberinnen, die Huldigungen des dritten waren ausschließend für Antonia.

Wie gefällt Dir Dein Freund? fragte Meri.

Er ist schön wie Apoll, antwortete Antonia, die, von Wein und Leidenschaft erhitzt, nicht das Beispiel Daphnens nachahmte. Diese zügellosen Bacchanalien wurden in jeder Nacht fortgesetzt. Antonia bemerkte bald vor ihrem Spiegel, daß von der eingefallenen Wange die Röthe der Jugend verschwand.

Was ist daran gelegen? sagte Meri lachend; sobald Du die Zauberbinde um Deine Stirn legst, gleichst Du dennoch einer Göttin.

Allein der Verlust der Schönheit, war doch nie einer weiblichen Seele gleichgültig. Auch Antonia schien hierdurch etwas zu sich zu kommen. Ihr Vater erkrankte; die Aerzte riethen zu einiger Bewegung, und der Woiwode fuhr jetzt in Begleitung seiner Tochter,

nach einem benachbarten Lustorte. Bald nach ihnen kam ein zweiter Wagen an, Constantia stieg hinaus und bot ihrem Gemahl, dem das Gift der Blattern die Augen geraubt hatte, liebevoll die Hand. O, welch ein edles Weib! flüsterten einige der Anwesenden. Es ist eine Heilige, fügten andere hinzu. Sie verweilte nicht lange und eilte bald mit ihrem Gemahl nach der Stadt zurück. Jetzt war für ihr Lob nur eine Stimme. Jeder wußte von ihrem Edelmuth, ihrer Tugend, ihrer Frömmigkeit etwas zu erzählen; in Antoniens Busen loderte dabei eine Hölle. Wozu bin ich hinabgesunken! rief sie knirschend, als sie in ihrem Zimmer allein war; und wozu ist diese verhaßte Constantia emporgestiegen? — Sie winkte drei Mal mit dem Stäbchen, der Papagei erschien. Räche mich, rief sie, an dieser Constantia! nicht bloß elend, ein Gegenstand der Verachtung muß sie werden! Eile, vollziehe meinen Befehl und erstatte mir Bericht!

Zwei Tage verstrichen, ohne daß er erschien, am dritten wurde er durch das Stäbchen berufen. Was hast Du ausgerichtet? fragte Antonia.

Nichts! antwortete der Papagei mit düſterer Miene; denn über reine, ſchuldloſe Seelen habe ich keine Macht.

Wütend nahm Antonia zu jenen Zaubermitteln, welche ſie erlernt hatte, ihre Zuflucht. Stürme und Hagel, Heuſchrecken und Seuchen verheerten die Güter Conſtantiens, welche alle dieſe Leiden nur um ſo feſter an den Himmel knüpften. Jetzt ſtarb der Woiwode, den ſeine Krankheit bis dahin zu Warſchau aufgehalten hatte, und um nur nicht Conſtantien, ihre Feindin, zu erblicken, begab ſich Antonia in Begleitung der Meri auf ihre Güter zurück. Bei dem letzten Bacchanal lud ſie ihren Apoll — ſo nannte ſie ihren Liebhaber — ein, ihr dorthin zu folgen, der ihr auch ſich einzufinden verſprach.

Der Erſte, der ſie auf ihrem Schloſſe bewillkommte, war Ezechiel. Er war mit ihr allein im Zimmer; denn die Diener trugen das Gepäck ab. Da nahte er ſich ihr vertraulich und ſchloß ſie in ſeine Arme.

Unſinniger, was unterfängſt Du Dich! ſagte Antonia.

Verzeihet, ſagte er, ich vergaß, daß ich die Zauberbinde nicht umgeknüpft habe, Euch

daher nur als Ezechiel und nicht als Apoll erscheine.

Wie! rief Antonia, so tief bin ich hinabgesunken? Dieses ist also, was ich errungen habe, nichts weiter als Täuschung, Betrug und Schande?

Agnes und ihr Mann wurden gemeldet. Das Weib erschien mit ihrem Sohne auf dem Arm, an der Hand ihres Gatten, so schön wie eine heilige Familie auf einem Gemälde Raphaels. Wie geht es dir? fragte Antonia.

O, antwortete Agnes, an der Hand meines Gatten bin ich unaussprechlich glücklich, und dieses Kind — sie drückte ihren Sohn an die Brust — erhöht noch mein Glück.

Wie, sagte Antonia zu sich selbst, dieses einfältige Geschöpf, über welches Du in jeder Hinsicht so sehr hervorragtest, wie weit steht es jetzt über Dir! Neid und Groll füllten jetzt ihre ganze Seele, sie allein hielt sich für unglücklich, und dem Menschen Böses zu thun, gereichte ihr bald zur Lust. Lipkowski — so hieß der Gatte der Agnes — war ein Mann von seltener Schönheit. Sein Anblick regte Antoniens Sinnlichkeit auf; Alles wurde aufgeboten, jede Kunst der Verführung; aber er

fühlte nur für seine Agnes, alle Zaubermittel schlugen fehl. Selbst der Papagei wurde entboten.

Hast Du auch über diese reinen schuldlosen Seelen keine Macht? fragte Antonia wütend.

Getroffen! antwortete der Geist: denn ihre Schutzengel beschirmen sie.

Antonia wurde binahe rasend vor Wut, und Meri gab den Rath, sich zu zerstreuen. Sie that Reisen, knüpfte Liebschaften an, schwelgte in jedem Genusse; aber immer glühte der Funke in ihrem Herzen, sie mußte sich selbst verachten. So waren seit jenem schrecklichen Tage am Kreuzwege sieben Jahre verflossen. Jetzt kehrte sie wieder auf ihr Schloß zurück; hier aber waren wieder in ihrer Nähe Agnes und Lipkowski. Sie versuchte aufs Neue ihn zu fesseln, Alles mißlang. Jetzt suchte sie den Wohlstand dieses Paars zu zerstören, und dieses glückte ihr völlig; denn, durch mannichfaches Unglück zu Grunde gerichtet, blieb ihnen nur eine kleine Hütte und ein Gärtchen übrig. Bloß ein benachbarter Starost, der große Waldungen hatte und ihn als einen trefflichen Jäger kannte, erlaubte ihm unter der Bedin-

gung, daß er ihm die Hälfte des erlegten Wildes abliefern, die andere Hälfte aber verkaufen könnte, die Benutzung seiner Jagd.

O, sagte Meri, welche dieses hörte, Armuth wird ihn den Staroſten zu betrügen verleiten, und so fällt er doch endlich in unsere Hände.

Antonia häufte daher jedes Unglück uber ihn. Mehlthau verzehrte die Blüthen, Raupen das Gemüse seines Gärtchens. Agnes kränkelte, und Antonia, durch Zauberei Jedem unsichtbar, beschloß jetzt mit eigenen Augen zu prüfen. Sie näherte sich der Hütte; auf einer armseligen Bank vor der Thür saß Agnes mit ihrer älteſten Tochter, Beide spannen. Die jüngern Kinder standen neben der Mutter, welche sie beten lehrte. Antonia sah die abgehärmte Wange ihrer Jugendfreundin, und es war, als ob ein gutes Gefühl in ihr erwachen wollte. Da nahte sich Lipkowski. Der Vater! schrieen die Kinder. Agnes eilte ihm einige Schritte entgegen und stürzte in seine Arme. Er gab Jedem ein kleines Geschenk. Da, sagte er zu Agnes: die schönste Schnepfe hab ich behalten, die ist, für Dich; das übrige verkaufte Wild reicht auf einige

Tage zum Unterhalt hin. Der gute Staroſt, er glaubt immer, daß ich ihm mehr abgebe, als ich für mich behalte, und gibt mir daher noch oft etwas von dem Gelieferten zurück. Aber ich bin müde. Sie ſetzten ſich nieder auf die Bank. Haſt Du, fragte er, einen Trunk Milch? Agnes konnte die Thränen nicht zurückhalten. Ach! ſagte ſie ſchluchzend, unſere letzte Kuh ſtarb plötzlich in voriger Nacht. Dann trinke ich Waſſer, ſagte Lipkowski, und es ſchmeckt an Deiner Seite, liebes Weib, beſſer als der köſtlichſte Wein. Agnes umſchlang ihn, er küßte die Thränen von ihrer Wange. Gott gab mir, fuhr er fort, Kraft zum Dulden und für Dich zu arbeiten; darum ſei getroſt, liebes Weib; wir ſind noch glücklicher, als viele unſerer Nebenmenſchen. So möchte ich mit der ſtolzen Antonia und ihrem prächtigen Schloſſe nicht tauſchen.

Wie mag es ihr doch gehen? fragte Agnes; ihr Ton verrieth herzliche Theilnahme.

Ich hörte in der Stadt wunderliche Dinge, antwortete Lipkowski. In dem Gaſthauſe, wo ich mein Wild verkaufte, ſprachen eben zwei Herren von ihr. Der eine meinte, ſie wäre wahnſinnig; der andere, es müßte et-

was Schweres auf ihrer Seele liegen; denn man könne ihr das böse Gewissen bei dem ersten Blicke ansehen.

Arme Antonia! rief Agnes, ich liebte Dich, wie meine Schwester, ach! ich kann jetzt nichts für Dich thun; aber ich will mit meinen Kindern für Dich beten, und Gott wird das Flehen der Unschuld nicht unerhört lassen.

Diese Scene hatte Antonia nicht erwartet, sie konnte sich kaum aufrecht erhalten, und, sich beinahe unbewußt, rief sie mit inniger Rührung den Namen Agnes. Gott, sagte diese, das war Antoniens Stimme! Alle sahen umher, aber Niemand konnte sie wahrnehmen. Vielleicht, äußerte Lipkowski, ist sie in diesem Augenblick dahin geschwunden; Gott sei der armen Seele gnädig!

Antonia fühlte sich bewegt, ja zum Theil getröstet durch die Ueberzeugung, diejenigen, welchen sie so großen Schaden zugefügt hatte, dennoch nicht ganz unglücklich gemacht zu haben, und dieser Gedanke und selbst der Anblick der armseligen Lage ihrer Jugendfreundin unterdrückte den Neid, der bisher über das Glück derselben in ihrem Busen tobte. Sie kehrte

mit einer wehmüthigen Stimmung in ihr Schloß zurück, durchwandelte die Zimmer, wo sie in ihrer Jugend oft an Agnes Seite saß, und kam, ohne sich dabei eines Zweckes deutlich bewußt zu seyn, in das Schlafzimmer ihres verstorbenen Vaters, welches seit dessen Tode nicht mehr bewohnt, folglich auch von ihr unbesucht geblieben war. Sie öffnete langsam die Thür und blieb, heftig erschüttert, stehen; denn ihr gegenüber war das Bild des ehrwürdigen Damasus mit einem Kreuze in der Hand. Wenig Monate vor seinem Tode hatte ihn ein herumreisender Maler auf diese Weise dargestellt, und ihr verstorbner Vater hatte aus Achtung für den Entseelten dieses Gemälde in sein Schlafzimmer aufgenommen. O, wäre es möglich, dachte Antonia, daß selige Geister uns noch als Schutzengel umschweben! Könnte auch mir, der Verworfenen, dieses Kreuz, das mir der fromme Damasus im warnenden Traume darbot, noch Heil bringend werden! Es ward ihr so wohl und auch so weh ums Herz; sie trat an das Fenster, das nach dem Garten ging, öffnete es, und es ward ihr, als ob der Anblick der Natur sie wieder erfreute. Da hörte sie ein Geräusch, sah sich um und be-

merkte, daß der Wind die Blätter eines offenliegenden Buches umschlug. Sie trat näher, es war die heilige Schrift; unbewegt lagen die Blätter. Sie warf einen Blick darauf und sah im 8ten Kap. der Apostelgeschichte die Stelle, daß auch Simon, der Zauberer, von den Aposteln der Taufe nicht unwürdig gefunden wurde; sie las weiter, fand Pauli Bekehrung. Ein Strahl von Hoffnung erleuchtete das Dunkel ihrer Seele; reuig schlug sie an ihre Brust und rief: Gott sei mir Sünder gnädig!

Da trat Meri in das Zimmer. Wie kommst Du hieher? sagte sie staunend, im ganzen Schlosse suchte ich Dich. Antonia entdeckte ihr Alles, was vorgegangen war, ermahnte auch sie zur Buße, und erklärte, daß sie morgen zu dem Bischof nach Krakau reisen und sich ihm entdecken würde. Alles bot Meri auf, sie von diesem Entschlusse abzubringen; und endlich wurde Antonia durch ihr Bitten zu dem Versprechen bestimmt, drei Tage lang ihr Vorhaben auszusetzen, und wenn sie noch am vierten Tage des nämlichen Sinnes wäre, dann versprach Meri, mit ihr sich dem Bischofe zu entdecken; denn sie gestand ihr, die dreißig Jahre des Bundes mit dem Unterirdischen wä-

ren verüber, aber dem, der einen Andern zur Eingehung des Bundes bestimme, würde er auf zehn Jahre verlängert. Dieses wäre ihr schon zum zweiten Male mit Antonien gelungen, aber seitdem wären beinahe acht Jahre verstrichen, und alle Bemühungen, wieder ein neues Mitglied des Bundes anzuwerben, bis jetzt fruchtlos geblieben. Jetzt sah Antonia ein, aus welchem Grunde sie in das Verderben gestürzt war; doch versprach sie der boshaften Meri alles zu verzeihen, wenn sie vom Verbrechen abstehen und sich wieder zu Gott bekehren wolle. Meri schien gerührt, sie versprach in den drei Tagen Alles zu versuchen; Antonia traute ihr und brachte ihre Zeit größtentheils in dem Zimmer hin, worin, nach ihrer Ueberzeugung, Gott und die Heiligen ihrer sich so offenbar erbarmt hatten. Da ihr Herz jetzt ruhiger schlug, so kehrte auch wieder der lange entbehrte Schlaf zurück. In der Nacht des dritten Tages wurde sie aus dem Schlafe gerüttelt; sie erwachte und sah sich an einem ganz unbekannten Orte. Meri, Zarowka, Ezechiel und noch sechs andere Zauberer in der ihr bekannten Tracht standen vor ihrem Lager. Du wolltest uns verrathen, sagte Meri;

darum haben wir dreimal drei Zauberer Dir Deine Macht genommen und Dich in eine menschenleere Insel des Indischen Ozeans verbannt. Wir haben Dir diese Wohnung bereitet. Dein Papagei wird hier Dein einziger Gesellschafter seyn und für deine Bedürfnisse sorgen. Auf Deinem Schlosse wird man Dich nicht missen, denn ich nehme Deine Gestalt an. Auf Erlösung hast Du nicht eher zu rechnen, als bis ich zu dem Unterirdischen gehe, wohin Du aber, weil ich schon zwei Dirnen auf gutem Wege habe, Schwestern des Bundes zu werden, wahrscheinlich eher kommen wirst. Alle legten ihre Hände auf Meri, die nun völlig Antoniens Gestalt erhielt. Diese bebte zurück, als sie ein zweites Ich erblickte, und mit höllischem Hohngelächter schieden nun alle Zauberer davon.

Antonia hatte eine bequeme Wohnung, ihr fehlte kein Bedürfniß, ob sie gleich dem Vorsatze treu blieb, nichts von dem Papagei zu fordern, der jetzt nie von ihrer Seite wich und manches Gespräch anzuknüpfen suchte. Die Einsamkeit machte auf Antonien bei der Ueberzeugung, die Verachtung jedes Menschen verdient zu haben, keinen so widerwärtigen

Eindruck, als' es ſonſt der Fall 'geweſen wäre. Viele ihrer Geräthſchaften hatten die Zauberer an ihren neuen Wohnort verſetzt; ſie hatten ſie ſogar mit Büchern verſorgt, aber bei dem erſten Blick, den ſie hinein that, warf ſie ſolche voll Abſcheu fort und nachher nebſt manchen Gemälden, die ihr Zimmer ſchmückten, in das Feuer. Oft dachte ſie an die Zukunft, oft bat ſie Gott mit Thränen, ſich ihrer Seele zu erbarmen. Bloß an der veränderten Geſtalt des Mondes konnte ſie einigermaßen die Zeit ihres Aufenthaltes berechnen. Auch hatten die Bäume zwei Mal ihr Laub verloren und ſich zwei Mal wieder mit friſchem Grün bekleidet. Sie gewöhnte ſich daran, ihr Schickſal als eine verdiente, ſehr gelinde Strafe zu betrachten, und verzweifelte nicht an der Gnade des Allbarmherzigen. Der Papagei, der gar keine Aufträge erhielt, ſtellte ſich jetzt nur ſelten ein. Kleine Spatziergänge waren Alles, was ſie ſich zu ihrer Erholung erlaubte. Im dichten Walde flocht ſie ſich aus den Zweigen einiger nahe beieinanderſtehenden Bäume eine Laube, erbaute darin einen kleinen Raſenaltar, und ſtellte hierauf ein Bild des Herrn am Kreuz, welches ſie mit ihrem Meſſer geſchnitzt hatte.

Oft warf sie sich hier nieder, und das Pochen des Herzens, die Thränen, welche die Wangen hinabrollten, und das ängstliche Ringen der Hände sagten oft mehr als Worte vermochten.

Einst nahte sie sich dem Meere; da entdeckte sie manche Schiffstrümmern, die an das Land geworfen waren, und als sie um die Ecke eines Felsens bog, bemerkte sie einen menschlichen Leichnam. Ungeachtet der Leichenblässe und des geschlossenen Auges sah sie, daß der Unglückliche ein äußerst wohlgebildeter Jüngling war. Ach, daß vielleicht noch Leben in ihm und er Dir in dieser Einöde zum Schutz und Trost gesandt wäre! dieser Gedanke stieg in ihrer Seele auf. Sie kniete neben ihn, rieb seine Stirn und seine Hände; sie legte die Hand auf sein Herz, glaubte ein schwaches Klopfen zu bemerken. Sie verdoppelte ihre Bemühungen, die Wange des Jünglings schien sich zu röthen, ihre Freude stieg. Langsam schlug er das schöne schwarze Auge empor, und sie hob dankbar ihre Hände gen Himmel. Da nahte sich der Papagei. Willst Du Hülfe für ihn? fragte er leise. Fort Verfluchter! rief Antonia, nur bei Gott suche ich Beistand. Der Jüngling sank ihr zu Füßen, redete sie in Fran

zösischer Sprache an; nannte sie seine Retterin, seine Wohlthäterin, küßte ihre Hände und benetzte sie mit Thränen. Sie gebot ihm aufzustehen, er war so matt, daß er taumelte; sie faßte ihm unter den Arm. Komm nur so weit von hier, sagte Antonia, daß Dich die eintretende Flut nicht ereilen kann, ich will Dir Labung holen. Sie führte ihn nach ihrer Laube: aber er sank ohnmächtig nieder. Willst Du, daß ich Arznei oder etwas zu seiner Stärkung hole? rief der Papagei. Antonia stürzte in die Laube; ganz außer sich ergriff sie das Kreuz, hielt es empor und eilte zu dem Ohnmächtigen. Gott, Erbarmer! rief sie aus, sende Du mir Rettung. Ein Donnerschlag rollte durch die Lüfte, der Jüngling erwachte, aber verwandelte sich in einen Neger von riesenmäßiger Größe; an die Schultern wuchsen Fledermausflügel; Statt der Füße ruhte er auf zwei gräßlichen Drachenschweifen, und Statt jedes Fingers zischte eine Schlange. Kennst Du Deinen Jupiter nicht, mit dem Du Dich verbündetest? rief die gräuliche Gestalt. Die Erde zerborst unter ihm, der Unhold stürzte sich in den Schlund, und ehe sich dieser schloß, brachen noch Feuerflammen empor.

Antonia warf ſich auf die Knie und dankte Gott. Mit dem Kreuze in der Hand. eilte ſie nach ihrer Wohnung, dieſe war verſchwunden; an ihrer Stelle ſtand ein Felſen, ſie bemerkte darin eine Höhle, blickte hinein und ſah zu ihrem Erſtaunen, daß ihr Bett und ihr Hausgeräth darin ſtand, und daß ſie zugleich von der bisherigen Verblendung befreit war. Ruhig trat ſie in die Höhle, aber ſie fand auch nicht das Geringſte von Lebensmitteln. Wer mir bis hierher geholfen und die Seele vom Verderben errettet hat, ſagte ſie gläubig, wird auch ferner für mich ſorgen. Sie faſtete nnd betete; aber als am folgenden Tage der Hunger ſich ſtärker zu melden begann, da eilte ſie um einige Nahrung aufzuſuchen. Die Sonne brannte heftig, ſie verirrte ſich im Geſträuch, ihre Kräfte ſanken. Ewiger, ſoll ich verſchmachten! rief ſie aus. Da nahte ſich der Papagei und hielt ihr köſtliche Trauben entgegen; ſie machte das Zeichen des Kreuzes und blickte gen Himmel, der Verſucher verſchwand. Sie kam aus dem Geſträuch an das Ufer des Meeres, dort war alles felſig und öde. Die Wellen rauſchten zu ihren Füßen. Stürze Dich hinab und ende Deine Qual! ſo ſchien eine

Stimme in ihrer Seele zu flüstern; aber sie ermannte sich und dachte an Gott. Zufällig blickte sie auf die Erde, einige Austern lagen zu ihren Füßen. Sie stillte ihren Hunger, dankte Gott und las noch einige Austern zum Vorrath auf. Sie wollte nun ihre Höhle wieder aufsuchen, allein sie fühlte sich vom schrecklichsten Durste gepeinigt. Da hörte sie den lieblichen Gesang eines Vogels; der Schöpfer, der diesen erhält, wird auch Dich nicht umkommen lassen, sagte sie zu sich selbst, eilte dahin, von wo der Gesang ertönte, und stand bald an einer Quelle von herrlichen Kokosbäumen umgeben. Sie stillte ihren Durst und sank bald in einen erquickenden Schlummer. Lange hatte sie geschlafen, eben ging die Morgensonne auf, als sie erwachte; sie befand sich in ihrer Heimath und vor ihr stand Ezechiel. Ich komme Euch zu warnen, sagte er ängstlich, damit ich nicht verschen werde, wenn man in Euer vornehmliges Schlafzimmer käme. Mori hat darin in dieser Nacht geendet. Sie hatte eine neue Schwester dem Bunde zugeführt und hielt sich sicher; da erschien gestern Abend, als ich gerade bei ihr war, der Fürst der Unterwelt. Mache Dich, brüllte er ihr zu, um Mitter-

nacht bereit; denn da Antonia von mir abgefallen ist, so dient die Heraufgenommene nur für die verflossenen zehn Jahre. Meri's Schrecken kann ich nicht schildern, und ihre Wut wurde um so größer durch den Gedanken, daß Eure Verzauberung nun ein Ende habe. Kommt, betrachtet das Zimmer, worin sie gewütet hat, und Ihr werdet Euch selbst von der Nothwendigkeit überzeugen, daß Niemand das Vorgefallene bemerke.

Antonia folgte. Ein Schwefeldampf kam ihr entgegen; die Wände und der Fußboden waren mit Meri's Blute befleckt, und einige abgerissene Gliedmaßen lagen noch umher. Antonia dankte Gott, einem ähnlichen Schicksale entgangen zu seyn. Ezechiel erbot sich das Zimmer zu reinigen, die Ueberreste zu bestatten, und erfüllte diese Zusage. Als ihm Antonia zu Buße und Taufe ermahnte, versprach er zu gehorchen, entwich aber plötzlich, ohne daß man von ihm ferner Nachricht erhielt. Die Dienerschaft und alle Unterthanen, welche Meri in Antoniens Gestalt mit tyrannischer Härte behandelt hatte, konnten sich das gegenwärtige liebreiche Betragen nicht erklären. Sie nahm jetzt ihre Wohnung in dem Schlaf-

zimmer ihres verstorbenen Vaters, schickte einen Boten an Graf Ignaz und Constantien und lud Beide ein, sie bald möglichst zu besuchen. Am folgenden Morgen ließ sie anspannen und fuhr zu Agnes, die noch in der nämlichen Hütte wohnte. Bei dem Anblick des prächtigen Wagens stürzten die Kinder hinaus, auch Agnes und ihr Mann. Antonia eilte auf sie zu und schloß Agnes in ihre Arme. Vergieb mir, sagte sie, Du gute fromme Seele, Alles, was bisher geschah, ich will nach Möglichkeit ersetzen, und Dich noch in Deinen Kindern belohnen. Alle mußten sich mit ihr in den Wagen setzen, um einen Theil des Schlosses zu beziehen. Lipkowski wurde zum Aufseher der Güter ernannt. Den Einsäßen wurden alle Schulden erlassen, Abgaben und Dienste vermindert. Antonia hörte nichts als Segen, erblickte nichts als Freudenthränen, und dankte Gott mit Innigkeit, daß er sie zum Ihrigen zurückgeführt hatte. Sie eilte nach Krakau, wo der Bischof, ein Greis, im Rufe der höchsten Frömmigkeit stand, und den Tag nach ihrer Rückkehr trafen auch Constantia und Ignaz ein, welche ihrer dringenden Einladung Gehör gegeben hatten. Sie ließ am folgenden

Tage die Gerichte kommen und ſetzte eine Schenkung auf, daß Conſtantia die eine, Agnes die andere Hälfte ihrer ſämmtlichen Güter erhalten ſollten, und Beide wurden von ihr mit Herzlichkeit erſucht, dieſe Schenkung anzunehmen. Ich, ſagte ſie, bedarf nichts weiter, ich will eine Pilgerreiſe nach den heiligſten Wallfahrtsorten der Chriſtenheit antreten, und wenn ich ſie vollendet habe, meine Tage in einer Einſiedelei oder in einem Kloſter hinbringen. Nur eine Bitte habe ich noch an Euch! das Zimmer, welches ich verſiegelt habe, öffnet erſt nach drei Jahren und dann werdet Ihr über Alles Aufſchluß erhalten.

Sie beſtimmte den folgenden Tag zum Antritt ihrer Pilgerreiſe; alle Bitten und Vorſtellungen, welche ihre Freunde dagegen machten, waren vergeblich. Zum letzten Male, ſagte ſie, ſind wir heute verſammelt, vielleicht aber, ſo Gott will, dort oben ewig verbunden! Es war ein ſchöner Kühlungsabend, ſie ſaßen im Garten beiſammen; die Blüten dufteten und die Nachtigall ſchlug in der Ferne. Da trat Antonia vor ſie hin. O meine Lieben, ſagte ſie, vergönnet mir noch eine Frage! Wie

denkt Ihr und was sind Eure Gefühle in Betreff Eurer vergangenen Leiden?

Ich, sagte Ignaz, habe zwar das Licht des Tages verloren, aber ein guter Engel, meine Constantia führt mich ja durch das Leben! Leichtsinnig würde ich dieses sonst durchflattert, nie den echten Werth des Lebens kennen gelernt, vielleicht, nur die Welt im Auge, meinen Blick nie nach dem Himmel gerichtet haben. —

Und Du Constantia? — fragte Antonia mit Rührung.

Nie hätte ich, sagte sie, ohne das Unglück meines Gatten meine Pflichten so vollkommen erfüllen mich seiner Liebe in so hohem Grade würdig machen können; ich danke daher der Vorsehung, welche mir die Mittel gab, mir hier ein frohes Daseyn und die Hoffnung einer frohern Ewigkeit zu erwerben.

Wie aber denkst Du? sagte Antonia nun zu Agnes.

Ohne die drückende Armuth und die Noth, die wir erduldeten, ohne jene unzähligen Beweise der höchsten Liebe, die mir mein Mann täglich gab, würde ich ihn nie so innig geliebt und verehrt, nie so hohe Kraft erhalten haben,

jede, auch die beſchwerlichſte Pflicht der Gattin und Mutter zu erfüllen. Ich würde daher um vieles die Erinnerung unſerer vergangenen Leiden nicht hingeben.

Ich wahrlich auch nicht, ſagte Lipkowski, indem er die Hand ſeiner Gattin zärtlich an ſeine Bruſt drückte.

Ewiger! rief Antonia, die Thränen rollten ihre Wangen hinab, Ewiger, der Du das Böſe ſelbſt zum Guten verwandelſt, gepriesen ſei Deine Gnade und Barmherzigkeit! Noch, fügte ſie hinzu, verſteht Ihr mich nicht, aber Alles ſollt Ihr erfahren. —

Alle Einſaßen ihrer Güter hatten ſich am folgenden Morgen verſammelt. Antonia trat in Pilgerkleidern unter ſie, nahm von ihnen und ihren Freunden Abſchied. Ihre letzte Baarſchaft theilte ſie unter die Armen und Kranken aus. Sie ging nun zur Kirche, von den Anweſenden begleitet, betete mit Inbrunſt, Alle beteten für ſie. Jeder begleitete ſie noch eine Strecke Weges, und von Allen folgten die Segenswünſche ihr nach.

Conſtantia und Agnes, von ihren Männern treulich unterſtützt, boten Alles auf, die ihnen übergebenen Unterthanen ſo glücklich zu

machen, als sie solches ihrer Freundin zugesagt hatten. Der Himmel segnete ihre Bemühungen und die Güter erreichten den grösten Wohlstand. So verstrichen drei Jahre; da entschlossen sie sich, das versiegelte Zimmer zu öffnen. Der Schwefeldampf war eben so wenig als die Spuren vom schrecklichen Tode der Meri völlig vergangen. Auf dem Tische lag ein Zettel von Antoniens Hand. „Krakau's frommer Bischof", so lautete er, „wird, wenn Ihr Euch drei Jahre nach meiner Abreise an ihn wendet, Euch meine unglückliche und schreckliche Geschichte mittheilen. Verzeihet mir alles Böse, das ich Euch zufügte, und betet für mich und meine arme Seele." — Sie begaben sich jetzt nach Krakau zu dem frommen Bischofe, dessen Hofkapellan unter dem Siegel der Beichte Antoniens Geschichte so, wie sie hier erzählt ist, niedergeschrieben hatte, und ihnen nun solche mit Erlaubniß seines Bischoffs gemäß Antoniens Auftrag mittheilte. Alle erstaunten, vergaben ihr von Herzen, gedachten ihrer mit Liebe und beteten oft für sie. Anfänglich glaubten sie noch Nachricht von ihr zu erhalten, aber diese blieb völlig aus. Agnes und Constantia, die als Freundinnen lebten,

konnten die unglückliche Antonia nie vergessen. Endlich gab ihnen ein Mönch, der aus Rom kam, die Nachricht, er habe dort im Kloster der Büßenden eine Nonne beerdigen sehen, die dem Gerüchte zufolge aus Polen gebürtig war, sich selbst oft als die größte Sünderin anklagte, ihr Leben unter Bußübungen hinbrachte; die Liebe und Achtung ihrer Klosterschwestern genoß, und in Hoffnung auf die Gnade des Allbarmherzigen sanft und ruhig entschlief. Agnes und Constantia ließen jetzt nach Rom schreiben, die Antwort kam von dort: die Entschlafene war Antonia.

# Der Schutzengel.

Eine Legende.

In der Kirche des heiligen Petrus zu Kruschwitz bewundert jeder Kenner der Malerei die Verkündigung Mariens, ein Altarblatt, schon vor sehr langer Zeit von dem Kanonikus Golombinski gemahlt. Dieser hatte sich mit dem rühmlichsten Eifer und dem günstigsten Erfolge zu Krakau auf die Wissenschaften gelegt, war einige Jahre lang Erzieher des jungen Fürsten Koributh, dessen Vater, ein leidenschaftlicher Freund der Malerei, einen nicht gemeinen Künstler, den er auf seinen Reisen in Italien kennen gelernt, mit sich nach Polen gebracht hatte, wo Cavacelli — dieses war der Name des Künstlers — den Zuneigung und Achtung an den Fürsten knüpfte, sich auf den Gütern desselben häuslich niedergelassen, glücklich verheirathet hatte und völlig sorgenfrei seiner Kunst lebte. Dieser sanfte, gefühlvolle Mann und Golombineki hatten so viel Aehnlichkeit in ihren Charakteren, daß wechselseitige

Achtung und Liebe sie bald zur innigsten Freundschaft verband. Golombinski, mit den alten Klassikern vertraut, hatte hierdurch bereits einigen Kraftton erworben; diesen erhöhte noch Cavacelli und freute sich bald des talentvollen Schülers, der nun nach ein paar Jahren mit dem jungen Fürsten auf Reisen ging, in Frankreich und Italien größtentheils der Kunst lebte, die berühmten Ueberreste des Alterthums studirte; und er war während seines Aufenthaltes zu Florenz, nicht bloß ein geachteter Schüler, sondern bald ein geliebter Freund des berühmten Baldovinetti. Er legte daher bei seiner Rückkehr so viel herrliche Beweise seines hohen Talents ab, daß der ehrliche Cavacelli voll Entzücken ausrief: der Schüler habe den Meister weit hinter sich zurückgelassen.

Auf Empfehlung des Fürsten erhielt Golombinski die Stelle zu Kruschwitz und lebte in dem einsamen Orte, wo er außer dem Umgange mit seinen Kollegen nichts zur Zerstreuung oder Unterhaltung hatte, beinahe einzig der Kunst. Die weite Aussicht, die ihm der See Goplo und dessen Umgebungen gewährten, fesselte ihn oft einige Stunden lang an das Ufer, wo er verschiedene Landschaften zeichnete, und Al-

les, was er bei seinen geringen Bedürfnissen von seinen Einkünften erſparte, legte er in Gemälden und ähnlichen Kunſtwerken an. Seinen Stand hatte er aus Frömmigkeit und Neigung gewählt, erfüllte gern und gewiſſenhaft alle Pflichten deſſelben. Oft aber, wenn er am Feſte der Verkündigung Mariens Meſſe las, ſtörte ein Blick auf das erbärmliche Gemälde ſeine ganze Andacht, und ſo entſtand der Gedanke, alle ſeine Kunſt aufzubieten, um ein neues, des erhabenen Gegenſtandes würdiges Altarblatt an die Stelle zu ſetzen. Dieſes wurde ſein Lieblingsgedanke, und die Ausführung gelang meiſterhaft. Die heilige Jungfrau ſtand da im höchſten Reize irdiſcher Schönheit, im ſanften Blicke mit jener Demuth, die ſich ſo ganz der Leitung des Allbarmherzigen ergibt; und doch mangelte dem Ganzen weder jene Hoheit noch Würde, die der Erſten ihres Geſchlechts ſo vorzüglich gebührt. Selbſt der beſcheidene Künſtler betrachtete wohlgefällig ſein Werk, nur mit dem Engel konnte er nicht einig werden. Das leichte, geiſtige Schweben, die majeſtätiſche Haltung des Körpers, der Faltenwurf des Gewandes ſchienen dem Künſtler des Gegenſtandes würdig: allein

in den Zügen Gabriels Hoheit und Milde, das Bewußtseyn des erhabenen Auftrages, Freude und Theilnahme über das bevorstehende Glück des Menschengeschlechts, Bewunderung der erhabenen Sterblichen, zu der ihn die himmlische Botschaft führte — alles dieses in den Zügen des Erzengels auszudrücken, schien dem Künstler seine Kräfte zu übersteigen, der, mit sich unzufrieden, oft wehmüthig auf die unvollendete Arbeit blickte.

Vor ihr stand er am Abende eines schönen Sommertages, hatte eben die weiße Lilie in der Hand des Engels, nach der Natur gezeichnet und vollendet, blickte wieder auf den Kopf des Erzengels und rief: Du weißt es ja! Ewiger! mich treibt kein Künstlerstolz. Dir allein sei die Ehre! und wenn Ihr heiligen Engel, wie ich gläubig hoffe, die armen Sterblichen umschwebt und es noch Eure Freude erhöhet, erhabene Gedanken der menschlichen Seele einzuhauchen, fromme, himmlische Gefühle in unserm Busen zu wecken, und hierdurch selbst den schmalen Pfad zum ewigen Glücke zu ebenen, so schenket auch mir jene Kraft, die mir gebricht; denn es ist ja bloß auch mein Wunsch, die Empfindungen und Ge-

fühle der Frömmigkeit und Andacht zu wecken und zu erhöhen. — Er fühlte ein gewisses Vertrauen, eine beruhigende Hoffnung in seiner Seele erwachen und empfahl sich noch in seinem Abendgebet Gott und den Heiligen. Sanft war sein Schlaf. Da träumte ihm, er stehe vor der Leinwand, plötzlich trete ein Engel an seine Seite. Mit Entzücken blickte er auf die himmlische Gestalt und wollte sich vor ihr niederwerfen. Sei getrost! sagte der Engel mit einem Tone, der aber seine ganze Seele durchdrang; Dein frommes Gebet hat Erhörung gefunden. Er nahm den Pinsel aus der Hand des Künstlers, machte einige wenige Striche und so hatte der Engel sein eigenes Gemälde vollendet. Der Schlafende hob die Hände gen Himmel und erwachte von dieser Bewegung. Es lief beinahe allgemein das Gerücht umher, der Künstler habe, als er vor sein Gemälde trat, solches vollendet gefunden; allein der fromme Mann, dessen Worte Zutrauen verdienen, versicherte selbst seinen vertrautesten Freunden: er habe in dem Augenblick des Erwachens sich dankbar für den begeisternden Traum auf die Knie geworfen, alsdann an die Arbeit gemacht, und das herrliche

Bild, welches ihm aus dem Traume vorschwebte, wäre nun das Original des schönen Engelkopfs geworden.

Wenig Tage darauf erhielt er ein Schreiben seiner Schwester, ihr Mann war gestorben, und sie mit Rosalie, ihrer sechsjährigen Tochter, in einer dürftigen Lage zurück geblieben. Der gute Bruder lud jetzt die arme Schwester nebst ihrem Kinde zu sich ein, um mit ihr, was er besäße, zu theilen. Sie wurde bei ihrer Ankunft herzlich empfangen, und die seltene Schönheit und Sanftmuth der kleinen Rosalie machte diese bald zum Liebling ihres Oheims. Er wurde ihr Lehrer, suchte ihr Herz für alles Schöne und Edle zu bilden, machte sie mit Tonkunst und Malerei bekannt und fühlte die innigste Freude, so oft sich ein lieblicher Keim in der Seele des guten Kindes zur schönen Blüte entfaltete. So erwuchs sie bis in ihr siebzehntes Jahr zur edeln, holdseligen Jungfrau, und jede seiner Empfindungen, jeden seiner Begriffe, hierunter auch den von beständiger Umgebung schützender Engel, hatte der gute Mann in die Seele des frommen Mädchens übergetragen, und oft, wenn er in der Kirche einen Blick auf das ihm so liebe Al-

tarblatt warf, betete er mit frommer Rührung: Heiliger Engel, der Du mir Unwürdigen im Traume erschienst, sei auch der Schutzgeist der guten Rosalie und führe sie auf dem Wege der Frömmigkeit und Tugend zu ihrem ewigen Glück.

Jetzt erkrankte der jederzeit schwächliche Mann; allmählich schwanden seine Kräfte. Er saß im Gärtchen an Rosaliens Seite, als ihn eine Ohnmacht überfiel. Da er bei dem Erwachen Rosaliens Thränen und Leichenblässe erblickte, sagte er mit freundlicher Stimme: die Vorsehung unterschrieb ja für einen Jeden schon in der Geburtsstunde das Todesurtheil, und ließ bloß die Zeit der Ausführung unbestimmt; auch ich bin ja nicht erschaffen, um einzig auf dieser Erde zu leben, dort oben, dort ist mein ewiger Aufenthalt, und von guten Engeln dorthin geleitet, leben wir dereinst im seligsten Verein. — Er kam seitdem nicht mehr aus dem Krankenbette, sondern rückte mit jedem Tage der Auflösung näher; aber des Himmels Vorgefühl lag in der Seele des sanften, frommen Mannes, und jene Ruhe, womit er selbst sein sehr nahes Ende verkündigte, und an die Freuden der Ewigkeit dachte, wur-

de auch für die Seinigen tröſtlich. Er war ein Freund von Blumen, und auf dem kleinen Tiſche, der an ſeinem Bette ſtand, unterließ Roſalie nicht, an jedem Morgen in einem hetruriſchen Gefäße, welches er aus Italien mitgebracht hatte, einige friſche Blumen zu ordnen. Der Kranke hatte die Hände gefaltet, er ſchien zu beten; aber ſein wohlgefälliger Blick ruhte auf ihr. Er winkte, ſie trat näher, warf ſich vor dem Bette auf die Knie und küßte die Hand des Oheims, die er nun ſegnend auf ihr Haupt legte. Ich habe ihn wieder erblickt, ſagte er mit fröhlicher Miene und himmliſchem Lächeln; er verſprach mich bald, noch heute in die Wohnungen des ewigen Lichts einzuführen. Da wagte ich es ihn anzuflehn, auch Dein Schutzengel zu ſeyn; liebreich neigte er die Lilie, die er in ſeiner Hand hielt. Bleibe der Tugend und Unſchuld getreu, Du biſt nicht verlaſſen. Sei getroſt! — Der Kranke ſank nun ermattet in einen Schlummer, noch ein paar Mal erwachte er, warf einen freundlichen Blick auf Roſalien und ihre Muter; aber das matte Auge fiel immer wieder zu. Gegen Abend ſeufzte er drei Mal tief und war eingegangen zu ſeines

Herren Freude. Am Fuße des Altars, auf welchem das von ihm verfertigte Gemälde ſtand, erhielt er ſeine Ruheſtätte.

Roſalie und ihre Mutter Margaretha gingen gemäß dem Rathe des Verſtorbenen nach Warſchau, um, da er ihnen außer ſeinen Gemälden und Kunſtſachen nur äußerſt wenig hinterlaſſen hatte, dieſe wo möglich an einen Kenner zu verkaufen und hierdurch einigermaßen ihre Zukunft zu ſichern. Sie mietheten ein anſehnliches Zimmer zur Ausſtellung ihrer Gemälde. Roſalie zeigte ſie in Gegenwart der Mutter Jedem, der ſich zum Käufer anbot, und ſetzte, da ſie dieſes aus dem Munde des Verſtorbenen wußte, das Eigenthümliche und die Vorzüge jedes Gemäldes beſcheiden und mit wenig Worten auseinander. Bald verbreitete ſich hierdurch der Ruf von Roſaliens Schönheit; viele kamen jetzt die Gemälde, eigentlich aber nur die ſchöne Beſitzerin dieſer Gemälde zu ſehen. Um ſie aber nicht nuthlos zu machen und Gelegenheit zu erneuerten Beſuchen zu erhalten, wurden ihr einige dieſer Gemälde für einen beträchtlichen Preis abgekauft; dennoch aber wurden bald alle Käufer abgewieſen. Der Grund davon war eine plötz-

liche Krankheit Margarethens, die mit jedem Tage stieg.

Niemand aber war ungeduldiger, die schöne Rosalie wieder zu sehen, als Graf Xaver Radomsky ein reicher Wollüstling, der eben von seinen Reisen zurückgekehrt war. Er hielt Genuß und Befriedigung seiner Wünsche für Glück und den Zweck seines Daseyns, zugleich aber auch jedes Mittel zur Erreichung seiner Wünsche für erlaubt. Unterstützt von einem gefälligen Aeußern und seltener Gewandheit, freigebig dabei bis zur Verschwendung, hatte er größtentheils seine Zwecke erreicht, die er mit eben so viel Hartnäckigkeit als Schlauheit zu verfolgen gewohnt war. Er hatte sich jetzt Rosalien zum Opfer seiner Lüste erkohren, und Frau Mechthildis, die Besitzerin des Hauses, die in ihrer Jugend in übelm Rufe, jetzt aber in dem einer Betschwester stand, hatte, nicht unempfindlich gegen sein Gold, ihm jeden möglichen Beistand zugesagt. Margarethe aber und Rosalie, die, unbekannt mit der Welt, den Schein für Wahrheit nahmen, schenkten der feilen Alten ihr Zutrauen in so hohem Grade, daß selbst die sterbende Margaretha ihre Tochter der Obhut derselben empfahl und auf Rosa-

tlens Aeußerung, in ein Kloſter zu gehen, nicht voreilig zu handeln, ſondern dem Rathe ihrer erfahrnen und frommen Freundin zu folgen gebot. Margaretha ſtarb und Religion war der Troſt der guten Roſalie. Sie hatte bei den Meſſen, welche ſie für die Seele der Verſtorbenen leſen ließ, einen jungen Mann bemerkt, der mit Eifer und Rührung betete und ihr bekannt zu ſeyn ſchien. Auch erinnerte ſie ſich bald, daß er die Gemälde häufig beſehen und ein paar derſelben gekauft hatte. Täglich wenn ſie zur Frühmette in die Kirche der Franziskaner ging, bemerkte ſie den betenden Jüngling, und ſah auch nicht ſelten, wie er bei dem Hinausgehen aus der Kirche häufig Almoſen ſpendete.

Es fanden ſich jetzt auch wieder einige Liebhaber zu den Gemälden, die Roſalie, in Trauer gekleidet, nur in Gegenwart der Mechthildis zeigte. Einſt forderten zwei prächtig gekleidete Herren die Vorzeigung der Gemälde, lachten über Alles, was ihnen Roſalie davon ſagte, tadelten jedes Gemälde, nannten alle eine Sudelei, und gingen endlich ſo weit, Roſalien einen Kuß rauben zu wollen, ſo ſehr ihnen auch Frau Mechthildis ihr ungebührliches

Verfahren vorzuhalten wußte. Plötzlich öffnete sich die Thür, der Bekannte aus der Franziskaner Kirche trat hinein, steuerte den Andern, die ihm nun schnöde Worte gaben; er griff an seinen Säbel, erklärte, daß er ihn gegen Jeden, der Unschuld und Tugend nicht achte, zu ziehen bereit wäre. Mechthildis und auf ihren Antrieb auch Rosalie vermittelten Frieden. Der neue Freund wandte sich jetzt zu den Gemälden; er pries, was die Andern getadelt hatten. Diese machten Einwürfe, die er mit Einsicht widerlegte, ein paar Gemälde kaufte, und die geforderte Summe bezahlte. Es läßt sich leicht erachten, welchen vortheilhaften Eindruck dieses auf Rosalien machte, und die Lobsprüche, die Mechthildis dem muthigen, edeln und schönen jungen Mann ertheilte, kamen noch hinzu. Rosalie erzählte, was sie von seiner Frömmigkeit wußte; allein sein Stand und sein Name waren ihr völlig unbekannt.

Ehrfurchtsvoll grüßte er am folgenden Morgen Rosalien, als sie aus der Kirche ging. Zu dem stummen Gruße kamen bald noch ein paar Worte, und die Bekanntschaft war angeknüpft. In der folgenden Nacht hörte Rosa-

lie ihrer Wohnung gegenüber eine herrliche Musik; sie war nicht rauschend, sondern ein paar Flöten zeichneten sich vorzüglich durch sanfte, klagende Töne aus. Sie hörte am folgenden Morgen wieder eine Flöte, trat an das Fenster und erhielt den Gruß des Unbekannten, der im gegenüberstehenden Hause auf der Flöte blies. Sie machte dieses ihrer Wirthin bekannt, die Nachricht einzuziehen versprach, und ihr nach wenig Stunden mittheilte, daß Herr von Milewicz, ein junger wohlhabender Edelmann aus Litthauen, einige Zimmer gegenüber gemiethet habe. Rosalie schlug erröthend das Auge nieder.

Töchterchen, sagte Mechthildis lächelnd, wenn der schöne, fromme und edle junge Mann Dich liebte, mit Freuden würde ich Dich zum Altar begleiten.

Rosalie schwieg, sie wagte kaum ihrem Herzen zu gestehen, daß dieser Wunsch ihr gar nicht entgegen wäre, und bald wurde Milewicz durch Mechthildis bei ihr eingeführt. Daß er sie liebe, unaufhörlich ihrer Gegenliebe würdig zu seyn trachten und ohne ihren Besitz nie glücklich seyn würde — mit Rührung legte der feine, gebildete Mann dieses Geständniß ab,

Oft, fügte er hinzu, habe er zu Gott und den Heiligen gefleht, ihn zu leiten; dieses Gebet habe bei ihm den festen Entschluß erzeugt, sich um ihre Hand zu bewerben. Mechthildis wurde seine Fürsprecherin, Rosalie glaubte selbst, den Wink des Himmels zu erkennen, und die einzige Bedenklichkeit wegen seiner Verwandten wurde widerlegt, da Milewicz erklärte, daß seine Mutter, die in wenig Wochen hier eintreffen und Zeuge ihrer Vermählung seyn werde, ihm oft erklärt habe, ihn nie bei der Wahl einer Gattin fesseln oder auch nur beschränken zu wollen.

Jetzt reichte ihm Rosalie die Hand, er steckte einen köstlichen Ring an ihren Finger und behandelte sie von diesem Augenblick an als seine verlobte Braut, mit der höchsten Achtung. Täglich entwickelte er neue Vorzüge und so herrliche Grundsätze, daß Rosalie bald mit ganzer Seele an ihm hing und ihm manche kleine Gunstbezeigung gestattete. So vergingen ein paar Wochen, worin Zuneigung und Vertrauen stiegen. Morgen, sagte Milewicz, ist mein Geburtstag, und er bat sich die Erlaubniß aus, in Rosaliens Zimmer ein kleines Mahl zu veranstalten, woran außer ihr

und Mechthildis Niemand Theil nehmen ſollte. Freundlich wurde dieſes gewährt. Schon vor der Mahlzeit ſtellte ſich Milewicz ein. Ich muß mich, ſagte er, aus meinem Hauſe fortſchleichen, und habe eine kleine Reiſe vorgeſchützt; denn jene muſikaliſche Unterhaltung, die ich und einige Freunde uns zuweilen gegewähren, trifft gerade heute auf mich. Um mich keiner Unhöflichkeit ſchuldig zu machen, habe ich Alles zur Aufnahme in meiner Wohnung beſorgt, mich ſelbſt entſchuldigt, und wir können hier nun unbemerkt die Zuhörer ſeyn. Die Speiſen waren vortrefflich. Roſalie ließ ſich beſtimmen, ein Glas des feurigſten Tokayers auf das Wohl ihres Geliebten, ein zweites auf das Wohl ſeiner Mutter und dann ein drittes auf das Glück der künftigen Ehe zu trinken. Das Roth ihrer Wange war erhöht; jetzt ſchützte Mechthildis einen Kopfſchmerz vor und entfernte ſich. Die beiden Liebenden waren allein, und plötzlich begann nun die Muſik in dem Hauſe gegenüber; das ſchmelzende zärtliche Adagio ging allmählich zum feurigſten Ausdruck der Leidenſchaft über. Roſalie von ſo mannigfachen Gefühlen berauſcht, vergaß ſich ſelbſt; von den Armen ihres Geliebten

umschlungen bot sie, nicht mehr sich sträubend, ihre Lippen zum feurigsten Kusse und begann ihn bereits zu erwiedern. Da weckte schnell ein Getöse ihre Besinnung. Das Bild des ehrwürdigen Golombinski, von ihm selbst gemalt, welches hinter ihrem Rücken hing, stürzte von der Wand, und wie von einer unsichtbaren Hand getrieben fiel es vor ihr nieder. Rosalie that einen lauten Schrei, eiskalt überlief es sie bei dem Gedanken, daß der Verstorbene ermahnend, selbst drohend auf sie blicke. Vergeblich deutete Milewicz dieses als Zufall, suchte sie wieder in ihre vorige Stimmung zu setzen, spottete selbst ihrer Furcht. Thränen stürzten aus Rosaliens Auge. Seliger Geist! rief sie aus, ich will mich Deines Schutzes nicht unwürdig machen.

Da ging die Thür auf. Ein bleiches, einfach gekleidetes Mädchen, dessen Züge aber noch immer Spuren von großer Schönheit zeigten, schwankte auf Rosalien zu. Unglückliche! sagte sie, ich bin verloren, aber Dich will ich retten; schon hole ich mich in dieses Haus geschlichen, o daß mich doch Gott und die Heiligen nicht zu spät gefunden hätten! — Es ist eine Wahnsinnige, rief Milewicz und wollte

ſie aus dem Zimmer ſchieben. Dieſes hinderte Roſalie.

Wohl wäre ich wahnſinnig, rief Vincentia, wenn nicht Gott, um mir noch Zeit zur Buße zu gewähren, mir nach einem langen Krankenlager Geneſung geſchenkt hätte. Graf, auch Sie erwartet jenſeits des Grabes ein ſtrenger Richter und eine Ewigkeit.

Graf? fragte Roſalie.

Hat er Sie auch unter fremdem Namen getäuſcht? fiel Vincentia ein. Es iſt ja der berüchtigte Graf Xaver Radometi, deſſen Namen ſchon die Hölle als Verbrüderten nennt.

Wütend fuhr Xaver auf ſie los, Roſalie ſchob ſie aber in das Nebenzimmer, folgte ihr ſchnell nach und verriegelte die Thür. Auf Xavers Bitten, nicht auf das Geſchwätz der Wahnſinnigen zu achten, erfolgte keine Antwort. Wütend verließ er das Haus, und jetzt erfuhr Roſalie, wie nahe ſie bereits am Rande des Verderbens geweſen wäre.

Die eitle Mutter der Vincentia war von dem Grafen, der ſich für einen wohlhabenden Edelmann ausgab, durch Geſchenke und das Verſprechen gewonnen worden, ſich

mit ihrer Tochter, sobald ein Proceß entschieden wäre, zu verheirathen. So erhielt er Zutritt im Hause, erwarb sich die Liebe der Tochter; entdeckte sich dieser, daß er bloß um der bedenklichen Mutter willen seinen Stand verschwiegen hätte, schwur ihr ewige Treue, erlauschte einen schwachen Augenblick und verließ sie. Nach einer langen Geisteszerrüttung, der Folge des Grams und der Reue, genas Vincentia; bemerkte zufällig den Grafen in der Kirche, bei dem Hinausgehen seine Bekanntschaft mit Rosalien und der Gedanke, sie zu warnen, wurde auf die angezeigte Weise ausgeführt. Rosalie dankte Gott. Da sie aber wohl einsah, jetzt nicht mehr im Hause der Mechthildis bleiben zu können; so übergab sie ihre noch verräthigen Gemälde einem Kaufmanne, und ging, da sie von den verkauften noch einiges Geld besaß, in das Kloster der Benediktinernonnen, um dort als Kostgängerin die Aufnahme zu suchen. Die Aebtissin erkundigte sich sorgfältig nach allen ihren Umständen, bestellte sie nach drei Tagen wieder, und da Rosalie nun den Bescheid erhielt, daß sie nicht aufgenommen werden könnte, ihre Bitten mit Thränen erneuerte, so sagte ihr die

Aebtissin, daß sie ihren Entschluß, zur Tugend zurückzukehren, mit Theilnahme betrachtete.

Ich wurde, antwortete Rosalie, ihr noch nicht ungetreu.

Gott sieht die Herzen, erwiederte die Aebtissin, aber der allgemeine Ruf erklärt Sie für eine von den vielen Geliebten des Grafen Radomski.

Freimüthig, wenn gleich nicht ohne Rührung, erzählte jetzt Rosalie ihre Geschichte. Die Aebtissin äußerte jetzt theilnehmend, daß sie ihr den Rath ertheilen müsse, Warschau bald möglichst zu verlassen und sie einer alten Dame empfehlen wolle, die wenig Meilen entfernt auf dem Lande wohne und sie gewiß für ein mäßiges Kostgeld aufnehmen werde. Rosalie nahm den Vorschlag an und reisie schon nach zwei Tagen in einem gemietheten Fuhrwerke nach dem Orte ihrer Bestimmung.

Plötzlich wurde sie in einem Walde von Räubern angefallen und in das Dickicht fortgeschleppt. Dort äußerten die Räuber, sie ihrem Hauptmanne zuführen zu wollen; Rosalie aber rechnete auf den Beistand Gottes und der Heiligen, und verzagte daher nicht. Sobald die Nacht einbrach, wurde sie in einen verdeck-

ten Wagen geworfen, und auf abgelegenen Straßen ging die Reise weiter. Rosalie merkte aus der Länge derselben: daß sie einen beträchtlichen Weg zurückgelegt haben müsse. Sie wünschte Befreiung, und als sie daher in einem Walde ganz in ihrer Nähe Jagdhörner tönen hörte, rief sie um Hülfe. Die Jäger stürzten herbei, es fielen Schüsse, sie hörte das Geklirre der Säbel. Es ward stille; da sagte eine ihr bekannte Stimme: jetzt wollen wir doch sehen, wen wir gerettet haben. Er trat näher an den Wagen, es war Radomski. Rosalie erschrak, und doch überzeugte sie sein Anblick, daß er ihr noch nicht ganz gleichgültig war. Die Räuber waren entflohen. Radomski segnete den Zufall, der ihm die Gelegenheit verschafft habe, Rosalien aus den Händen so verworfener Menschen zu befreien; fragte wohin sie zu reisen gedächte, versicherte, als sie ihm den Ort genannt hatte, daß sie mehr als dreißig Meilen davon entfernt wäre, und befahl, daß einer seiner Leute sich auf den Wagen setzen und sie auf sein benachbartes Schloß bringen sollte.

Rosalie fühlte ganz in seinen Händen zu sein, erinnerte sich, wie er auch in Warschau

unerwartet als ihr Beschützer erschien; und der Gedanke, daß er ihre Absicht von Mechthildis erfahren, sie entführen lassen, jetzt als ihr Retter auftrete, um sie auf's Neue durch Dankbarkeit zu fesseln — dieser Gedanke wurde ihr immer wahrscheinlicher, und so gelangte sie auf das Schloß. Ihr wurden Zimmer angewiesen, die eine Aussicht nach dem herrlichen Garten hatten, den aber eine hohe Mauer umgab, und eine ältliche Frau, unermüdlich im Lobe des Grafen, wich nicht von ihrer Seite. Der Graf ließ sich bloß nach ihrem Wohlbefinden erkundigen, und diese anscheinende Schonung gab ihr die Ueberzeugung, neuen Versuchungen ausgesetzt zu seyn; um so mehr, da ihre Wächterin am Abende das Zimmer verschloß und den Schlüssel unter ihr Kopfkissen legte.

Rosaliens Blut wallte zu heftig, sie konnte nicht schlafen, öffnete mit Tagesanbruch das Fenster, und staunte nicht wenig; denn sie sah über der Mauer des Gartens den ihr wohl bekannten, mit Wald umkränzten Berg, und entdeckte deutlich bei dem ersten Strahl der aufgehenden Sonne den Thurm der Kirche des heiligen Petrus und die Mauern des Städtchens zu Kruschwitz. Dort, sagte sie zu sich selbst,

verlebte ich die schönsten Tage meiner Jugend, dort wohnt Kanonikus Gawinski, der Freund meines verstorbenen Oheims; sicher würde er mich aufnehmen und schützen. Sie blickte zum Fenster hinaus, es war nicht besonders hoch, die Erde unter demselben frisch aufgegraben. Ein kühner Sprung wurde gewagt, er gelang, und vertrauensvoll hoffte sie, Gott werde ihr auch den Weg zeigen, aus dem Garten zu entkommen. Sie entdeckte am äußersten Ende desselben eine, leider aber verschlossene Pforte. Angstvoll stand sie neben derselben; da hörte sie einige Stimmen und eilte sich hinter eine Hecke zu verbergen. Die Pforte wurde geöffnet, einige Arbeiter traten hinein, unter diesen auch einer der Räuber, und der Argwohn, vom Grafen entführt zu seyn, ward hierdurch Gewißheit. Erinnert mich, sagte der Gärtner, daß ich, sobald die übrigen Arbeiter im Garten sind, die Pforte verschließe, der Herr hat mir gestern auf das strengste geboten, den Garten verschlossen zu halten. Wohl um des eingefangenen Vögelchens willen, sagte einer der Arbeiter. Sie gingen tiefer in den Garten, indeß Rosalie durch die Pforte entschlüpfte. Da rauschte der Bach zu ihren Füßen und

ganz nahe bei ihr stand ein kleiner Kahn, in welchem ein Ruder lag. Sie sprang hinein, ergriff das Ruder und hoffte die andere Seite des Sees zu erreichen; aber ihre Kräfte unterlagen bei der ungewohnten Arbeit.

Sie erblickte nun plötzlich zwei Männer, die in einem andern Kahn ihr lebhaft nachruderten. Sie strengte aufs Neue ihre Kräfte an, denn sie bemerkte auch einige Fischer, die von der andern Seite ihr näher kamen. Schon konnte sie ihnen zurufen: ich bin Rosalie, die Pflegetochter Golombinskis; rettet mich! als ihre Verfolger sie ereilten und zu sich in den Kahn ziehen wollten. Aber zugleich näherten sich auch die Fischer, Rosalie vertheidigte sich so sehr als es ihre Kräfte gestatteten, verlor hierbei das Gleichgewicht und stürzte in den See. Jetzt kam die Reihe der Flucht an ihre Verfolger; indeß einer der Fischer, ein trefflicher Taucher, sich in den See stürzte, Rosalien erhaschte und sie, doch ohne ein Zeichen des Lebens, in den Kahn zu seinen Gefährten brachte. Sie ruderten an das Ufer zurück, durch ihre Bemühungen kam Rosalie wieder in das Leben, und fand bei dem guten, frommen Sawinski die gehoffte Aufnahme.

Allein seine Mutter, eine sparsame Alte, stand dem Hauswesen vor und Rosalie, die nichts als ein durchnäßtes Kleid mitgebracht hatte, bemerkte es bald, ihr nicht willkommen zu seyn.

In ein Kloster zu gehen war jetzt ihr eifrigster Wunsch, und indeß Garwinski Alles zur Gewährung desselben aufbot, war auch der Graf nicht müßig, der, weil das entfernteste seiner Güter in dieser Gegend lag, hier Rosalien am sichersten aufzubewahren gedachte und auf die Nähe von Kruschwitz, welches aber der große See von seinem Gute trennte, keine Rücksicht genommen und daher auch eine solche Wendung nicht erwartet hatte. Jetzt hatten gerade die fehlgeschlagenen Erwartungen und die neuen Hindernisse seine Leidenschaft erhöht; er suchte sich wieder Rosalien zu nähern und fand gefällige Menschen, welche ihr seine gränzenlose Liebe, seine Reue schilderten. Sie aber ging diesen Gesprächen aus dem Wege. Ich bete für seine Bekehrung, war Alles, was sie antwortete; und die zärtlichsten Briefe, welche der Graf schrieb, schickte sie unerbrochen zurück. Als aber nun das Kirchweihfest einfiel, sie nur einige ärmliche, von ehemaligen Bekannten zum Geschenke empfangene Kleidungs-

stücke hatte; da erwachte auch ihre Weiblichkeit, und sie konnte sich einer wehmüthigen Empfindung nicht enthalten. Plötzlich rollte ein herrlicher Wagen mit sechs Pferden bespannt, vor die Thür, der Graf sprang heraus; Rosalie eilte in ihr Zimmer, verriegelte sich und bat Gott um Beistand. Ein anderer Wagen brachte Rosaliens sämmtliche bei dem Grafen zurückgelassene Sachen, und er hatte gegen Gawinski erklärt, daß solche bloß bei ihm so lange aufbehalten wären, weil Rosalie seine Briefe, worin auch die Bitte enthalten gewesen, über alles, was er den Räubern abgenommen, zu verfügen, unbeantwortet gelassen hätte. Von ihr sprach er mit hoher Achtung und Zärtlichkeit, bereuete das Vergangene, bot ihr sein Herz und seine Hand an und hatte den Kanonikus beschworen, sein Fürsprecher zu seyn.

Wie, sagte Rosalie nicht ohne Rührung, könnte ich Liebe und Achtung für ihn hegen, wie dem Herzen und den Gesinnungen eines Mannes trauen, den ich bereits von einer so nachtheiligen Seite kennen lernte!

Gott verwirft den Reuigen nicht, antwortete Gawinski, und ein edles Weib hat oft den leichtsinnigen und leidenschaftlichen

Gatten gebessert, und daher, theuerste Freundin, so wenig ich Sie bestimmen will, übertragen Sie wenigstens den Antrag. Der Graf wird übermorgen selbst anfragen, ob Sie ihm noch einige Hoffnung gestatten, und welche Beweise von Reue und Besserung Sie von ihm fordern wollen.

Schweigend erröthete Rosalie, sie fühlte, daß der Mann, für den ihr Herz einst so innig schlug, ihr noch nicht gleichgültig war; aber zugleich trat auch das Bild der unglücklichen Vincentia vor ihre Seele. Die Mutter des Kanonikus ließ indeß Rosaliens Sachen in das Zimmer bringen, trieb sie neugierig den Kasten zu öffnen, bewunderte die herrlichen Kleidungsstücke und ein paar Rollen Dukaten, die Rosalie für die verkauften Gemälde gesammelt hatte, wurde ganz entzückt, als ihr diese einige kleine Geschenke machte. Und was wird, sagte sie, noch in diesem Schächtelchen seyn, welches mir der Diener des Grafen ganz besonders empfahl?

Dieses gehört nicht mir, sagte Rosalie.

So öffne es wenigstens, rief die neugierige Alte.

Es war jener Ring, den er zu Warschau an Rosaliens Finger gesteckt hatte, und den ihm diese nachher zurückgesandt hatte. Auf einem elfenen Zettel standen dabei die Worte: Durch Dich, Rosalie, lernte ich erst wahre Liebe kennen; verliere mich daher nicht, sondern werde mein guter Engel, und führe mich zur Tugend und zum Glück. Allmächtiger! sagte Rosalie und blickte gen Himmel; sie hörte nicht auf die schwatzhafte Alte, denn ihr Herz wurde von mannigfachen Gefühlen bestürmt. Gawinski, dessen Rath sie forderte, zuckte bedenklich die Schulter. Gott und die Heiligen, sagte er, mögen Sie zum wahren Glücke leiten, Ihr eigenes Herz muß hier entscheiden.

So verging der Tag. Am folgenden Tage, so wenig eitel Rosalie auch war, that es ihr doch wohl, in einer anständigen Kleidung zur Messe gehen zu können. Mit hoher Andacht im Busen lag sie auf den Knien und betete. Jetzt erschien der Graf in höchster Pracht von seinen Dienern umgeben, und ein Blick voll Wehmuth und Liebe, den er auf Rosalien warf, verfehlte nicht alle Wirkung. Die Erinnerung jener frühern Gefühle, jener schönen Hoffnungen erwachte in ihrer Seele. Ihre

Andacht war gestört; sie machte sich Vorwürfe, aber unterdeß, sie dieß zerstreut, konnte nicht beten, beschloß, ihr Anliegen Gott und den Heiligen in einer ruhigeren Stunde vorzutragen, und kam nun darüber bewegt aus der Kirche zurück.

Auf ihre Gesundheit hatte dieses Alles wichtigen Einfluß gehabt, sie kränkelte schon seit einiger Zeit, aber, um nicht zu belästigen, litte sie manchen Schmerz ohne Murren und Klagen. Dieses war auch jetzt der Fall, denn die Begebenheiten des heutigen Tages hatten sie heftig angegriffen. Ueber schaffte ihr Trost und Linderung, daher eilte sie gegen Abend in die Kirche und betete mit glühender Andacht vor jenem Altare der Verkündigung Mariens und kniete jetzt lange auf derselben Stelle, auf welcher sie vormals als Kind oft die Hände betend gen Himmel gehoben hatte. Ihr langes Ausbleiben fing an Besorgnisse zu erzeugen, da kehrte sie in einer heftigen Gemüthsbewegung zurück, die gleich der erste Anblick verrieth. Sie begegnete der alten Sawinska, und rief, indem sie solche lebhaft umarmte: Gute Mutter, Gott hat mit unaussprechlicher Gnade und Barmherzigkeit auf mich herabgeblickt; ich werde Ruhe und Zufriedenheit wie-

befinden. Diese erbat ich mir, allein es war düster in meiner Seele; da flehte ich zu Gott, mir wenigstens die Kraft zum Beten, des Herzens Ruhe oder ein stilles Grab zu verleihen, blickte nun zu dem Altar empor, und, es ist nicht Täuschung, nein! Gottes Barmherzigkeit wird mir den Weg des Glückes zeigen; denn der Engel — ich wiederhole, es war nicht Täuschung — er neigte die Lilie gegen mich.

Der Kanonikus Gawinski behandelte sie mit Schonung, denn er wußte, wie mannigfache Gefühle in ihrer Seele aufgeregt waren, und ermahnte sie, sich zu beruhigen. Sie aber warf sich noch am Abende auf die Knie, und betete mit Inbrunst. O, sagte die Mutter des Kanonikus, wer so zu beten vermag, der muß auch Erhörung finden. Diese wünschte jetzt jede kleine Härte, deren sie sich sonst gegen Rosalien schuldig gemacht hatte, zu vergüten, und schlich sich daher auch am folgenden Morgen, um ihren Schlaf nicht zu stören, leise aus dem Zimmer. Häusliche Geschäfte fesselten sie, bis endlich der Kanonikus nach Rosalien fragte. Ich will sie wecken, sagte die Alte und trat an ihr Bett. Mit gefaltenen Händen, mit jenem sanften Lächeln, das immer den

schkarn Mund umschwebte, aber mit bleicher Wange [illegible] sie da. Zitternd griff die Alte nach Rosaliens Hand, sie war starrend kalt. Die reine Seele hatte bereits die irdische Hülle verlassen und war zum bessern Leben hinüber geschlummert. Auf das Geschrei der Alten stürzte Jeder aus dem Hause herbei; Jammer und Thränen waren allgemein.

In diesem Augenblick trat der Graf in das Haus. Er, bei dem Ungeduld ein Sehnen nach der Entscheidung seiner Wünsche erzeugte, sah die Verwirrung, seine Fragen blieben unbeantwortet. Ihn überfiel eine Todesangst: so folgte er dem Jammer und trat vor Rosaliens Leiche. Schrecken und Verzweiflung stürmten jetzt auf ihn los, vergeblich rang er die Hände, vergeblich bat er Gott um Erbarmung. Der herbeigerufene Arzt versicherte, hier könne menschliche Hülfe nicht mehr wirken. Alle Trostgründe der Religion bot jetzt Gawinski, zur Beruhigung des verzweifelnden Grafen auf. O! rief dieser, Tausende von Messen will ich lesen lassen, eine ewige Messe will ich für das Heil ihrer Seele stiften.

Sie bedarf, sagte Sawinski, unseres Gebets nicht. Seliger Geist, gute Rosalie, reine, schuldlose Seele, bete Du für uns!

Was soll ich denn thun? rief der Graf, indem er Augen und Hände gen Himmel hob.

Verbessern Sie, antwortete Sawinski, alles Böse, das Sie verübten, soweit als es noch in Ihren Kräften steht; handeln Sie, so wie es Ihnen Religion, Tugend und Pflicht gebieten; der selige Geist unserer Rosalie wird alsdann segnend auf Sie herabblicken, und der Gedanke, ihrer nicht unwürdig, dereinst in den Wohnungen des ewigen Friedens mit ihr vereint zu seyn, wird Ihnen Muth und Kraft zum Handeln und Dulden verleihen.

Radomski folgte dem Rathe. Die tobende Heftigkeit seines Schmerzes nahm ab; aber die Ruhe kehrte nie wieder in seine Seele zurück. Unzufrieden mit sich selbst, voll Abscheu gegen eine Welt, die ihm keine Freuden mehr darbot, und doch voll Furcht vor dem Tode und dem Richter jenseit des Grabes, verlebte er einige Jahre. Viel gab er den Armen, verschenkte seine Güter an Klöster und milde Stiftungen, trat zuletzt selbst in den Karthäuser Orden, wo er nach einigen Monaten nicht ei-

ne Hoffnung auf die göttliche Barmherzigkeit ſtarb. Ehe er in das Kloſter ging, betete er oft, ſelbſt mit Thränen, auf dem Grabe Roſaliens, welches er mit einem Marmor bedecken ließ, worauf ihr Name, Geburts- und Sterbetag und unter dieſen die von Gawineki gemachte Grabſchrift eingehauen war:

Viel litt Roſalie hier auf dieſem Ball voll Mängel,
Doch blieb ihr frommes Herz dem Himmel nur verwandt.
Drum war ihr Tod der Ruf von einem Friedensengel,
Sanft wie der Druck vom Freundes Hand.